

# GEO EPOCHE

## KOLLEKTION

NR. 1



Das  
Beste aus  
GEO  
EPOCHE

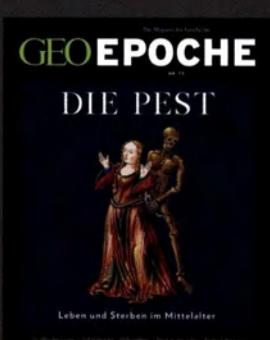
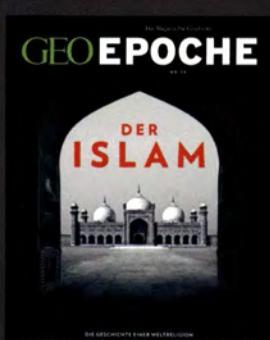
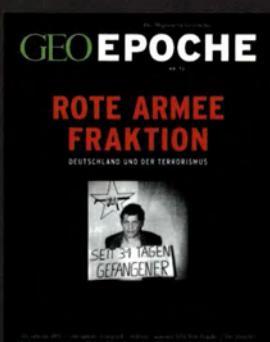
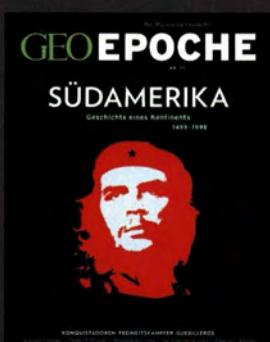
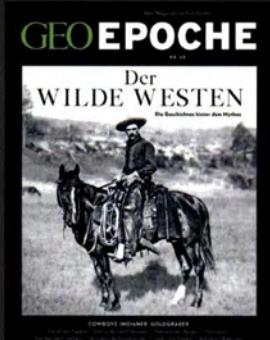
Deutschland € 12,50 · Schweiz 19,80 sFr · Österreich € 14,50  
Benelux € 14,80 · Italien € 16,80

4 190440 812500 01

# Das Mittelalter

Der Alltag in einer bewegten Zeit

# HEFTE, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90  
oder auf [www.geoshop.de](http://www.geoshop.de). Nur solange der Vorrat reicht.

## Liebe Leserin, lieber Leser

**V**iermal im Jahr wird künftig die Redaktion von *GEOEPOCHE* die besten Beiträge aus früheren Heften noch einmal aufbereiten: in der neuen Reihe *GEOEPOCHE KOLLEKTION*, deren erste Ausgabe Sie in Ihren Händen halten.

Wir präsentieren Ihnen darin die unserer Meinung nach interessantesten und spannendsten Geschichten zum Wiederlesen, hier und da behutsam aktualisiert, in einem neuen Layout und mit besonders hochwertiger Ausstattung.

Die Reihe gibt uns die Möglichkeit, Beiträge zu bestimmten Themen der Menschheitsgeschichte neu zusammenzustellen. Oder mit einer Ausgabe auf ein besonderes Jubiläum zu reagieren. Oder auch andere Schwerpunkte zu setzen als in *GEOEPOCHE*.

So widmet sich das vorliegende Heft ausdrücklich nicht der Herrschergeschichte des Mittelalters oder der großen Politik jener Jahrhunderte zwischen Antike und Neuzeit, sondern (von wenigen Ausnahmen abgesehen) der Geschichte von unten: den einfachen Menschen und ihrem Alltag.

Etwa den Bewohnern des Pyrenäendorfes Montaillou, in dem im Sommer 1320 Abgesandte der heiligen Inquisition erscheinen, weil sie unter den Bauern Ketzer vermuten. Oder den Juden von Köln, die 1349 zu Zeiten des Schwarzen Todes Opfer eines Pestpogroms werden. Oder jenen englischen Bauern, die derart unter den Lasten von Arbeitsgesetzen und Kriegssteuern leiden, dass sie 1381 den Aufstand gegen den Adel wagen. Oder dem Hansekaufmann Hildebrand Veckinchusen, der um 1400 in Brügge ein großes Vermögen verdient – und es wieder verliert.

Der Schwerpunkt des Heftes liegt dabei auf dem hohen und späten Mittelalter. Es ist eine Zeit ungeheuer politischer, sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Dynamik: In England und Frankreich entstehen die Vorformen moderner Staaten, jahrhundertealte Lehnsbeziehungen lösen sich langsam auf. Überall in Europa knüpfen Unternehmer Handelsbeziehungen, die schon bald weit über den Kontinent hinausreichen. Kaufleute und Bankiers erfinden den Kapitalismus. In Städten wie Paris, Oxford, Prag und Heidelberg werden die



ersten Universitäten des Abendlandes gegründet. Und in der Toskana kommt es schließlich zu einer Revolution der Kunst.

Immer mehr Menschen lernen in dieser Zeit lesen und schreiben. Ihre Briefe, Geschäftsunterlagen und Chroniken liefern detaillierte Berichte über die Welt im Wandel, in der sie leben. Und auch die Malerei widmet sich nun häufiger dem Alltäglichen, nicht mehr nur der Religion.

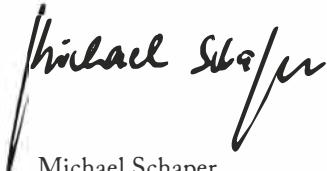
Wir beenden unser Heft mit drei Beiträgen – über den Maler Jan van Eyck, den Söldnerführer und Mäzen Federico da Montefeltro sowie den Erfinder Johannes Gutenberg –, die alle gemeinsam vom Aufdämmern einer neuen Zeit künden. Einer Epoche, die noch zu weitaus größeren Umstürzen führen wird als das ausgehende Mittelalter.

Aber das ist ein anderes Thema – für eine spätere Ausgabe von *GEOEPOCHE KOLLEKTION*.

\*

Sie können die neue Heftreihe selbstverständlich auch abonnieren. Weitere Informationen finden Sie unter [www.geo-epoche.de/mittelalter](http://www.geo-epoche.de/mittelalter).

Herzlich Ihr

  
Michael Schaper

# INHALT

## N°1 – Das Mittelalter

Die besten Geschichten aus GEOEPOCHE



**Handel** Kaufleute wie Francesco Datini sind die neue Elite Italiens und erschaffen im 14. Jahrhundert den Kapitalismus



**Inquisition** Mit Feuer und Schwert verfolgt die katholische Kirche jeden, der von der herrschenden Lehre abweicht



**Burgen** Die mächtigen Adelsfestungen zeugen von den häufigen Kriegen und Fehden im Mittelalter

**Burgenland** Von ihren trutzigen Festungen aus herrschen Adelige über das Heilige Römische Reich ..... 6

**Kathedrale von Reims** Im Wettstreit um die schönste Kirche entsteht in Frankreich ein himmelstürmender Dom ..... 74

**Florenz** Die italienische Handelsmetropole wird zum Zentrum einer folgenreichen kommerziellen Umwälzung ..... 22

**Pest** Es ist die größte Katastrophe des Zeitalters: 1347 erreicht eine tödliche Pandemie das Abendland ..... 90

**Hermann von Reichenau** Ein Benediktinermönch ist der wohl bedeutendste Gelehrte des 11. Jahrhunderts ..... 33

**Albertus Magnus** Der Theologe lehrt seine Zeitgenossen die Philosophie eines heidnischen Denkers ..... 107

**Hoffest in Mainz** Im Jahr 1184 lädt Kaiser Friedrich I. zu einem Turnier ein – und Tausende Ritter folgen seinem Ruf ..... 34

**Die Ordnung der Gesellschaft** Oben und Unten sind streng voneinander geschieden – durch göttliche Fügung ..... 108

**Ketzerverfolgung** Einer der unbarmherzigsten Inquisitoren im Namen Christi ist ein französischer Mönch ..... 48

**Hildegard von Bingen** Nur wenige Frauen ihrer Epoche haben so viel Einfluss wie die heilkundige Äbtissin ..... 122

**Fehde** Kriege, Kämpfe und brutale Selbstjustiz gehören im Mittelalter zum Alltag ..... 60

**Nikolaus von Kues** Nach Jahrzehnten der Spaltung versucht der Geistliche, die katholische Kirche wieder zu einen ..... 133

**Walther von der Vogelweide** Der gefeierte Minnesänger ist auch ein politischer Dichter – und ein gefürchteter Spötter ..... 73

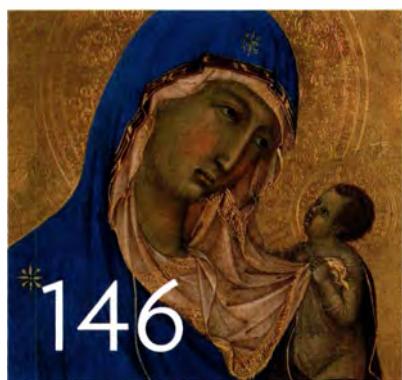
**Bauernaufstand** Englische Rebellen tragen ihren Freiheitskampf bis nach London. 1381 stürmen sie die Kapitale ..... 134



6



108



146



74

**Siena** So lebensnah wie nie zuvor porträtiert der italienische Maler Duccio Maria und das Jesuskind

**Kathedralen** In jahrhundertelanger Arbeit errichten Baumeister Gotteshäuser, die alles Dagewesene übertreffen

**Eike von Repgow** Im Auftrag eines Landadeligen entsteht die erste Sammlung deutscher Rechtsnormen ..... 145

**Johannes Gutenberg** Eine geniale Erfindung führt Mitte des 15. Jahrhunderts zum Anbruch der Moderne ..... 202

**Siena** In der Toskana lösen Maler wie Duccio di Buoninsegna ab 1300 eine Revolution in der Kunst aus ..... 146

Autoren / Impressum / Bildquellen ..... 201

**Ruprecht I.** Um seinen Untertanen zu imponieren, begründet der Pfälzer Kurfürst die Universität Heidelberg ..... 161

Vorschau Das Deutsche Kaiserreich ..... 218

**Landkarten** Der Glauben prägt das mittelalterliche Weltbild – viel stärker als wissenschaftliche Erkenntnis ..... 162

**Jan van Eyck** 1434 vollendet der niederländische Meister eines der rätselhaftesten Kunstwerke der Geschichte ..... 172

Sie erreichen die GEOEPOCHE-Redaktion online auf Facebook oder unter [www.geo-epoch.de](http://www.geo-epoch.de). Auf unserer Website finden Sie auch ein Verzeichnis aller bisher erschienenen Ausgaben

**Hanse** Die Handelsorganisation ist eine Wirtschaftsmacht, wie es sie in Europa noch nicht gegeben hat ..... 178

Titelbild: Digital bearbeitete Version einer um 1415 entstandenen Miniatur der Brüder von Limburg. Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Redaktionsschluss: 20. November 2015.

**Urbino** Federico da Montefeltro ist Feldherr und Feingeist – und typisch für die aufkommende Renaissance ..... 196

# Burgenland

*Von ihren mächtigen Festungen aus beherrschten  
im Mittelalter adelige Herren das Reich der Deutschen. Die  
mehr als 20 000 Burgen sind ihnen Bollwerke, Paläste,  
Musenhöfe. Manche haben die Jahrhunderte überdauert –  
als Monumente einer dramatischen Zeit*

— Fotos: BERTHOLD STEINHILBER



## Burg Eltz

*Seit 33 Generationen in Familienbesitz:  
Eine Urkunde von 1157 erwähnt Rudolfus de  
Elze. Mindestens seit dieser Zeit gehört dem  
Geschlecht die im Laufe der Jahrhunderte durch  
zahlreiche Anbauten erweiterte Eifelfeste*

## Burg Heidenreichstein

*Wuchtige, fast fensterlose und bis zu 4,5 Meter starke Mauern schützen die um 1190 gegründete Feste in Niederösterreich. Nur die Küche, deren Außenkamin an der Mauermitte in die Höhe führt, sowie wenige Stuben (unten) werden beheizt, viele Räume bleiben kalt und feucht. Einfache Soldaten und Diener müssen auf Stroh schlafen, allein die Adelsfamilie ruht in stoffumhüllten Federbetten*





Deutsche Burgen – 1080 bis 1450



# Marksburg

*Hauptzweck einer Burg ist der Schutz im Kriegsfall. Seit dem 8. Jahrhundert errichten die Adeligen Mitteleuropas Wehrbauten, die immer komplexer ausgeführt werden – wie die um 1220 gegründete Marksburg am Rhein. Die niemals zerstörte Feste wird noch heute vom 39 Meter hohen Bergfried beherrscht. Der Hauptturm eines Adelsitzes ist Ausguck, Verteidigungsbollwerk und Statussymbol zugleich*





## Burg Kriebstein

*Über der Zschopau in Sachsen erhebt sich  
diese um 1400 errichtete Spornburg – so werden  
Anlagen genannt, die am Ende einer Bergzunge  
errichtet worden sind: Zu drei Seiten fällt das  
Gelände steil ab, nur eine Seite ist leicht zugänglich.*

*Es ist der am weitesten verbreitete Burgtyp  
im deutschen Mittelalter. Die Baumeister nutzen  
bei der Konstruktion auch Techniken, die für  
gotische Kathedralen charakteristisch sind – wie das  
Kreuzrippengewölbe in der imposanten Halle  
der sächsischen Feste zeigt (oben)*

## Burg Ehrenfels

*Als Zollstation dient die Feste auf einem Fels über dem Rhein: Von hier aus lässt der Erzbischof von Mainz, der ranghöchste deutsche Kurfürst, seit etwa dem Jahr 1200 den Schiffsverkehr auf dem Strom überwachen; alle, die hier vorbeifahren wollen, müssen Gebühren entrichten – bis auf 61 Adelige, die in einem speziellen Register aufgeführt sind. Durch steile Abhänge sowie einen Graben und die 20 Meter hohe Schildmauer abgeschirmt, ist das Kastell jahrhundertelang uneinnehmbar. Erst Ende des 17. Jahrhunderts besetzen französische Truppen die Burg und zerstören sie*









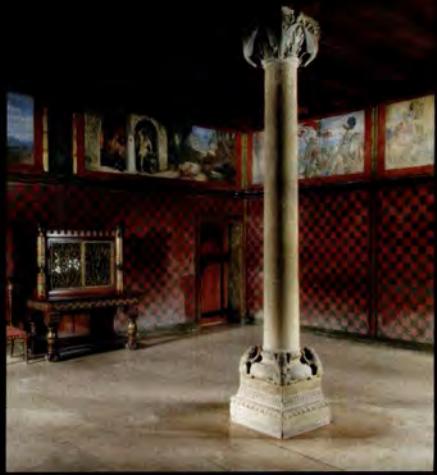
## Burg Vischering

*Im Flachland lassen sich keine Wehrbauten auf leicht zu verteidigenden Gipfeln errichten, sie werden deshalb von gefluteten Gräben umgeben. Diese Wasserburg im Münsterland wird wohl im 13. Jahrhundert gegründet, allerdings sind alle Dokumente zur Frühzeit der Baugeschichte verschollen – zerstört vielleicht bei einem Brand, der 1521 die Anlage verheert hat*



# Wartburg

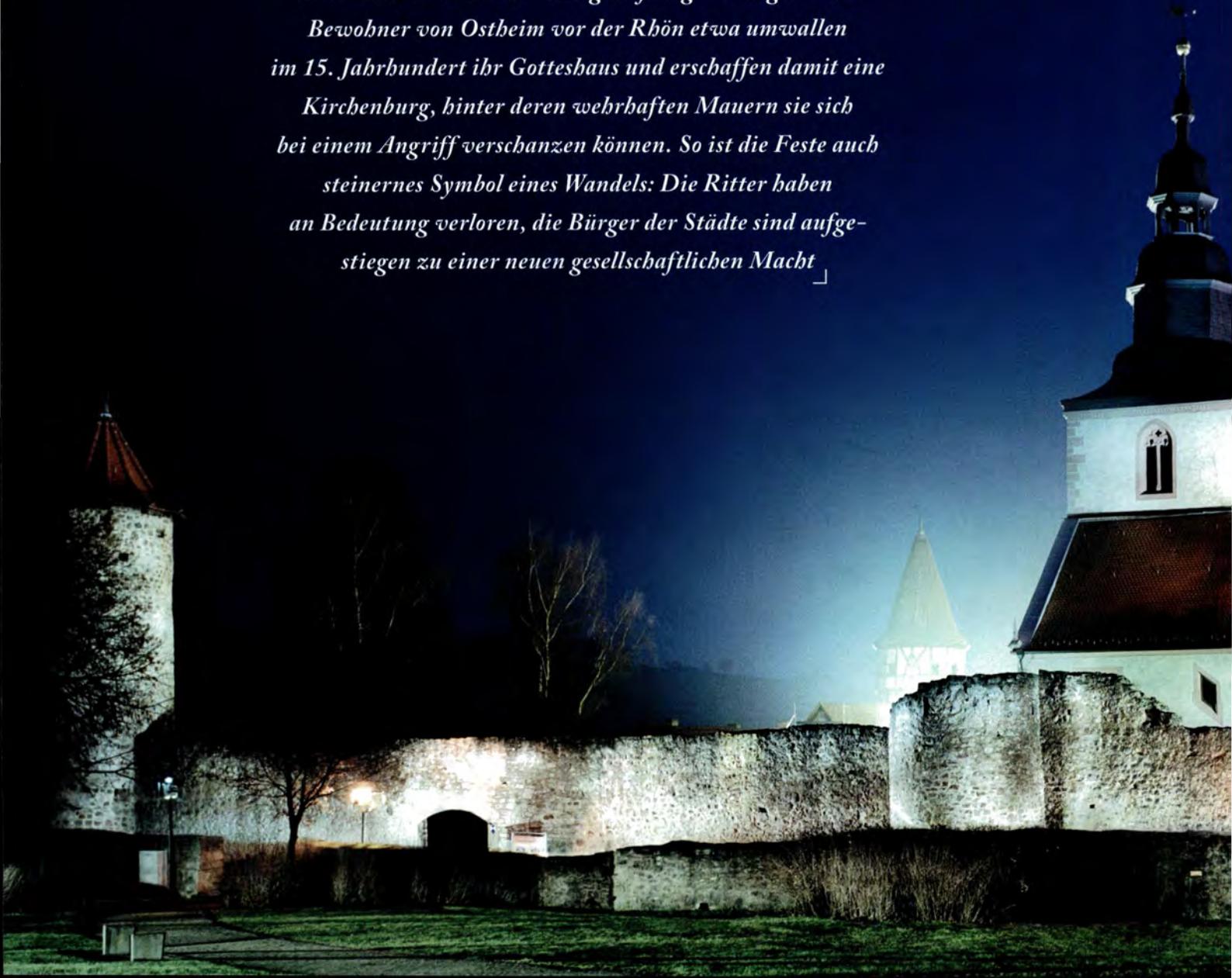
*Die Landgrafen von Thüringen, die im Palas leben, dem prächtigen Wohntrakt (im großen Foto ganz links; unten das im 19. Jahrhundert neu gestaltete Landgrafenzimmer), machen die Wartburg zum Mythos: Um 1200 laden sie berühmte Minnesänger wie Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide ein, der Legende nach zu einem Wetttreit. Und 1521 versteckt der Burgherr in seinen Gemäuern sogar einen religiösen Flüchtling: Martin Luther, der hier das Neue Testament ins Deutsche übersetzt*



Deutsche Burgen - 1080 bis 1450

## Ostheim

*Im späten Mittelalter bauen in den deutschen  
Ländern nicht mehr nur Adelige befestigte Anlagen – die  
Bewohner von Ostheim vor der Rhön etwa umwallen  
im 15. Jahrhundert ihr Gotteshaus und erschaffen damit eine  
Kirchenburg, hinter deren wehrhaften Mauern sie sich  
bei einem Angriff verschanzen können. So ist die Feste auch  
steinernes Symbol eines Wandels: Die Ritter haben  
an Bedeutung verloren, die Bürger der Städte sind aufge-  
stiegen zu einer neuen gesellschaftlichen Macht*





# EINE NEUE ELITE

---

Importe aus aller Welt, die Öffnung fremder Märkte,  
die Erfindung von Banken, Versicherungen und Kapitaleinsatz:  
Das Abendland erlebt im 14. Jahrhundert eine kommerzielle  
Revolution – den Beginn der modernen Wirtschaft. Zentrum dieser  
Entwicklung ist die italienische Stadt Florenz

---

— Von CHRISTOPH KUCKLICK



Der Italiener Francesco  
Datini ist einer jener Männer,  
die im 14. Jahrhundert den  
Kapitalismus erschaffen: Kauf-  
leute wie er treiben Handel  
auf drei Kontinenten, operie-  
ren mit Wechseln und nutzen  
die doppelte Buchführung –  
alles mit dem Ziel, möglichst  
hohe Gewinne zu machen

# U

Unkundige werden später sagen, sein Zeitalter sei beschränkt gewesen. Und finster. Pah! Haben sie übersehen, wie es in seinem Kontor funkelt, von tausend Saphiren Indiens, von den goldenen Fäden persischen Brokats, vom Silber der Tiroler Gruben? Waren aus aller Welt liegen bei ihm auf Lager: chinesische Seide und englisches Wolltuch, Lack aus Marokko, Straußeneier aus Afrika, indisches Pfeffer, Damaszener Zucker.

Seine Frau trägt Mäntel aus arabischem Kamelhaar und den besten Damast aus Bagdad, Smaragde und Rubine aus Golconda schmücken ihre Finger. Ihre Sklaven, je 50 Gulden wert, stammen aus Russland und Tscherkessien – er hat sie auf dem großen Menschenmarkt von Mallorca gekauft.

Engstirnig? 140 000 Briefe gehen in 60 Geschäftsjahren über sein grob gezimmertes Schreibpult, und jeder erfordert Weitsicht und schnelle Entscheidungen: In London feiert man einen Sieg über Frankreich – rasch Juwelen liefern; Fürstenhochzeit in Barcelona – Seidensamt und Schmuck hinschaffen. Ein Agent aus Brügge meldet Überschwemmungen in Flandern, 2000 Opfer, und schreibt seinem

Chef: „Rechnet, Padre, mit steigenden Preisen für Wolltuch.“

Anstrengend ist sein Leben. Meist schläft er nur vier Stunden, arbeitet bis spät in die Nacht und bis zur völligen Erschöpfung. Manchmal verlässt er das Pult viele Tage nicht, sogar die Mor-

genmesse lässt er ausfallen. Nichts als Briefe schreiben, planen, Verträge machen, riskieren, bangen, Gewinne buchen und Verluste.

Nein – man hätte Francesco di Marco Datini, Fernhändler aus Florenz, Empor-

kömmling, herrischer Egoist und großzügiger Wohltäter, nicht davon überzeugen können, dass sein Jahrhundert, das 14., bedächtig, ja rückständig gewesen sei. Für ihn ist es ein Rausch, eine Zeit gewaltiger Veränderungen.

Und so wie er empfinden viele.

Eine großartige Geschäftigkeit hat Europas Kaufleute erfasst. Nie zuvor sind so viele Völker einander so

Mit gut 90 000 Einwohnern ist Florenz um 1300 eine der größten Städte Europas – und eine frühe kapitalistische Metropole (Zentrum mit Rathaus, um 1600)







**Die ersten italienischen Banken bestehen, wie auf diesem Fresko aus dem späten 14. Jahrhundert dargestellt, oft aus kaum mehr als dem Wechsel-**  
**tisch und werden von zwei oder drei Geschäftspartnern geführt**

nahe gerückt, nie zuvor sind so viele Güter über solche Entfernungen gehandelt worden. Grenzen werden überwunden, die Kommunikation beschleunigt sich, Handelsströme schwellen an.

Lange vor Kolumbus und der anschließenden Expansion Europas kommt es bereits vom 13. Jahrhundert an zu einer kommerziellen Revolution. Schon bald sind Europa und Asien von einem engmaschigen Handelsnetz überzogen, selbst weit entfernte Märkte stehen nun in Verbindung. Gewürznelken von den Molukken finden über 12 000 Kilometer ihren Weg nach Schottland. Gold aus den Gruben Afrikas taucht in Burma und Vietnam auf. Seide aus China ist in Nürnberg begehrt. Händler der Hanse bringen Pelze aus Russland nach Südspanien.

Mit den Waren wandern die Menschen: Deutsche Färber arbeiten in Florenz, flämische Weber in England. Venezianer unterhalten Kaufmannskolonien in Konstantinopel und der Levante, Genueser Händler errichten um 1300 eine Niederlassung in China.

In Florenz dirigiert Francesco Datini um 1390 einen Konzern mit 82 Filialen von Algerien bis London, von Lissabon bis Alexandrien.

hältnisse bis in entlegene Gebiete Europas miteinander kommunizieren.

Die Wahl eines Papstes, eine Hungersnot in Frankreich, ein Abkommen zwischen Christen und Türken, Piraten vor Zypern: All das erfährt und deutet der Händler, sein Horizont ist so weit wie die bekannte Welt. Vor allem aber steht er für einen neuen Menschentyp, ein Produkt dieser kommerziellen Revolution: den Aufsteiger.

# F

Francesco Datini wird als Sohn eines armen Schankwirts im toskanischen Prato geboren, wahrscheinlich 1335, aber genau wissen wir das nicht, und er weiß es auch nicht. Kinder seines Standes werden nicht immer registriert.

Außer enormem Ehrgeiz hat er nicht viel mitbekommen. 1348 rafft die Pest Vater und Mutter und zwei Ge-



**Stoffhändler messen Tuche ab und schneiden sie zu. Der Verkauf von Textilien, die in den mehr als 200 Florentiner Wollwerkstätten produziert werden, ist die Grundlage für den Reichtum der Stadt am Arno**

schwister dahin. Mit 15 geht Datini allein nach Avignon.

Wie er sich das Startkapital beschafft hat? Auch das wissen wir nicht. Aber wenige Jahre später ist er selbstständiger Kaufmann und handelt zunächst meist mit Waffen. Ohne Skrupel beliefert er alle Seiten: Kesselhauben und Kürasse an die Reiter des Papstes, Panzerhemden und Beinharnische an marodierende Söldner.

Rasant wächst das Geschäft, ständig kommen neue Waren hinzu: Salz, Juwelen, Andachtsbilder, Gewürze, Elfenbein, Metallwaren, Färbemittel (Galläpfel aus Rumänien, Waid aus Thüringen) und Stoffe, vor allem Stoffe. Diese Vielfalt ist üblich, Fernhändler dieser Zeit sind oft Universalisten.

Methodisch häuft Datini Gewinne an, mal acht Prozent für Pfeffer, mal 21 Prozent für Seidenschleier aus Perugia, mal eine hübsche Summe aus dem Verkauf von Kunstwerken. Mit 35 Jahren ist er ein angesehener Mann.

Hat er auch ein Leben neben der Arbeit? Ja, er sei ein Mensch, schreibt ein Freund, „der alle Freuden des Leibes genossen hat, der immer Weiber hatte, nichts als Rebhühner verehrte“.

1382 kehrt Datini nach Italien zurück, 1386 siedelt er nach Florenz über, in die führende Metropole Europas. Seine Ehe mit der 24 Jahre jüngeren Margherita bleibt kinderlos.

Manchmal sieht man ihn durch die Gassen gehen, hochgewachsen, glattes Gesicht mit tief liegenden Augen. Manchmal trägt er blaue Strumpfhosen und einen Rock aus dunklem *ciamboletto*, einem Stoff aus Ziegen- oder Kamelhaar. Manchmal wählt er den grauen *mantello*, einen Umhang, der am Hals geschlossen wird und bis zum Boden reicht, oder einen *gonnelone*, einen langen Rock wie eine Richterrobe. Zehn Stück besitzt er.

Konservativ kleidet er sich, die kurze französische *gonnella a tunica*, die gerade en vogue ist, findet nicht seine Zustimmung. Auch seine Kopfbedeckung ist altägyptisch: eine *cappuci*, Standestracht des wohlhabenden Bürgertums, der Juristen und Ärzte, aber doch sehr brav – sie verhüllt Stirn, Oh-



Auf den meisten mittelalterlichen Märkten werden nur regionale Güter gehandelt, etwa Gemüse. Doch in Florenz gelangen Waren aus aller Welt auf die Verkaufstische – etwa Gewürze von den Molukken oder Seide aus China



Von der Konjunktur im Spätmittelalter profitieren nicht nur Fernkaufleute wie Datini, der einen Konzern mit zahlreichen Niederlassungen in Europa führt. Auch lokale Unternehmer – hier ein Apotheker – machen gute Geschäfte

ren und Hals, nur sein Gesicht bleibt frei, sein schwermütiges Gesicht.

Francesco Datini ist ein melancholischer Mensch, und er kämpft wohl dagegen an, indem er energisch Ruhm und Reichtum mehrt. Jede Entscheidung in seinem Konzern trifft er allein. Er häuft ein großartiges Vermö-

gen an, kauft allein in Prato 21 Häuser, hält ausschweifende Festmäher.

Könige schicken Gesandte, Päpste Bittsteller, aber mit der Politik lässt er sich nicht ein, aus Klugheit und aus Dünkel: Was sind ihm Könige! Er beherrscht die Welt als Händler, als Bürger, als Vertreter einer neuen Klasse.

Jede ökonomische Veränderung bringt soziale Verwerfungen, schafft Gewinner und Verlierer. Die Sieger dieser Jahre sind die aufblühenden Metropolen und ihre selbstbewussten Kaufleute.

In den Städten – London, Antwerpen, Florenz, Kairo, Samarkand, Hangzhou – ballen sich ökonomische Nachfrage und kreative Energie. Die Stars der neuen Zeit sind die Fernkaufleute, Abenteurer des aufkeimenden Kapitalismus. Die risikofreudigen Unternehmer sprengen das starre Gefüge der mittelalterlichen Stände der *oratores, bellatores* und *laboratores*, der Betenden, Kämpfenden und Arbeitenden.

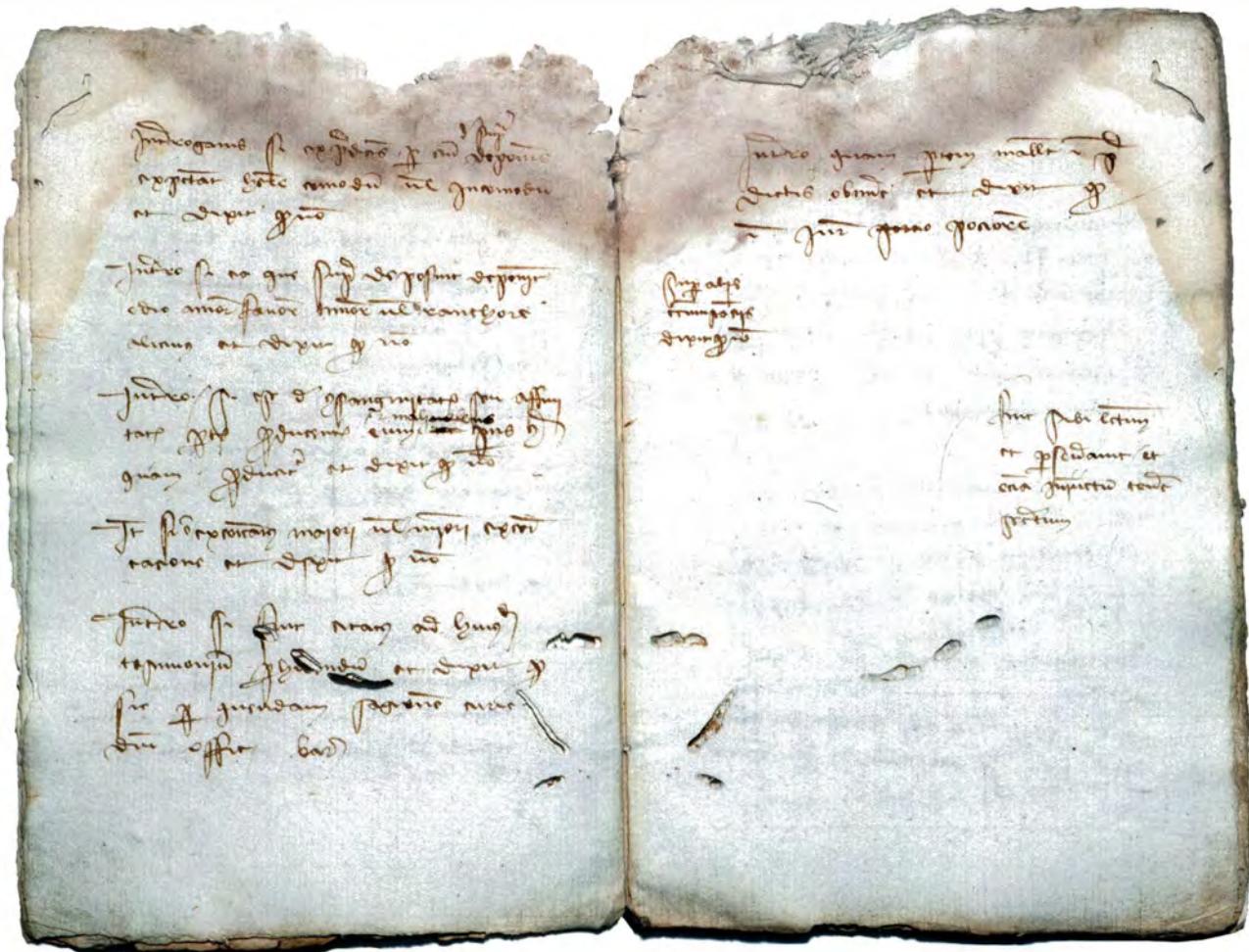
Für Kaufleute zählt weder Herkunft noch Name, sondern allein das wirtschaftliche Geschick.

Wie aber führt man die weitverzweigten Handelshäuser, wie entwickelt sich die Kunst des Managements? Francesco Datini folgt dem Trend der Zeit, beschreitet neue Wege und schafft eine Art Konzern

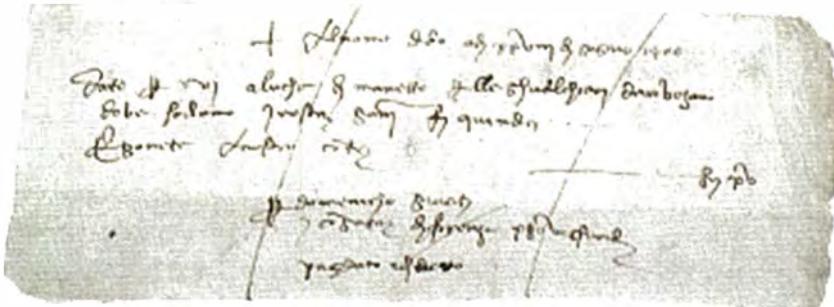
Er gründet im Lauf der Jahre eine Unmenge von Firmen, in die meist er das Kapital und seine Partner ihre Arbeit investieren. Diese Gesellschaften bestehen selten länger als drei Jahre, sodass der Konzern ständig erneuert wird und sehr flexibel auf veränderte Marktlagen reagieren kann.

Jede Gesellschaft arbeitet auf eigenen Profit: Die Färberei Francesco di Marco Datini & Niccolò di Piero aus Prato verkauft zum Beispiel mehrere Ballen Tuch an die Firma Francesco di Marco Datini & Stoldo di Lorenzo, Florenz. Die gibt die Ware weiter an die Firma Francesco di Marco Datini & Luca del Sera, Valencia, die sie gegen Perlen tauscht und die verkauft. Alle Tochterunternehmen müssen einander Provisionen und Zinsen zahlen, als wären sie Konkurrenten. Und Datini kassiert bei allen Transaktionen mit.

Die Verträge zwischen den Gesellschaftern sind so gestaltet, dass Francesco fast immer den größten Teil



Die Möglichkeit, Geschäfte über Wechsel abzuwickeln, erleichtert den internationalen Warenverkehr ungemein. Ein Händler muss nun nicht mehr große Mengen Münzgeld mit sich führen, sondern stellt eine Art Schulschein aus, den der Gläubiger bei einem in seiner Stadt ansässigen Partner des Kaufmanns einlösen kann (Wechselbuch eines katalanischen Bankiers)



Bargeldloser Zahlungsverkehr: ein Scheck der »Compagnia Domenico Piaciti« vom 28. Juni 1400 an Francesco Datinis Bank.  
Sein Institut ist eines der ersten, die Schecks akzeptieren

der Gewinne einsteckt. Wem das nicht passt, der kann ja aussteigen.

Datini ist kein einfacher Partner und Chef. Er ist anmaßend und schroff, einmal schreibt er einem begriffsstutzigen Untergebenen: „Du hast weniger Hirn als ein Spatz! Nicht einmal von Mittag bis zum Zwölf-Uhr-Läuten kannst du dir etwas merken!“

Kleinste Unregelmäßigkeiten der Angestellten bestraft er hart, mindestens mit Entlassung, oft lässt er die Leute sogar ins Gefängnis werfen.

# A

Auch das Privatleben seiner Mitarbeiter ist reglementiert: Sie dürfen keine Geliebte aushalten oder Glücksspiel betreiben. Nur Datini selbst steht über diesen Regeln; so zeugt er mit einer Geliebten die Tochter Ginevra, die er von seiner Ehefrau großziehen lässt – Chefallüren. Auch darin ist Francesco Vorbote einer neuen Zeit: Nicht mehr Geburt, sondern Erfolg privilegiert. Geld macht unangreifbar.

Vielen geht es so in Europa. Die Kaufleute erzielen immer größere Gewinne, denn sie bewegen gewaltige

Gütermengen. Bordeaux exportiert 1308/09 mehr als 100 000 Fässer Wein, die Fischer im dänischen Schonen fangen um 1400 fast 300 000 Tonnen Hering pro Jahr und verkaufen ihn vor allem nach Lübeck. Im 15. Jahrhundert erhält Venedig jährlich 10 000 Tonnen Luxuswaren aus dem Orient.

Der Fernhandel stimuliert auch das Wachstum: Im Durchschnitt expandiert die Wirtschaft zwar schätzungsweise nur um ein halbes Prozent pro Jahr, doch in den Städten zum Teil um drei bis fünf Prozent.

Das Erstaunlichste aber ist an dieser Blüte, an dieser Betriebsamkeit: dass sie überhaupt stattfindet.

Denn was steht ihr nicht alles entgegen: Reisen sind gefährlich und zermürbend. Die Wege sind schmal und unbefestigt, bei Regen tief vor Schlamm.

Überall lauern Banden und Raubritter, die auf Beute hoffen. Oder Zöllner, die Handelsreisende auf Geheiß eines Fürsten behellen.

Die Briefe der Firma Datini sind voller schlechter Nachrichten: Auf der Straße von Pisa nach Florenz „wurden einige Männer überfallen, ausgeraubt und umgebracht“. Genueser kapern ein Schiff mit Weizen, Piraten entführen vor Korsika einen Geschäftspartner.



Die Piazza del Mercato Vecchio, wichtigster Markt von Florenz. Auf solchen Plätzen kommen täglich Bankiers, Fabrikanten und Händler zusammen. Aus ihren Geschäften entwickelt sich die Dynamik des Kapitalismus

Wer kann, weicht auf Flüsse aus, die wichtigsten Verkehrswägen der Zeit. Doch auch auf den Wasserstraßen sind die Kaufleute vor der Gier der Fürsten nicht sicher: Im 14. Jahrhundert gibt es am Rhein 50 Zollstellen, an Elbe und Weser 30, über 70 an der Loire. Das treibt die Kosten in die Höhe – um bis zu 50 Prozent des Warenwerts.

Unberechenbar ist auch die Inflation. Sie entsteht etwa, wenn ein Fürst seine Feldzüge oder seinen Hofstaat finanziert, indem er heimlich den Edelmetallanteil neu geprägter Mün-

zen reduziert. Sobald die Leute dies bemerken, schwindet ihr Vertrauen in die Währung, und die Preise steigen.

Dazu kommt ein Währungschaos: Viele Lehnsherren haben das Recht, eigenes Geld zu prägen, ein universelles Zahlungsmittel existiert nicht. Ein Ablass in Burgund etwa bringt im 15. Jahrhundert 70 Währungen zusammen. 1362 findet der päpstliche Schatzmeister neun Arten Florins und acht Arten Écus in seiner Kasse.

Die Verwirrung wird noch dadurch gesteigert, dass manche Herrscher unterschiedliche Werte für die gleichen Münzen festlegen oder Münzen verwenden, die zwar den gleichen Namen tragen, sich jedoch nach Gewicht und Edelmetallgehalt unterscheiden. Zudem ändern sich mitunter

die Einheiten: Das Reichspfund zählt zunächst 20 Schillinge zu zwölf Denaren, dann 120 Pfennig zu 240 Heller, schließlich 16 Groschen zu 120 Pfennigen – bevor man aufgrund fortschreitender Entwertung auch noch das schlechte neue vom guten alten Pfund unterscheidet.

Ein Albtraum. Fernhändler müssen Hunderte von Wechselkursen kennen, und selbst das rettet sie nicht vor manchmal ruinösen Fehlkalkulationen.

Wie wollen sie bei alldem Geschäfte machen? So mächtig erscheinen die Widrigkeiten, dass nur eine Erklärung bleibt, weshalb die Probleme den Handel seinerzeit nicht erdrosselt haben: weil sie ihn entscheidend stärken.

Denn viele Hindernisse werden zu Katalysatoren für bahnbrechende

**Florenz im 15. Jahrhundert:** Inzwischen ist die Stadt der Händler auch ein kulturelles Zentrum der Renaissance



# Trotz des Erfolgs leidet Datini an SCHWERMUT

Erfindungen: Die Kaufleute sind gezwungen, sich neue Handels-techniken einfalten zu lassen. Das macht das späte Mittelalter zu einer Zeit der kommerziellen Innovation, zur Geburtsstunde der ökonomischen Moderne.

Vor allem die italienischen Städte treiben sie voran. In Genua, Venedig und Florenz findet man bereits im 13. Jahrhundert eine brillante Antwort auf das Währungschaos und die Kurschwankungen: den Wechsel, eine Art international gültigen Schultschein, der bargeldlose Zahlungen über große Entfernung ermöglicht.

Francesco Datini macht freizügigen Gebrauch von solchen Wechselgeschäften, mehr als 5000 Belege finden sich in seinem Archiv.

Die Transaktionen sind durchaus komplex: Am 12. Februar 1395 etwa zahlt ein gewisser Bartolomeo Garzoni 400 Florentinische Gulden an zwei Kaufleute in Genua, die bei Datini ein Konto unterhalten.

Die beiden Geschäftsmänner stellen über diese Summe einen Wechselbrief aus und schicken ihn nach Barcelona zur dortigen Datini-Filiale. Die wiederum zahlt die 400 Gulden (in

spanische Währung umgerechnet) an einen ortsansässigen Kaufmann aus und bucht den Betrag vom Konto der genuesischen Kaufleute ab.

Die Wechselbriefe werden nur möglich, weil das Giroverfahren, also die interne Verrechnung von Konten, inzwischen gängige Praxis ist. Schon bald zirkulieren weitaus mehr Wechsel und Buchgelder als reale Münzen.

Vorläufer moderner Banken entstehen. Gewiefte italienische Geldwechsler stapeln auf ihren Tischen längst nicht mehr nur Münzen aus ganz Europa, sondern führen auch Konten für ihre Kunden und gewähren ihnen Überziehungskredite.

Auch Datini gründet 1398 mit einem Partner ein Geldinstitut. Es bietet einen Service, der sich nur wenig



von dem heutiger Banken unterscheidet: Annahme und Ausstellung von Wechseln, Anleihen, Kredite, Kautio-nen – sowie Konten, die in mehreren Währungen gleichzeitig geführt werden. Schecks kommen auf, Datinis Bank akzeptiert sie als eine der ersten.

Gegen die Gefahren vor allem des Seetransports erfinden italienische Kaufleute im 14. Jahrhundert Versicherungen. Anfangs sind es eher schlichte Selbsthilfvereine befriedeter Fernhändler, die jeweils kleine Beträge einzahlen, um im Fall einer Havarie die Verluste zu teilen. Doch bald bieten spezialisierte Gesellschaften Versicherungspolicen an gegen alle Risiken der damaligen Zeit, Schäden durch „Gott, Meer, Menschen, Feuer, Enteignung durch Landesherren, Repressalien, Arreste, Beschlagnahme“.

Meist beträgt die Prämie zehn Prozent des Warenwerts. Datini lässt alle seine Güter versichern, sogar Sklaven – nur gegen deren Fluchtversuche und Selbstmord, „falls sie sich selbst ins Meer stürzen“, gibt es keinen Schutz.

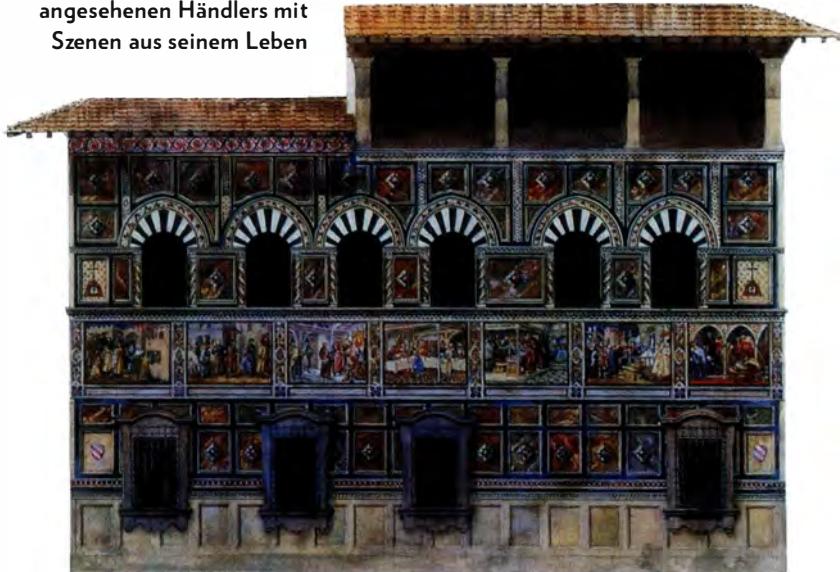
# B

Briefe und geschriebene Verträge sind längst Alltag, ein Kaufmann muss „an den Fingern stets Tintenflecke haben“. Der Zwang zum Schrifttum demokratisiert Bildung und Wissen: Die Stadt Lübeck gründet 1262 die erste Schule für den Bürgernachwuchs, in Florenz gibt es 1338 sechs kaufmännische Berufsschulen mit 10 000 Lehrlingen. Auch Fremdsprachen lernen sie dort.

Zudem setzen sich in Europa allmählich die arabischen Ziffern durch. Was für eine Erleichterung: Statt MCCCLXXVIII als Jahreszahl schreibt man nun 1378.

Die Zeiten, das ist für jedermann ersichtlich, haben sich geändert, die

**Datini stirbt 1410 in seinem Geburtsort Prato. Die Bürger schmücken das Haus des angesehenen Händlers mit Szenen aus seinem Leben**



Geburt einer neuen Mentalität ist unübersehbar.

Die Welt erscheint den Menschen nicht mehr als unabänderliche göttliche Vorgabe, sondern als Rohstoff für die eigene Kreativität. Brille, Spinnrad, Buchdruck, Bohrwinde, neue Bergbau-techniken, Schießpulver, Drahtzug-maschinen, mechanische Uhren, Kanonen, Musketen, Kompass, Heckruder: All das wird in dieser Zeit in Europa erfunden oder aus schon weiter entwi-kelten Ländern des Ostens importiert.

1416 vergibt Venedig das erste Patent für eine Erfindung (eine neue Art Walkmühle). 1453 erlässt die Stadt ein Gesetz zur systematischen Förderung von Innovationen: Man hat erkannt, dass Erfindungen kein Zufall sein müssen, sondern Ergebnis gezielten Experimentierens sein können.

Und welche Visionen sich da auftun: Kinderkreisel aus China inspirieren Entwürfe für einen Hubschrauber, ein Sienesischer Ingenieur heckt 1480 die Idee des Fallschirms aus – gebaut wird er erst 300 Jahre später.

Und bereits 1260 sieht der Franziskanermönch Roger Bacon eine Welt mit Automobilen, Unterseebooten und Flugzeugen voraus.

Francesco Datini prüft jede Erfin-dung auf ihren Nutzen, Brillen trägt er bereits wie selbstverständlich. Aber je älter er wird und je mehr er erreicht, desto mehr trübt sich seine Stimmung:

„Ich bin in so großer Besorgnis über so viele Dinge“, schreibt er seiner Frau, „dass es ein Wunder ist, dass ich nicht den Verstand verliere, denn je mehr ich suche, desto weniger finde ich.“ Sollte dieser aufgeklärte Mann, dieser harte Arbeiter, am Ende vor dem Nichts stehen?

Jedenfalls quält ihn im Alter die Frage, ob sein Leben ein Irrtum gewesen ist, ob er es dem falschen Ziel geopfert hat: Geld statt Gott.

„Um keinen Preis“ würde er es so noch einmal führen wollen, denn es war doch stets nur Sorge, nur Zweifel. Aber vielleicht wirkt dieser frühe Unternehmer deshalb so modern, weil er früh die existenzielle Angst inmitten des kommerziellen Triumphs erfährt, die Zwiespältigkeit jeder Globalisierung.

Am 16. August 1410 stirbt Francesco di Marco Datini mit 75 Jahren in Prato. Den Besitz vermachts er einer gemeinnützigen Stiftung.

Seinen Sklaven schenkt er alle-samt die Freiheit. □

# Der Weise

## VOM BODENSEE

HERMANN VON REICHENAU

**Mathematiker, Astronom, Geschichtsschreiber: Ein Benediktinermönch  
ist der wohl bedeutendste Gelehrte des 11. Jahrhunderts**

**U**m 1050 erfindet er die Säulen-Sonnenuhr: einen tragbaren Stundenweiser, bestehend aus einem senkrechten Zylinder und einem waagerechten, drehbaren Schattenstab. Weil Hermann von Reichenau auf der Skala des Zylinders die jahreszeitlichen Schwankungen der Sonnenhöhe abgetragen hat, zeigt das Gerät die lokale Zeit genauer an als herkömmliche Sonnenuhren.

Ein Geniestreich – und doch nur ein Nebenprodukt viel umfassenderer Forschungsarbeit. Denn mit dem Thema Zeit befasst sich der Benediktiner sein Leben lang: als Astronom, Geschichtsschreiber, Mathematiker und Musiktheoretiker.

Zur Welt kommt der von Geburt an geh- und sprachbehinderte Grafensohn im Jahr 1013 in Altshausen. Seine Eltern geben ihn früh in das Kloster auf der Insel Reichenau im Bodensee, wo das lernbegierige Kind zum Gelehrten heranreift.

Bücherweisheit, stellt Hermann jedoch schon bald fest, stimmt nicht immer mit den zu beobachtenden Tatsachen überein. So fragt er sich eines Tages, „warum der Mond manchmal zwei Tage vor dem errechneten Termin schon recht füllig am Himmel erscheint“.

Die Frage röhrt an Probleme der Datierung, mit denen sich die Zeitrechnungsexperten jener Tage seit Langem plagen. Immer wieder unterlaufen ihnen grobe Schnitzer, etwa bei der Datumsbestimmung zukünftiger Kirchenfeste (was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass sie glauben, Sonnenlauf und Mondbahn seien völlig gleichförmig). Bücher helfen hier nicht weiter. Was zu tun ist, steht in den Sternen:

Wer Jahr, Monat und Stunde genauer bestimmen will, muss sich bessere astronomische Kenntnisse verschaffen, am besten mit einem Astrolabium.

Das in der Antike erfundene, von Arabern weiterentwickelte Instrument zur Positionsbestimmung von Sternen ist im Abendland erst seit Kurzem bekannt. In den Klöstern kursieren Bauanleitungen und Gebrauchsanweisungen. Doch deren „verwirrte, dunkle und allenthalben verstümmelte“ Texte rufen Hermanns Groll hervor. Er verfasst die erste allgemein verständliche Konstruktionsbeschreibung.

Mit seinem eigenen Astrolabium vermisst er den Fixsternhimmel neu, berechnet den Umlauf des Mondes und stellt mit seinem „Computus“ ein verlässliches Tabellenwerk zur Zeitrechnung zusammen. Hermanns Erkenntnisse zur Chronologie schlagen sich auch in einer von ihm verfassten Weltgeschichte nieder, die von Christi Geburt bis in das Jahr 1054 reicht. Seine Schriften dienen Studenten in Paris und Oxford jahrhundertelang als Lehrbücher.

Ganz modern mutet es an, wenn Hermann „die unüberwindliche Wahrheit der Natur“ als einen Pfeiler jeglicher Wissenschaft benennt. Tatsächlich ist der Gelehrte, der sein Leben lang auf einen Tragstuhl angewiesen bleibt, seiner Zeit weit voraus.

In einer Zeit, in der Forschung vor allem als Schriftexegese begriffen wird, als Interpretation überkommenen Wissens, setzt Hermann auf Naturbeobachtung und exakte Messungen. Er stirbt 1054.

KLAUS MEYER



# ZUM RUHM DER RITTER

Im Jahr 1184 lädt Friedrich I.  
Barbarossa zu einem Fest ein, und  
Tausende Adelige folgen seinem Ruf.

Der Kaiser feiert die Erhebung  
seiner beiden Söhne zu Rittern – und  
damit jenen Stand, der wie kein  
anderer im Mittelalter für Mut und  
Treue steht und für höfische  
Umgangsformen. Doch dann zieht  
ein Sturm auf



Zur Zeit Barbarossas  
schützen noch Ketten-  
hemden die Ritter. Nach  
und nach jedoch ent-  
wickeln Schmiede aus  
Eisenplatten getriebene  
Rüstungen, die alle  
Glieder des Körpers glei-  
chermaßen umhüllen

# P

Prächtige Zelte bedecken die Wiesen der Maaraue bei Mainz. Pavillons – reich bestickt mit meisterhaft gearbeiteten Bildern von Vögeln und Wildtieren, geschmückt mit Ornamenten und mit Wappen.

Die Säume der Zelte sind durchwirkt mit Gold, die weit gespannten

Bahnen bestehen aus kostbarer orientalischer Seide.

Es ist der Pfingsttag des Jahres 1184. Der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, Friedrich I. Barbarossa, hat sich mit seinem Hof am Rhein niedergelassen.

Dorthin haben seine Boten die Großen des Reiches geladen, und mehr als 70 der etwa 100 deutschen Reichsfürsten sind gekommen: Erzbischöfe, Äbte, Herzöge, Markgrafen, Pfalz- und Landgrafen. Begleitet werden sie von ihren Vasallen und anderen Rittern.

Der Herrscher hat in den Jahren zuvor mehrere (zuletzt wenig erfolgreiche) Feldzüge nach Italien geführt. Nun widmet er sich verstärkt der Politik im deutschen Reichsteil. Mehr denn je ist er hier auf die Unterstützung durch die Fürsten, auf den Konsens mit den Großen des Reiches angewiesen. Das Hoffest zu Mainz will er daher nutzen, um in Gesprächen mit den versammelten Reichsfürsten Übereinstimmung herzustellen.

Zudem will Barbarossa die „Schwertleite“ seiner beiden Söhne zelebrieren: die feierliche Erhebung des 18-jährigen Heinrich und des 17-jährigen Friedrich zu Rittern.

Damit sollen die beiden in die höfische Gesellschaft eingeführt werden. Als Männer, die würdig sind, der Ritterschaft anzugehören.

Sorgfältig hat Barbarossa seine Söhne vorbereiten lassen. Sie wissen das Schwert zu führen und die Lanze, sie beherrschen die Kunst des Reitens und die Jagd mit Bogen, Hunden und Falken. Sie sind gewandt im Gespräch, und ihr Aufreten ist vollendet höfisch.

Durchaus möglich, dass manche der zahlreichen Ritter beim Fest in



Mit Metallplatten verstärkte Rüstungen kommen um 1240 auf, werden perfektioniert, bieten Schutz und Beweglichkeit. Später wird nur noch das Dekor verfeinert

**Es ist das  
größte FEST  
seiner Zeit**

voller Rüstung auftreten. Bewehrt mit Schild, Schwert und Lanze, geschmückt mit Bändern und Wappen.

Sie tragen Waffenröcke aus gelbem, grünem, rotem oder blauem Stoff. Langärmlige Kettenhemden aus Tausenden von Drahtringen bedecken ihre Oberkörper. Aus dem gleichen Material sind der Beinschutz und die Fäustlinge für die Hände. Den Kopf schützen Topfhelme mit schmalen Sehschlitzten. Auch die Streitrosser bedeckt ein schweres Geflecht aus Eisen, verhüllt unter einer Decke.

Die Unterschiede in der Ausführung der Rüstung sowie die Güte von Schild, Schwert, Zaumzeug, Waffenrock und Pferd zeigen einen jeden Rang an. Alles ist Zeichen, alles Symbol der Macht.

**WAHRSCHEINLICH KOMMEN** Zehntausende Menschen bei diesem Fest zusammen. „Eine ungeheurelle Menge von Menschen verschiedener Länder und Zungen war daselbst vereinigt“, notiert ein Mönch.

Die „Sächsische Weltchronik“ berichtet: „Das war das größte Fest, das es je in Deutschland gab. Dort wurden um die 40 000 Ritter geschätzt, ohne das andere Volk.“

Giselbert von Mons, der Kanzler eines Grafen, schreibt sogar von 70000 Rittern, „ohne die Geistlichen und das Volk anderer Stände“. Akribisch listet er die Ritterkontingente der Reichsfürsten auf. Denn die Bedeutung der Adeligen bemisst sich an der Größe



Die Wappen auf den  
Schilden der Ritter dienen der  
Zierde – aber auch zur  
Identifikation der Kämpfer in  
Schlacht und Turnier

Hoffest in Mainz – 1184



Immer wieder  
ersticken Ritter  
unter derart flachen  
Gesichtsbedeckun-  
gen wie dieser. Um  
den Kriegern das  
Atmen zu erleichtern,  
werden daher im  
14. Jahrhundert Helme  
mit vorstehendem  
Visier erfunden

ihres Gefolges und an  
ihrem Prunk.

Mit 2000 Rittern erscheint nach Giselberts Bericht der Herzog von Böhmen in Mainz. Mit jeweils 1000 gepanzerten Reitern treten der Landgraf von Thüringen und der Pfalzgraf Konrad auf.

Herzog Bernhard von Sachsen führt 700 Ritter mit sich, Herzog Leopold von Österreich 500 und der mächtige Erzbischof Philipp von Köln sogar 1700.

Andere Chronisten erwähnen zudem französische, englische, slawische, italienische und spanische Besucher.

**BARBAROSSAS FEST** ist ein europäisches Ereignis. Denn in Mainz treffen einfache Kämpfer aus dem niederen Adel auf solche aus den höchsten Kreisen. Auf Herzöge und Grafen.

Der Kaiser hat neben der Zeltstadt eine Pfalz aus Holz errichten lassen: ein weitläufiges Palais mit einer eigenen Kirche für den Herrscher, einem Festsaal sowie mehreren Häusern für die höchsten Fürsten

Die Maaraue liegt gegenüber von Mainz, auf der rechten Seite des Rheins. Eine Schiffsbrücke führt während des Hoffestes zum anderen Ufer.

Lastkähne haben Schweine, Schafe, Rinder und Hühner herbeigeschafft. Zudem große Mengen an edlen Fischen wie Salm und Hausen. Und Wildbret: Hirsch, Reh, Hase, Rebhuhn, Fasan und Trappe. Für das Hausgeflügel sind eigens Ställe gebaut worden. Groß wie Scheunen und bis unters Dach voller lebender Hennen. Monate haben die Zurüstungen zum Fest in Anspruch genommen.

Viele Scheffel Getreide und Berge von Früchten sind aufgetürmt, darunter Datteln und Feigen. Auch große Men-



Wer in der  
höfischen Gesell-  
schaft bestehen  
will, muss auf dem  
Kampfplatz brillieren  
– aber auch eine  
Dame zu begleiten  
wissen; Buchmalerei,  
15. Jahrhundert

gen an Wein lagern auf der Maaraue. Weiße Gewürzweine, Fruchtweine, vielleicht auch schwere rote Südweine aus Zypern. Auf Bier dagegen legt der Adel wenig Wert. Es gilt als derb und unhöfisch. Als Getränk der Knechte und der Bauern.

# W

Während dieser Tage ist die hölzerne Pfalz das Zentrum des Reiches. Jeder Fürst hat Einfluss und Ehrgeiz daran gesetzt, möglichst nahe beim Herrscher Quartier zu beziehen und die anderen

an Pracht und Ansehen zu übertrumpfen.

Auch als ein Kaiser von Gottes Gnaden muss Barbarossa seine Herrschaft durch enge persönliche Beziehungen zu den Großen des Reiches festigen. Denn die Reichsfürsten sind ehrgeizige Herren, die häufig eigene Interessen und Ziele verfolgen.

Mit dem Hoffest zu Mainz schafft er sich einen monumentalen Rahmen, um dem Reich die vollendet ritterlich-höfische Lebensform und den strahlenden Glanz am Hof der Staufer vorzuführen. Und um die Reichsfürsten durch kaiserliche Gunst und Geschenke an sich zu binden.

Es geht um Loyalitäten, die auch seinen Söhnen gelten sollen. Denn der Kaiser ist über 60 Jahre alt. Er muss an

die Zukunft seines Geschlechts, der Staufer, denken. Daher ist das Fest von Mainz zugleich ein Hoftag der großen Politik und der sorgfältig bedachten Züge auf dem Schachbrett der Macht: Neben der Schwertleite der Kaisersöhne umfasst das Programm unter anderem die „Festkrönung“ von Barbarossa und seiner Gattin Beatrix von Burgund.

Durch diese zeremonielle Krönung auf der größten Feier der Zeit und vor den Reichsfürsten will sich Barbarossa wohl gegenüber den Königen in England und Frankreich als unumstrittener Kaiser präsentieren. Und als Herr, der seine Getreuen fördert. Wie den Grafen Balduin von Hennegau, der zum Reichsfürsten erhoben werden soll.

Das Hoffest beginnt am Morgen des 20. Mai 1184 mit einem feierlichen Gottesdienst zum Pfingstsonntag. Barbarossa, Beschreibungen nach ein

Mann von mittlerer Größe, trägt in der Kirche die kaiserliche Krone und verkündet durch diese Geste: Ich bin der von Gott erwählte Kaiser. Der Herrscher über das Heilige Römische Reich und das Abendland.

Das Reichsschwert, Symbol der Reichsgewalt, trägt Balduin Graf von Hennegau dem Kaiser voran. Eine au-

tun“, vermerkt ein Chronist. Eng schmiegen sich die Kleider der Frauen an den Oberkörper, fallen unten dagegen weit und mit Falten bis zu den Füßen. Dazu tragen die Damen lange Prunkärmel, Schleppen und Schleier. Und auf den Häuptern Blumenkränze oder goldene Reife.

Auch die höfische Kleidung der Männer ist oben eng und unten weit. Doch deren Röcke sind häufig geschlitzt, und darunter tragen sie strumpfartige Beinkleider aus feinsten Wollstoffen oder weichem Leder, die mal mit Borten verziert sind und mal mit Gold und Perlen.

Das Haar der Frauen ist lang und gelockt, das der Männer ebenso. Unter jungen Adeligen gilt es schon lange als modern, sich das Gesicht sorgfältig glatt zu rasieren.

Diese männliche Haar- und Barttracht erregt Kritik und Spottlust. „Vorn im Gesicht sind sie rasiert, wie Diebe“, lästert beispielsweise der Mönch Ordericus Vitalis über die Männermode. „Und hinten lassen sie die Haare lang wachsen, wie Dirnen.“

ßergewöhnliche Ehre, die den Grafen vor allen anderen auszeichnet – haben doch die mächtigsten unter den Reichsfürsten in Mainz dieses Privileg für sich beansprucht.

Die höfische Gesellschaft hat sich um das Kaiserpaar versammelt; jeder steht in der Kirche an jenem Platz, den die Hierarchie und die kaiserlichen Anweisungen für ihn bestimmt haben.

Zwar verstehen sich der Kaiser und die Männer der höfischen Gesellschaft allesamt als Ritter. Aber Gleiche sind sie deshalb noch lange nicht. Und ihre festlichen Gewänder kennzeichnen ihren Rang.

Hier schimmert Brokat, dort roter Scharlach. Purpurkleider sind mit Goldfäden oder Edelsteinen verziert, Seidenmäntel mit braunem Zobel oder weißem Hermelin gefüttert. Überall leuchten die Farbtöne persischer, syrischer und marokkanischer Seide. Das Abendland schmückt sich mit den teuersten Gespinsten des Orients.

Die Überwürfe und Mäntel sind „zugeschnitten, wie es die Franzosen



Höhepunkt der Pfingstmesse ist in jenen Jahren häufig ein weitverbreiteter Brauch: Aus einer Öffnung im Kirchengewölbe, dem Heilig-Geist-Loch, schwebt an einer Schnur eine weiße Taube herab.

Das Mittelalter ist eine Kultur der Bilder, und zu Pfingsten wird sogar dem reinen Geist Gottes eine Gestalt verliehen. Die einer Holztaube.



Rüstungsmaler ätzen  
feine Vertiefungen in die  
Harnische, schwärzen  
die Muster oder färben  
sie mit Gold und Silber.  
Dieser Panzer ist nicht für  
den Kampf angefertigt  
worden – sondern als  
Schmuckgewand



An die Messe schließt sich das Festbankett der höfischen Gesellschaft an. Tausende von Menschen drängeln sich auf der Maaraue. Ritter, Knappen, Dichter, Minnesänger, Schauspieler.

# A

Am Rand der prunkvollen Feststadt sammelt sich das Volk. Meister und Gesellen, Dienstmägde, Bauern, Bettler.

In Eisenkesseln und auf Spießen kocht und brät das Fleisch. Der Duft von Gesottenem und Gebratenem erfüllt die Luft. Dichte Wolken aus Rauch hängen über den gewaltigen Küchen mit ihren offenen Feuern.

Der hölzerne Festsaal und die Prunkzelte der Fürsten sind üppig geschmückt. Die Böden sind vermutlich bedeckt mit schweren Teppichen und bestreut mit frischen Blüten, die Wände bespannt mit Tapisserien, die Sitze und Stühle gepolstert.

Um alle Ritter bewirten zu können, stehen zudem auf den Wiesen der Maaraue Hunderte von Tischen.

Das Protokoll für das Gastmahl ist ebenso streng und hierarchisch wie das in der Kirche. Der kaiserliche

Truchsess, der gewöhnlich die Oberaufsicht am Hof führt, platziert die Fürsten und Adeligen ihrem Rang entsprechend. Er überwacht auch die Einhaltung der Sitzordnung. Eine heikle Aufgabe, zumal so viele Reichsfürsten anwesend sind.

Und tatsächlich kommt es zum Streit um das Protokoll. Philipp von Köln fühlt sich zurückgesetzt, vermut-

Bei Ritterturnieren gibt es mehrere Disziplinen. In der »Tjost« (unten), dem Zweikampf zu Pferd, siegt meistens, wer den Gegner vom Pferd wirft



lich wegen der Platzzuweisung in der Kirche oder beim Festmahl. Der mächtige Erzbischof droht mit der sofortigen Abreise, samt seinen 1700 Rittern.

Doch Heinrich, der Sohn des Kaisers, kann den Erzürnten besänftigen und von seinem Vorhaben abhalten.

**TROMMELN** schlagen, Trompeten erschallen. Blumen regnen nieder auf die Gäste des Kaisers, die nun zusammensitzen bei den Späßen der Gaukler, beim Genuss der erlesenen Speisen. Spielleute zupfen die Harfe, schlagen die Laute.

Am Tisch des Kaisers versehen die höchstrangigen Fürsten Tafeldienste. Becken zum Waschen der Hände stehen bereit, die Festtische sind eingedeckt. Mit Bechern und Pokalen von rotem Gold, mit Karaffen aus Bergkristall, mit silbernen Schüsseln und Schenkkanne.

Gabeln sind zwar bekannt, benutzt aber werden sie nur zum Vorlegen der Speisen. Auch Messer und Löffel dienen allein dem Tranchieren und Verteilen. Vorschneider und Speisemeister zerlegen jeden Braten in mundgerechte Stücke. Die höfische Gesellschaft selbst jedoch isst mit den Fingern.

Die Tische sind beladen mit Früchten, Käse, weißem Brot, Wildbret und dem gebratenen Fleisch von Lämmern, Kälbern und Ferkeln.

Das Fleisch wird in raffinierten Saucen serviert. Scharf gewürzt mit Pfeffer und veredelt mit Ingwer, Safran und Muskatnuss. Dazu gibt es Fische, Flusskrebse und Hähne.

Von Aalpasteten tropft das Öl, von Kuchenbrot, Torten und Mandelpudding der Honig. Mit Zimt und Nelken vermischt. Gewürzweine ver-

strömen ein kraftvolles Aroma, schwere Rotweine duften.

Damen und Herren sitzen getrennt; allzu vertrauter Umgang von Frauen und Männern miteinander wird aber auch sonst vermieden. Die Männer des Adels versuchen so Vorsorge

wechselseitige Bündnistreue. Jede außereheliche Liebesbeziehung, die das zerbrechliche Gefüge der Ehebündnisse oder gar die Erbfolge gefährden könnte, ist daher riskant und wird bestraft: mit Ächtung und Verbannung, manchmal gar mit dem Tod. Doch trifft die Strafe meist nur die ehebrechende Frau.

Vermutlich am späten Nachmittag des Pfingstsonntags hebt der Kaiser die Tafel auf. Spielleute und Dichter verstummen. Gaukler, Possenreißer und Schauspieler beenden ihre Kunststücke. Das Festbankett ist beendet.

Die Gäste ergehen sich in den Wiesen und an den Ufern der Maaraue. Und irgendwann sind die Feuer in der Feststadt niedergebrannt und die Fackeln gelöscht.

Der Kaiser und die Kaiserin haben sich in ihr Palais zurückgezogen, die Fürsten in ihre Häuser und Zelte. Nur die Armen und die Hunde stöbern wohl noch in der Dunkelheit nach Abfällen von den Tischen der Herren.

Der Pfingstmontag beginnt mit der Frühmesse. Im Anschluss an den Gottesdienst ist die Schwertleite der Kaisersöhne geplant. Über den Ablauf der Zeremonie selbst – die Handlungen, die Riten und Formeln – berichten die Chronisten nichts. Nur dass der Kaiser persönlich die Umgürtung mit dem Schwert vornimmt und so seine Söhne eigenhändig zu Rittern erhebt.

Die Berichte der Zeitzeugen legen nahe, dass sich die Teilnehmer der Zeremonie in diesem Moment nicht als Reichsfürsten, Herzöge oder Grafen verstehen, sondern als Angehörige einer Gemeinschaft von Gleichen, der Gemeinschaft der Ritter.



Panzer mit Lanzenhalterung und Schulterschutz tragen die Turnierkämpfer beim »Gestech«. Dabei stoßen zwei Kontrahenten mit stumpfen Lanzenspitzen aufeinander

zu treffen, dass nur sie als Väter ihrer Söhne infrage kommen. Denn die sollen ja eines Tages die Dynastie weiterführen.

Zudem sind die aristokratischen Familien häufig auf komplizierte Weise miteinander verwandt. So ist zum Beispiel die Tochter eines Adeligen, die einem anderen Edlen zur Ehe gegeben wird, zugleich auch ein Pfand für

Auch Barbarossa löscht, so scheint es, für die Dauer der Zeremonie alle Standesunterschiede innerhalb der Ritterschaft aus: um so das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Adeligen des Reiches zu stärken. Und um sie an die Treue zu gemahnen, die sie als Lehnsmänner ihrem gemeinsamen Herrn schulden: dem Kaiser.

# D

Denn alle Macht und alle Privilegien im Reich wurzeln im Lehnswesen. Vom einfachen Ritter bis zum Fürsten ist jeder Herr durch einen oder mehrere Lehnseide gebunden.

Viele sind zugleich die Lehnsherren Schwächerer und die Lehnsmänner

Mächtigerer. Es ist ein wechselseitiges Verhältnis des Rates und der Hilfe. Nur der Kaiser steht über allen.

Wer ein Lehnsvorhältnis eingeht, bindet sich an einen Herrn und übernimmt bestimmte Dienste – im Kriegsfall zumeist. In der Regel kniet er dazu nieder vor seinem künftigen Lehnsherrn, legt seine gefalteten Hände in die des Edelmanns und erklärt, ihm als Vasall dienen zu wollen.

Dann leistet er den Treueeid und erhält sein Lehen: ein Amt, Einkünfte, zumeist aber Landgüter.

Der Herr übergibt dem Vasallen ein Gut, das dieser beherrschen und sogar vererben kann – unter der Bedingung, dass er seinem Dienstherrn als Krieger zur Verfügung steht. Doch wenn sein Lehnsherr einen Kriegszug plant, hat der Vasall das Recht auf Mitsprache. Unangemessenen Forderungen kann er sich widersetzen.

Im Wesentlichen geht das Lehnswesen im Reich auf die Heeresreform Karls des Großen um das Jahr 800 zurück. Wegen der immer größeren Ent-



Die höfischen  
Regeln sind streng:  
Hier speist ein adeliges  
Hochzeitspaar, von  
Musikern unterhalten,  
an getrennten Tischen;  
Miniatur, um 1468

Sie sind  
**KRIEGER** im  
Fürstendienst

fernungen innerhalb des expandierenden Frankenreiches musste der Kaiser sein Heer zum Teil auf gepanzerte Reiter umrüsten, wollte er seine militärische Schlagkraft erhalten oder gar erhöhen. Ein Panzerreiter aber braucht erhebliche Mittel, denn Rüstung, Pferde und Waffen hat er selbst zu erwerben. Dazu sind meist nur Angehörige des Adels in der Lage.

Um eine möglichst große Truppe an gepanzerten Reitern aufzustellen, stattete Karl der Große daher auch viele Ärmere mit Gütern und Arbeitskräften aus – mit Lehen. Denn nur so konnten sie ihrem Herrn jederzeit als Kämpfer dienen.

Aus diesen Vasallen, die sich mehr und mehr zu Berufskriegern entwickelten, gingen schließlich die Ritter hervor.

**MIT DER SCHWERTLEITE** gehören nun auch die Söhne des Kaisers dieser Gemeinschaft an. Und zu Ehren dieser Erhebung, so berichtet Giselbert von Mons, zeigten sich der Kaiser und die Fürsten großzügig und schenken den anwesenden Spielleuten und Bedürftigen Pferde sowie kostbare Gewänder, Gold und Silber – nicht nur zur Feier der Kaisersöhne, sondern auch zur Verbreitung des eigenen Ruhms.

Nach der Schwertleite rufen der Kaiser und seine Söhne zum „Gyrum“: einem gigantischen Spektakel mit 20 000 Rittern, glaubt man der Schilderung Giselberts von Mons. Eine Art Schaureiten – ohne schwere Panzerung und ohne Einsatz von Waffen. Der



Nur Panzerreiter, die  
durch die »Schwertleite«  
erhoben wurden – die  
feierliche Aushändigung  
der Waffe –, dürfen  
sich »Ritter« nennen



Kaiser und seine Söhne nehmen persönlich daran teil.

In langen Reihen stellen sich die Ritter auf, mit goldenen Sporen und in Waffenröcken von leuchtenden Farben. Mit mandelförmigen, hölzernen Schilden, von denen viele bemalt sind, in Grün, Rot, Blau, Gold oder Silber.

Mal messen sich die Edlen bei einem Turnier mit scharfen Waffen (»Rennen«), mal mit stumpfen (»Stechen«). Oder sie paradieren beim Schau-reiten (oben; Darstellung aus dem 15. Jahrhundert)

Manche Schilde sind beschlagen mit Eisen, andere bespannt mit Leder und einige verziert mit edlen Steinen.

Häufig zeigen sie das persönliche Wappen des Ritters: Symbole, Tiere, Pflanzen, Ornamente. Die Schäfte der Lanzen sind bewimpelt und geschmückt mit schmalen Bändern.



Die Ritter auf der Maaraue reiten in gewaltigen Formationen – Wellen aus Bewegung und Farbe. Die Männer präsentieren das perfekte Führen der Schilde, der Banner, der Speere. Sie reiten gegeneinander. Doch zum Stoß setzen sie ihre Lanzen nicht ein.

Denn das Gyrum zu Mainz soll ja vor aller Augen die Zusammengehörigkeit der Ritter am Hof Barbarossas bekräftigen.

Im Anschluss an das Hoffest ist geplant, bei Ingelheim ein richtiges Turnier abzuhalten, bei dem zwei Ritterscharen – mit den ranghöchsten Herren als Anführern – miteinander streiten. Die Rösser sind dann gepanzert, die Reiter in voller Rüstung, und sie führen die Waffen des Krieges: Schwert und Lanze.

Von einem Kampf auf Leben und Tod unterscheidet sich das Turnier vor allem dadurch, dass für jede Gruppe ein Schutzbezirk abgesteckt wird, der nicht angegriffen werden darf. Und jeder bedrängte Ritter, der sich in diesen „Fride“ flüchtet – den befriedeten Raum –, kann dort neue Kräfte sammeln.

Auf ein Zeichen hin werden die zwei Scharen an diesem Tag in geschlossener Formation losstürmen. Ein Wirbel aus Hufen, Wimpeln, Lanzen, glänzendem Eisen. Und erst wenn die Ritter zusammengeprallt und so ineinander verkeilt sind, dass zu Pferd keine Bewegung mehr möglich ist, werden sie absteigen und zu Fuß weiterkämpfen.

Der Besiegte wird anschließend gebunden; für seine „Freiheit“ muss er ein Lösegeld zahlen. Der siegreiche Ritter des Turniers gewinnt einen Preis. Einen Jagdfalken. Einen Löwen. Oder einen Schild, besetzt mit Edelsteinen.

Doch so ein Turnier ist gefährlich, und oft gibt es Tote und Verletzte. Die Kirche lehnt das Waffenspiel ab. Weil es nur dem eitlen Ruhm diene. Und weil dafür Menschen sterben müssten.

Schon 1130 hat Papst Innozenz II. daher alle Turniere untersagt. Barbarossa aber ignoriert dieses Verbot. Wie die meisten der Fürsten. Der Kaiser

Feststadt stürzen ein und begraben zahlreiche Menschen.

Wohl unter dem Eindruck dieser Sturm katastrophe wird das Turnier bei Ingelheim abgesagt. Und vielleicht auch auf den Rat mancher Geistlicher hin. Denn sie sehen das Unglück als Strafe Gottes.

So entfällt das Duell der gepanzerten Reiter, die ihre Pferde auf engstem Raum führen und in geschlossener Front gegeneinander reiten. Um sich, Ritter neben Ritter, aufeinander-zustürzen.

**SECHS JAHRE SPÄTER**, am 10. Juni 1190, stirbt Barbarossa. Der mächtige Kaiser verunglückt auf seinem zweiten Kreuzzug im Fluss Saleph in der heutigen Türkei.

Aufseiten seines Gegners Sultan Saladin herrscht Erleichterung. „Hätte Gott nicht die Gnade gehabt“, notiert ein arabischer Geschichtsschreiber später, „den Muslimen seine Güte dadurch zu zeigen, dass er den König der Deutschen in dem Augenblick zugrunde gehen ließ, da er im Begriff stand, in Syrien einzudringen, schrieb man heute: Syrien und Ägypten haben einst dem Islam gehört.“

Die Eingeweide von Barbarossa werden in Tarsos beigesetzt. Sein Fleisch, zuvor durch Kochen von den Knochen abgelöst, wird in Antiochia bestattet.

Zeitgenossen wie der französische Poet Guiot de Provins und der deutsche Dichter Heinrich von Veldeke aber werden sich noch viele Jahre später an das Hoffest von Kaiser Friedrich I. Barbarossa erinnern.

An die gewaltigste Feier jener Zeit, vielleicht sogar des gesamten Mittelalters.



Gegen Ende des  
Mittelalters sind die  
Schwertkämpfer  
den nun eingesetzten  
Bogenschützen  
und Landsknechten  
immer häufiger  
unterlegen

will das Turnier für Mainz. Um die gesellschaftliche Macht und die Pracht des Rittertums zu zeigen. *Seine Macht.*

Doch das Mainzer Hoffest, das so glanzvoll begonnen hat, muss am Dienstag abgebrochen werden.

Ein Orkan zieht auf. Zelte werden fortgerissen, die Holzbauten der



Die Scherben verbrennen  
den Ketzer, die geist-  
lichen Inquisitoren geben  
dazu ihren Segen. Denn  
erst durch den Flammentod,  
so die Kirche, könne  
die Seele eines Sünders  
gerettet werden

# INQUISITION

Mit Feuer und Schwert verfolgt die katholische Kirche im 14. Jahrhundert all jene, die von der herrschenden Lehre abweichen. Einer der unbarmherzigsten Inquisitoren im Namen Christi ist der französische Mönch Jacques Fournier —— Von CAY RADEMACHER

# D

Die Hölle auf Erden beginnt mit einer Gnadenfrist. Es ist Frühling, aber noch ist in den Pyrenäen davon nicht viel zu spüren. Einige Mönche kämpfen sich an diesem Tag den schmalen, gewundenen Weg hinauf, bis sie auf 1200 Meter Höhe ein zwischen den Schluchten aufragendes Plateau erreicht haben.

Sie passieren kleine, terrassierte Felder, auf denen Hafer oder Weizen, Rüben, Hanf oder Flachs sprießen. Hinter den Feldern erstrecken sich dichte Wälder und weite Hochwiesen.

Dies ist das Gebiet der Wanderschäfer, die mit ihren Herden das Gebirge durchstreifen – und es ist das Reich der Ketzer, der häretischen Sekte der Katharer, die hier ihre letzte Bastion in Frankreich halten.

Die Mönche sind von Bischof Jacques Fourrier entsandt worden, dem obersten geistlichen Hirten dieser Region – und deren mächtiger Inquisitor, der Hüter des Glaubens. Sie sind gekommen, um dem von Katharern beherrschten Dorf Montaillou die „Gnadenfrist“ zu verkünden. So nennen die Inquisitoren jenen Akt, mit dem sie die Jagd auf Ketzer eröffnen.

Als die Mönche die schmale Straße weitergehen, passieren sie den Friedhof und die Kirche. Dann erst sehen sie Montaillou vor sich. Auf einer Kuppe thront die wuchtige Burg der Grafen von Foix. Direkt darunter, an den Flanken des Hügels in mehreren Reihen angeordnet, Häuser und Ställe aus groben Steinen, Holz und Lehm.

Die meisten Männer des Dorfes arbeiten gerade auf den Feldern oder sind in den Wäldern, um Holz zu schlagen oder in den Bächen Forellen zu fischen. Tagsüber ist Montaillou das Reich der Frauen, die sich um die Kinder kümmern, Wasser heranschleppen oder in Gemüsegärten zwischen den Häusern säen oder Unkraut jäten.

Im Dorf scheuchen die Mönche Katzen, Gänse und Hühner in den engen Gassen auf. Es stinkt nach Schweinen und den Ausdünstungen jener gut 200 Menschen, die hier zusammenleben und sich gelegentlich höchstens Hände und Gesicht mit kaltem Wasser waschen.

Den Mönchen, die selbst nicht viel sauberer sind, ist der Schmutz gleichgültig; ihr Ziel ist die Reinheit des Glaubens, die Makellosigkeit der Seele. Sie werden in der Dorfkirche predigen und verkünden, dass ihr Herr in Montaillou die Häresie auszurotten gedenke.

Zum Zeichen ihrer Gnade werden sie allen Einwohnern vier Wochen Frist gewähren, damit die ihre Sünden überdenken. Wer sich in dieser Zeit den Inquisitoren stellt und der Ketzerei abschwört, der darf auf milde Bestrafung hoffen. Und wer ein rechtgläubiger Katholik ist, der muss sich melden, wenn er bei anderen Verdächtiges bemerkt hat.

Es ist Frühjahr 1320. Für die Inquisitoren beginnt nun die Zeit, in der sie Aussagen sammeln und Spuren aufnehmen. Für die Menschen von Montaillou ist es die Zeit des Misstrauens und der Angst. Die Zeit der Denunzianten.

**NIEMAND IM DORF** hat so viel zu verbergen wie Pierre Clergue – und doch fühlt sich wohl niemand so sicher wie er, der einzige Priester hier. Sein Bruder Bernard ist der *bayle* von Montaillou: als Vertreter des entfernt residierenden Grafen die mächtigste weltliche Autorität. Gemeinsam beherrschen die Gebrüder den Ort.

Bernard Clergue treibt – wenn es sein muss, mit Gewalt – den Zehnten ein und gibt ihn weiter an den Priester. Dann teilen die beiden die Abgaben auf: Ein Teil geht an die römische Kirche, ein Teil an sie selbst – und der Rest an die Ketzer. Denn ausgerechnet der Priester und der Bayle sind Anhänger der Katharer.

Die Clergues sind reich geworden dabei – reich zum mindesten nach den Maßstäben von Montaillou. Ihnen gehört das größte Anwesen im Dorf: ein Steinhaus mit mehreren Zimmern, einem hölzernen Obergeschoss, einem Viehstall sowie einem breiten Innenhof. Wichtiger noch ist die Macht der Clergues. Der Priester nimmt sich die Frauen, wie es ihm beliebt.

Er kann es sich leisten, eine verwitwete Mutter aufzufordern, ihm ihre 14-jährige Tochter zu überlassen, damit er sie entjungfere.

Später wird er sie an einen Bauern aus dem Ort verheiraten, aber sie weiterhin zu sich rufen, wenn ihm danach ist. Alle wissen davon, doch niemand wagt zu protestieren. Offen zeigt Pierre Clergue seine Sympathien für die Katharer, bedroht gar jene strenggläubigen Katholiken, die eine Anzeige beim Bischof erwägen. Die Häresie geht wie ein Spuk durch das Dorf.

Auch die Katharer nennen sich „gute Christen“, doch streng genommen sind sie das nicht



### **Verhör eines Verdächtigen:**

**Die päpstliche  
Inquisition ist  
ein effizienter  
Apparat, geführt  
zumeist von  
gelehrten Domi-  
nikanern, mit  
Schreibern,  
Archivaren – und  
Folterknechten**

mehr, denn sie glauben an eine dualistische Weltordnung. Ihre Grundfrage lautet: Wie kommt das Böse in die Welt, wenn doch Gott gut ist?

Ihre Antwort: Der Teufel, der vielleicht genauso mächtig ist wie Gott, hat das Böse gebracht – und alles Irdische ist des Teufels.

Deshalb hoffen die *parfaits*, die „Vollkommenen“, wie sich die Katharer-Geistlichen selber nennen, ihre Seele durch strengste Askese aus den Klauen des Materiellen zu befreien.

Deshalb auch predigen sie, dass nichts in dieser Welt Bestand habe: weder Sakramente noch Kirchen, weder Altäre noch Reliquien – und keine Zehnten und Ablässe, denn auch sie nützten dem Seelenheil nichts.

Rund 40 *ostals* gibt es in Montaillou. Ostal bedeutet im Okzitanischen Familie und Haus zugleich, das eine ist ohne das andere undenkbar. Im Ostal leben Eltern, Kinder und, wenn sie denn überhaupt alt genug werden, Großeltern unter einem Dach.

Und so ist die Frage des Glaubens oft nicht an den Einzelnen, sondern an sein Ostal gebunden. Gelingt es den heimlich von Dorf zu Dorf schlechenden Geistlichen der Katharer, in einem Ostal jemanden zu bekehren, dann haben sie meist auch dessen Familie für ihre Sache gewonnen.

Montaillou ist ein Ort der Ketzer. Angeblich gibt es nur fünf Ostals im Dorf, deren Mitglieder der römischen Kirche treu geblieben sind. Von den anderen sind manche offen katharisch, andere dulden die Häresie zumindest in freundlicher Neutralität.

Nur manchmal trennt der Glaube in Montaillou Menschen, die unter einem Dach leben. In einem Haus fällt der Schwester der Schwiegermutter auf, dass der eingehetiratete Sohn nie zur heiligen Kommunion geht. In einem anderen haben sich Eltern und Kinder entzweit.

In einem der reichsten Ostals ist eine junge Magd zugleich Geliebte ihres Herrn, hat Kinder von ihm und arbeitet sich fast zu Tode – immer in der Hoffnung, er möge sie eines Tages heiraten. Doch der Herr ist Ketzer, sie dagegen katholisch; als er sich endlich eine Frau nimmt, ist es eine, die auch zu den Katharern hält.

Da oft ältere Verwandte und Freunde eine Ehe arrangieren, kommt es manchmal zu tragischen Mesalliancen: wie bei jenem häretischen Adeligen, der erst nach der Hochzeit erkennt, dass seine Braut strenggläubige Katholikin ist. Über 20 Jahre lang wird er kaum ein Wort mit ihr reden, aus Angst, sich zu verraten. Und seine Frau hat keine Chance, sich von ihrem rätselhaft schweigenden Gatten zu trennen.

So kann Pierre Clergue, der ketzerische Priester, jahrelang mit der Nachsicht seiner Gemeinde rechnen, wenn er sonntags die Messe liest, zu der auch viele Katharer wie selbstverständlich weiterhin kommen.

Doch für Clergue war diese Macht nicht genug, er wollte das bisschen Widerstand, das es gegen ihn gab, auch noch brechen. Deshalb hat er zwölf Jahre zuvor selber mitgeholfen, die Inquisition nach Montaillou zu holen.

Ausgerechnet der ketzerische, korrupte Priester zeigte seine Gemeinde an! Zu Mariä

Himmelfahrt des Jahres 1308 haben die Häscher alle erwachsenen Männer und Frauen verhaftet und in den Kerker von Carcassonne geworfen.

Für einige Wochen herrschten die Clergues damals über ein Reich der Kinder und verwaisten Viehherden, bis die Eltern aus den Verliesen gelassen wurden, manche als verurteilte Ketzer mit dem gelben Schandkreuz auf Brust und Rücken, alle ärmer um die Abgaben, die sie angeblich nicht geleistet hatten.

Eine Bäuerin, die drohte, die Verstrickungen des Priesters zu verraten, wurde im Wortsinne zum Schweigen gebracht: Pierre Clergue ließ ihr die Zunge herausreißen.

Seitdem ist seine Macht mit Hass erkauft. Den Katholiken gilt er als falscher Priester, den Katharern als falscher Freund. Manche Frauen macht er sich gefügig, indem er ihnen droht, sie wieder der Inquisition auszuliefern.

Wer ist jetzt noch Ketzer? Wer ist immer noch – oder schon wieder – Katholik? Wem kann man denn noch trauen, wenn schon der Priester seine eigene Gemeinde verrät?

**M**ontaillou wird ein Ort der vorsichtigen Worte und der aufmerksamen Blicke. Da geht ein Mann nicht auf den ausgetretenen Pfaden über die Hochwiesen, sondern stets einige Hundert Meter neben dem Weg – wer mag das sein?

Eine Frau lässt in ihrem Haus einen Mauer durchbruch schlagen – in jene Wand, die auf das Nachbarhaus weist, in dem eine dorfbekannte Ketzerfamilie lebt. Fortan ist die Frau einem der Nachbarn verdächtig.



**Ein Mönch predigt zu Katharern. Immer mehr Menschen schließen sich im 12. Jahrhundert dieser christlichen Sekte an, die einen anderen Glauben verbreitet als die römische Kirche**

Vier Freundinnen sitzen auf dem Dach in der Sonne, lausen sich und reden über die letzte Ketzerverbrennung in der nahen Stadt. Eine der Frauen lobt die tapfere Haltung der Häretiker, die noch auf dem Scheiterhaufen standhaft geblieben seien. In der Gasse unter dem Haus geht in diesem Augenblick eine Passantin vorbei, hört die Bemerkung und wird sie nie wieder vergessen.

Da wundert sich eine Magd, weshalb ihr Herr einen Kriechboden auf sein Haus setzt: vielleicht, um flüchtige Ketzer zu verstecken? Sie steigt nachts auf den Misthaufen im Hof, um von dort ins Innere des Bodens zu spähen. Tatsächlich sieht sie Männer dort – aber wen? Worüber mögen sie wohl reden?

Überhaupt reden: In einem Ort, in dem fast niemand lesen und schreiben kann, gilt das gesprochene Wort weit mehr als in der Stadt, wo Geistliche, Notare und Kaufleute ihrem Gedächtnis durch Geschriebenes eine Stütze geben. Und dieses Wort gilt ewig, zumindest ein Leben lang.

Ein respektloser Scherz, 20 Jahre zuvor gefallen; eine Beschimpfung, vor 16 Jahren im Zorn herausgefahren: Alles, alles wird gespeichert und weitererzählt – als üble Nachrede, als gedankenloser Tratsch unter der Mittagssonne, als Geständnis bei der Beichte.

Denn vor der Inquisition gilt das Beichtgeheimnis nicht, im Gegenteil: Das Gebot zur regelmäßigen Beichte ist gerade deshalb ergangen, damit die Geistlichen ihre Gemeinde auf häretische Gedanken kontrollieren und, falls nötig, die Sünder an die Inquisition überliefern können.

Und nur deshalb auch haben sich die Gedanken der Menschen aus Montaillou über die



Jahrhunderte erhalten: als Niederschriften in Akten und Protokollen der Ketzerjäger. So entsteht nach und nach ein unentrinnbares Geflecht aus Erzählungen, Beobachtungen und Gerüchten, in dem jeder etwas über jeden weiß, aber niemand sicher sein kann, wer nun wirklich wie viel über wen in Erfahrung gebracht hat.

Von den gut 200 Bewohnern Montaillous sind nur sieben nicht im Ort geboren; und selbst von diesen „Fremden“ stammen fünf aus Nachbardörfern, alle weniger als zehn Kilometer entfernt. In dieser engen Welt mag man sich belauen, doch jahrelang geht niemand zum Inquisitor, zumal nach den Erfahrungen von 1308.

Aber nun sind die Häscher wieder im Dorf.

**DOMINI CANES IST DER SPITZNAME** der Dominikaner, „Hunde des Herrn“, denn fast alle Ketzerjäger, die wie Jagdhunde Beute aufspüren, gehören diesem Orden an. Die Mönche wissen um die zerstörerische Tradition der Gnadenfrist, in der scheinbar ewige Traditionen vergehen wie die Körper der Ketzer auf dem Scheiterhaufen.

Denn die Hunde des Herrn belohnen die Verräter und bestrafen die Standhaften. Und wer zuerst verrät, dem winkt die größte Gnade; wer aber bis zuletzt standhaft bleibt, dem drohen Kerker, Folter und Feuer. Die Mönche müssen nur warten. Und sie warten nicht lange.

Da ist Béatrice de Planissoles, zweifache Witwe, Mutter von vier Töchtern, zweifache Großmutter. Sie ist eine Adelige, ihr erster Mann war Kastellan von Montaillou, Verwalter der gräflichen Burg. Sie ist wohlhabend, angesehen und noch immer eine Schönheit – und es gibt mehr als genug Dinge in ihrem Leben, die sie einem Inquisitor lieber nicht anvertrauen mag.

Etwa ihre Verhältnisse mit Geistlichen. Zwei Jahre lang war sie die Geliebte von Pierre Clergue; seit vier Jahren hat sie eine leidenschaftliche Affäre mit dem jungen Vikar Barthélemy Amilhac, dem Lehrer ihrer Töchter.

Ihr Vater hat vor Jahrzehnten als Ketzer das gelbe Schandkreuz tragen müssen. Und häufig sind in ihrem Elternhaus häretische Gespräche geführt worden, vor 20, 30, 40 Jahren – mit Pierre Clergue, mit einem ketzerischen Diener, mit Vertrauten. Und was ist von den magischen Gegenständen zu halten, die sie bei sich trägt, auf den Rat einer alten, zum Christentum konvertierten Jüdin hin? (Doch wenn es eine Hexe war?)

Béatrice de Planissoles hat von jenem Augenblick an Angst, als sie zum ersten Mal von den Dominikanern hört. Soll sie sich stellen? Würde es denn jemand wagen, sie, die ehemalige



**Den Mord an  
einem Gesandten  
nimmt Papst  
Innozenz III. zum  
Vorwand, um 1208  
einen Kreuzzug  
gegen die Ka-  
tharer auszurufen.  
Zehntausende  
vermeintliche  
Ketzer werden  
getötet**

Kastellanin und Geliebte des mächtigsten Mannes von Montaillou, zu verraten? Béatrice de Planissoles stellt sich nicht. Ein Fehler.

Am 19. Juni erscheint ein Bürger des Nachbarortes Dalou, in dem Béatrice seit ihrer zweiten Ehewohn, vor Bischof Jacques Fournier. Er gibt zu Protokoll, die ehemalige Kastellanin habe zwölf Jahre zuvor gesagt, sie könne nicht glauben, dass bei der Kommunion tatsächlich Christi Leib in der Hostie präsent sei – denn der Herr würde es niemals erlauben, von einem Priester gegessen zu werden.

„Sagte Béatrice das in Form eines Scherzes?“, fragt der Bischof interessiert.

„Für mich wirkte es nicht so, als scherzte sie“, antwortet der Mann, „sondern sie meinte es so, oder es sah zumindest ihrem Gesichtsausdruck und den Worten nach so aus.“

„Ging Béatrice freiwillig zur Kirche?“

„Nein, erst nachdem sie vom Vikar Barthélemy ermahnt worden war.“

Am selben Tag erscheint auch der Pfarrer von Dalou vor dem Inquisitor: Er habe gehört, dass eine Frau aus seiner Gemeinde gehört habe, wie Béatrice respektlos über die Hostien gesprochen habe. Ebenfalls vor zwölf Jahren.

Jacques Fournier weiß dank des wohlgeordneten Archivs der Inquisition längst, dass schon der Vater der einstigen Kastellanin vor einem Menschenalter der häretischen Lehre gefolgt ist. Mehr als genug Gründe also, sie vorzuladen.

Béatrice de Planissoles erfährt, dass vor dem Inquisitor Zeugen gegen sie aufgetreten sind. Was haben sie ihm erzählt? Soll sie sich freiwillig stellen? Oder fliehen? Aber wohin?

Heimlich trifft sie sich außerhalb des Dorfes mit ihrem Liebhaber, dem jungen Vikar, und bittet ihn um Rat.

„Fühlst du dich schuldig?“, fragt er.

„Nein“, antwortet sie.

Da rät ihr Barthélemy, die Dinge abzuwarten. Wenn der Bischof sie denn vorführen lasse, werde er ihr schon keine Ungerechtigkeit antun.

Kurz darauf ist es so weit. „Im Jahre des Herrn 1320, am Mittwoch vor dem Johannistag“ (dem 23. Juli., *die Red.*), notiert ein Schreiber in den Akten der Inquisition, „wurde vom Vater in Christo, Monsignor Jacques, dank der Gnade des Herrn Bischof von Pamiers, gegen Béatrice eine Vorladung erlassen.“

Drei Tage später steht Béatrice vor dem Inquisitor im bischöflichen Palast in Pamiers. An einem kleinen Tisch abseits sitzt ein junger Schreiber, der alle Worte der Vorgeladenen protokolliert. Vor ihr thront auf einem erhöhten Pult Bruder Gaillard de Pomières, Abgesandter der Inquisition von Carcassonne.

Und neben ihm der Ankläger und Richter: Bischof Jacques Fournier, ein asketischer Mann, klug, erfahren und detailversessen.

Anwälten ist es vom Papst dagegen schon lange verboten, Menschen zu verteidigen, die der Häresie verdächtigt werden. Entlastungszeugen gibt es auch nicht, denn jeder, der zugunsten eines Beschuldigten aussagt, macht sich verdächtig.

Béatrice begrüßt Fournier mit dem Kniefall. Wer sie denunziert hat und weshalb, das ahnt sie vielleicht, weiß es aber nicht. Sie ist so allein wie noch nie zuvor.

**DANN BEGINNT DAS VERHÖR:** Sie habe sich der Häresie verdächtig gemacht. Ob sie dazu etwas über sich oder andere sagen wolle?

Was kann man auf solch eine Frage antworten? Womit könnte sie sich verdächtig gemacht haben? Was hat der Denunziant behauptet? Und was, wenn sie jetzt irgendetwas

zugäbe, von dem der Bischof noch gar nichts weiß? „Nein“, antwortet Béatrice de Planissoles deshalb, obwohl sie in diesem Augenblick vielleicht schon ahnt, dass sie damit ihr Schicksal entscheidet, denn irgendetwas hat die Inquisitoren ja auf ihre Spur gebracht.

„Mein Herr Bischof, der sie anleiten möchte, der sie ermutigen möchte, die Wahrheit zu sagen und nichts zu verschweigen, und der nicht will, dass sie einen Meineid schwört“, notiert der Schreiber, der Bischof deutet an, was er zu hören wünscht: Ob sie jemals respektlos über die Hostien gesprochen habe? Ob sie irgendwann in ihrem Leben Katharer gesehen habe?

Und dann zeigt Jacques Fournier ihr, was für eine schreckliche Waffe die Schrift in einer Welt der Analphabeten sein kann: Der Inquisitor weiß aus seinen Akten, dass bereits ihr Vater als Ketzer verurteilt worden ist.

Béatrice ist wahrscheinlich schon jetzt am Rand der Panik. Wenn sie zusammenbricht und gesteht, was der Bischof von ihr hören möchte, dann kann er sie als Ketzerin verurteilen. Dann muss sie das schreckliche, zweieinhalb Ellen hohe und zwei Ellen breite Ketzerkreuz tragen, das seinen Träger ächtet und dem Spott, der Verachtung, gelegentlich auch der Gewalt des Pöbels ausliefert. „Nein“, antwortet sie, zu alldem habe sie nichts zu sagen.

Bischof Fournier weiß, dass die Zeit sein bester Verbündeter ist. Er entlässt die Verdächtige – bis zum kommenden Dienstag. Dann will er sie weiter befragen.

Als sie den Bischofspalast verlässt, hat Béatrice de Planissoles nur noch einen Gedanken: Flucht! Sie packt ein paar Kleider zusammen, um heimlich zu ihrer Schwester zu eilen, die in einer anderen Diözese wohnt, jenseits der Reichweite des Inquisitors.

Unterwegs trifft sie ihren jungen Liebhaber. Der Vikar ist entsetzt, wohl auch, weil er spätestens jetzt selbst unentrinnbar in diese „Ketzerei“ verwickelt ist. Er fleht sie an, sich auf Gedeih und Verderb dem Bischof auszuliefern, doch sie weigert sich, „selbst wenn du mir alle Reichtümer der Diözese von Pamiers geben würdest!“

Barthélemy Amilhac gibt nach. Aus acht Silbermünzen besteht sein Vermögen – er schenkt es ihr. Dann trennen sie sich und wollen sich erst jenseits der Diözesangrenzen wieder treffen.

**Brutal verfolgt  
der Inquisitor  
Jacques Fournier  
die französischen  
Katharer. Und  
macht, nachdem  
er Dutzende  
Ketzer verurteilt  
hat, Karriere:  
1334 wählen ihn  
die Kardinäle  
zum Papst**



Doch beide kommen nur wenige Kilometer weit, dann haben die Häscher die Flüchtlinge schon aufgespürt und schleppen sie in Ketten zurück nach Pamiers. Jetzt steht bereits fest, dass ihnen eine schreckliche Strafe droht – es geht nur noch darum, ob es der Kerker oder der Scheiterhaufen ist.

**N**eben der Zeit und der Schrift hat der Inquisitor noch einen dritten großen Verbündeten: den Schmerz. Selbst der ungebildetste Bauer hat gesehen oder wenigstens davon gehört, wie Menschen bei lebendigem Leibe verbrannt worden sind, wie „die Flammen hinter ihren Rippen loderten“.

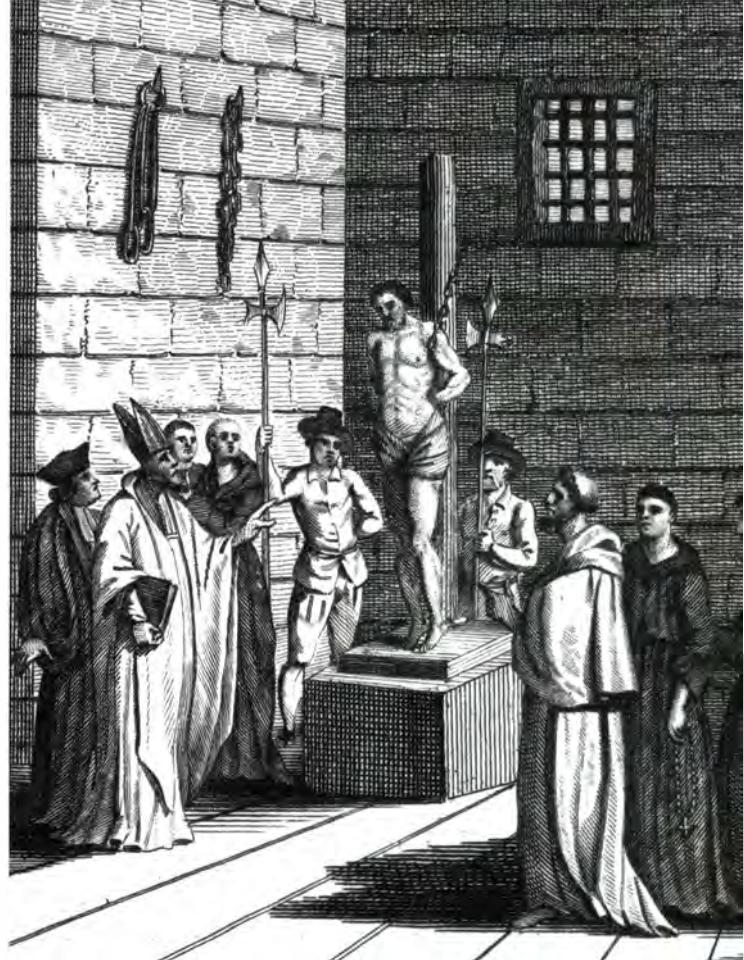
Kaum weniger schreckenerregend sind die Gerüchte über die kirchlichen Folterkammern. Die *questio* ist 1252 von Papst Innozenz IV. in seiner Bulle „Ad extirpanda“ erlaubt worden. Später wenden die Inquisitoren sie nicht nur gegen Angeklagte, sondern auch gegen Zeugen an. Geistliche, die der Quälerei beiwohnen, dürfen sich gegenseitig die Absolution erteilen, damit sie wieder ein reines Gewissen haben.

Zwar verfügte Innozenz IV., die Folter dürfe gegen jeden Verdächtigen nur einmal angewandt werden, doch haben findige Mönche einen Ausweg aus dieser höchst unpraktischen Weisung erdacht: Beginnt die Folter erst einmal, dann „endet“ sie nie – sie wird bestenfalls „unterbrochen“; auf diese Weise kann der Unglückliche jederzeit wieder „befragt“ werden.

Wer die *Questio* erdulden muss, wird meist an den hinter dem Rücken gefesselten Händen aufgehängt, in die Höhe gezogen und ein Stück weit fallen gelassen. Mit seinem eigenen Körpergewicht reißt er den Strick fest – und kugelt sich, unter schrecklichen Schmerzen, die Arme aus. Die Bauern flüstern sich zu, dass die Folterknechte ihren Opfern auch gern die Fingerkuppen zerquetschen.

Doch Jacques Fournier ist an Feuer und Folter weniger interessiert als an dem, was er für die Wahrheit hält. So mancher gesteht aus Angst vor dem Scheiterhaufen und den Schmerzen alles – doch was soll er davon glauben? Der Bischof verschmäht die Folter nicht, doch bevorzugt er als Mittel zur Wahrheitsfindung den Kerker.

Ketzer gibt es, seit es die römische Kirche gibt. Und besonders gefährlich für die Glaubenshüter sind die Katharer, die sich in Tausenden von Gemeinden organisiert haben. Ihren Glauben, dass die Welt des Teufels sei, mithin auch die römische Kirche Satanskirche, kann der Papst so wenig tolerieren wie ihre Absage an Sakra-



**Um das  
»Unkraut häreti-  
scher Bosheit  
auszurotten«,  
erlaubt Papst  
Innozenz IV. im  
Jahr 1252 die  
Folterung von  
Verdächtigen**

mente und Messe. Hier nicht einzugreifen würde bedeuten, Gottes Zorn herauszufordern, das Heil der Gläubigen zu gefährden.

Die katharische Lehre hat sich wahrscheinlich um das Jahr 1000 von Bulgarien aus über Westeuropa auszubreiten begonnen. Im 11. und vor allem im 12. Jahrhundert waren die Katharer eine Macht in Okzitanien. Schließlich, im Jahr 1215, gab Papst Innozenz III. erstmals einheitliche Regeln vor, wie Ketzer zu entdecken und zu bestrafen seien. Dies war die eigentliche Geburtsstunde der Inquisition.

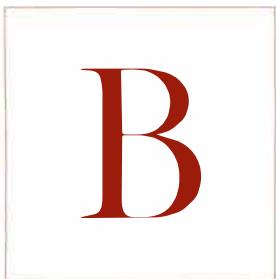
Binnen weniger Jahrzehnte ist aus ihr jene direkt dem Papst unterstehende Terrororganisation geworden, die mit Folter und Scheiterhaufen all jene, die unter der Macht der Kirche stehen, sich aber nicht ihren Lehren beugen wollen, bricht und tötet, darunter Katharer und Waldenser, Beghinen und renitente Franziskaner, Leprakranke und getaufte Juden, die zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt sind.

Die Diözese Pamiers, zu der Montaillou gehört, ist 1295 als eine Art geistige Kampfbastion gegründet worden, um die letzten Katharer in Okzitanien auszulöschen. Da ist Fournier wahrscheinlich gerade zehn Jahre alt. Aus dem

Kind bürgerlicher Eltern wird ein fanatisch eifriger Zisterziensermönch – einer, der bei den berühmten Pariser Theologen seinen Magister macht und vor Ehrgeiz und Glaubenseifer brennt. Kaum ist er 1317 Bischof von Pamiers geworden, da organisiert er seinen ersten Ketzerprozess. Bald brennen auch die Scheiterhaufen.

Als Fournier sich 1320 den Verdächtigen von Montaillou zuwendet, gilt er bereits als erfahrener Inquisitor.

Und in all den Orten, die er untersucht hat, gibt es anschließend keine Häretiker mehr.



Béatrice de Planissoles und der Vikar werden als Ketzer exkommuniziert und in den „Tour des Allemans“ geworfen, in das finstere Reich des Kerkermeisters Marc Revell.

Rund zwei Dutzend Bauern und Mägde, junge Wanderschäfer und ehrwürdige Matronen aus Montaillou sitzen bald ebenfalls hinter den feuchten Mauern. Jeder Tag im Kerker ist teuer, denn die Opfer müssen zahlen: Wer hier einige Wochen einsitzt, der ist schnell so verschuldet, dass er Land verkaufen muss, um die Rechnung zu begleichen, sobald er wieder freikommt.

Manche, die sich als besonders verdächtig oder renitent erweisen, schmachten im *cancer strictissimus*, in einer der untersten, extrem feuchten Zellen, mit Hand- und Fußfesseln an die schimmelige Mauern geschmiedet.

Am schlimmsten aber ist die Ungewissheit. Jeder ist Beschuldigter und zugleich möglicher Belastungszeuge gegen die Mitgefange-nen. Wer den Zellennachbarn denun-ziert, darf hoffen, dem Kerker zu ent-kommen oder doch zumindest besseres Essen zu erhalten. Wer dagegen denun-ziert wird, bleibt womöglich für immer in Haft.

Das unterscheidet die Inquisition von dem Vorgehen tyrannischer Fürsten oder sadistischer Adeliger, die vielleicht blutrünstiger sein mögen, aber doch ver-gleichsweise ineffizient sind: Die vielen

gut ausgebildeten Mönche, Schreiber, Archivare, Häscher, Folterknechte der römischen Kirche bilden einen systematisch funktionierenden Apparat, der bei seinen Opfern planvoll jeden auch noch so rudimentären Ansatz zur Selbstorga-nisation zerstört. Am Ende – im Kerker – steht Institution gegen Individuum, Wissen gegen Ungewissheit, Macht gegen Ohnmacht.

Am 1. August wird Béatrice de Planissoles erneut vor den Inquisitor geschleppt. „Bist du der Häresie schuldig? Kennst du Häretiker?“, will der Bischof wissen.

Die ehemalige Kastellanin weiß, dass sie nicht mehr davonkommen wird; sie weiß, dass überführten Ketzern neben Kerker oder Schei-terhaufen auch droht, dass ihr Vermögen konfis-ziert, ihr Haus zerstört und das Grundstück zu einer Abfallgrube gemacht wird. Und so trafe ein Schulterspruch nicht nur Béatrice, sondern auch ihre Töchter und Enkel.

„Nein“, antwortet sie, „auf meinen Eid!“

Sie sei keine Ketzerin. Die respektlose Be-merkung über die Hostie habe sie als kleines Mädchen einst von einem Steinmetz in der Kir-che gehört und seither manchmal wiederholt.

„Gegenüber welchen Personen und wann?“, fragt Bischof Fournier.

„Ich erinnere mich nicht mehr an ihre Na-men“, antwortet Béatrice.

Der Inquisitor ist unzufrieden.

Das Protokoll des Prozesses, das bis zum heutigen Tag überdauert hat, verrät nicht, was Béatrice de Planissoles in den folgenden Tagen widerfährt. Die Folter? Schreckliche Kerkerbe-dingungen? Oder leidet sie einfach unter Angst und Ausweglosigkeit?

Wie auch immer: Als sie sechs Tage später vor den Inquisitor tritt, ist sie eine gebrochene Frau. Ihre Geständnisse füllen an diesem und an vielen folgenden Tagen Seiten über Seiten.

Ja, sie sei die Geliebte von Pierre Clergue gewesen. Detailliert beschreibt sie dessen ketze-rische Ansichten über Kommunion und Beichte;

über die Rechtfertigung oder das Sakra-ment der Ehe. Schon das reicht, um ihr und Clergue eine jahrelange Kerkerhaft einzubringen.

Doch Fournier ist ein Mann der Details. So verrät sie denn auch, dass der Priester ihr seinen ersten unsittlichen Antrag vor 21 Jahren gemacht hat, als sie bei ihm beichten wollte; wann sie das erste Mal mit ihm schlief; dass sie sich einmal sogar in der Kirche liebten; dass der Priester ihr ein Säckchen mit ge-

Wer trotz  
der Folter  
unbeugsam  
bleibt, wird  
verbrannt

heimnisvollen Kräutern gab, damit sie nicht von ihm schwanger würde.

Béatrice de Planissoles berichtet auch, dass sie von einem Verwandten Pierre Clergues vergewaltigt worden sei; sie gesteht einen Seitensprung während ihrer zweiten Ehe; sie verrät, wann und wo sie den jungen Vikar geliebt hat.

Ja, sie habe die getrockneten Nabelschnüre ihrer männlichen Enkel behalten, weil die alte konvertierte Jüdin ihr dies geraten habe – als Talisman bei Rechtsstreitigkeiten.

Und ja, das blutverschmierte Leinenstück, das man bei ihr gefunden habe, zeuge vom ersten Menschentruationsblut ihrer Tochter Philippa.

Jene Jüdin habe ihr auch das ans Herz gelegt: Löse das erste Blut deiner Tochter in einem Trunk, den du ihrem künftigen Mann gibst, und er wird nie eine andere lieben.

Béatrice gesteht nicht nur die intimsten Geheimnisse ihres Lebens, sie nennt auch Namen, obwohl sie seit langer Zeit schon keine Kontakte mehr zu Häretikern hat: Vor 26 Jahren habe ihr ein Diener die katharische Lehre erklärt; vor 25 Jahren wollte eine Nachbarin in Montaillou sie für die Sekte gewinnen; vor 19 Jahren schickte Pierre Clergue einen Freund aus Montaillou als heimlichen Boten zu ihr, um sich ihrer Sympathien für die Ketzer zu versichern.

Sie verrät, welche Familien in Montaillou vor 20 Jahren als ketzerfreudlich galten; was eine Freundin ihr an häretischen Geheimnissen vor 21 Jahren am Küchenfeuer erzählte; wie Pierre Clergue ihr erklärte, dass nicht Priester Sünden vergeben können, sondern nur Gott; und wie sie vor zwölf Jahren die respektlose Bemerkung über die Hostie gemacht habe.

Als sie am 25. August zu ihrer letzten Befragung zitiert wird, muss sie vor dem Inquisitor liegen, denn inzwischen ist sie so krank und geschwächt, dass ihr Tod nahe zu sein scheint. Der Bischof nutzt die Gunst der Stunde: Ob sie wirklich ihr Seelenheil riskieren und jetzt, exkommuniziert und im Zustand schwerster Sünde, ohne die Tröstungen der Kirche sterben wolle?

Und Béatrice, die ihre Ehre verloren und ihr Leben ruinert hat, die das Wohl ihrer Töchter und Enkel gefährdet und ihre Geliebten, Freunde und Nachbarn ins Verderben gerissen hat – sie will wenigstens ihre Seele retten.

Sie korrigiert ein oder zwei Details ihrer Aussage, dann will sie allen Sünden abschwören,



**Die Inquisitoren quälen auch Zeugen, um sie zu Denunziationen zu zwingen. Nach der Prozedur erteilen sich die frommen Folterer gegenseitig Absolution**

die der Inquisitor in ihrem Leben gefunden hat.

Fournier kann jetzt mit ihr machen, was er will. Und was tut der Bischof? Er hebt die gebrochene Frau noch ein wenig für sich auf, so wie man ein besonders wertvolles Beutestück aufspart. Die Kranke wird zurück in den Kerker getragen, ohne dass ein Urteil ergeht.

Denn das will Fournier erst in einigen Monaten verkünden – sobald ein berühmter Kollege die bescheidene Diözese mit seinem Besuch ehren wird: Jean de Beaune, der oberste Inquisitor in Frankreich.

**AUCH DIE GEBRÜDER CLERGUE** sind inzwischen in die Mühlen der Inquisition geraten, angezeigt von einem Mann aus dem Dorf. Die Denunziation, Pierre sei ein Ketzer, lässt ihre Macht zusammenfallen. Als Pierre in einen Kerker geworfen wird, kann der Bischof schnell viele Seiten mit belastenden Aussagen füllen.

Bernard Clergue ist außer sich vor Zorn und Rachedurst. Er bedroht alle, von denen er eine Aussage fürchtet. Doch bald sitzt auch er im Tour des Allemans ein.

Zuvor hat er noch die ungeheure Summe von 14 000 Sous ausgegeben, um einflussreiche Adelige und Kirchenfürsten zu bestechen. Aber der Inquisitor von Pamiers macht sich nichts aus deren Einflüsterungen.

Bernard Clergue erfährt immerhin, wer ihn denunziert hat, und sorgt dafür, dass die Inquisitoren von Carcassonne ihrerseits den Mann verhaften. Der Kerkermeister dort ist ein alter Freund von ihm. Tage später bringt ein Besucher die Nachricht: Der Denunziante ist tot – vom Kerkermeister zu Tode geprügelt wie ein Hund.

Doch es ist schon zu spät für die Clergues: Pierre stirbt im Verlies, noch ehe ihm der Prozess gemacht werden kann. Sein Bruder wird 1324 dazu verurteilt, lebenslänglich im Kerker bei Graubrot und Wasser angekettet zu sein – eine Tortur, die er nur gut einen Monat überlebt.

So werden die zwei mächtigsten Männer aus Montaillou, die sich eingebildet hatten, sie könnten die Inquisition wie eine Waffe führen, selber von ihr vernichtet.

Insgesamt 25 Männer und Frauen klagen der Inquisitor an, rund ein Viertel aller Erwachsenen aus dem Dorf. Ein Mann stirbt auf dem Scheiterhaufen, andere verschwinden für immer im Kerker, wieder andere müssen das Ketzerkreuz



**Das mörderische  
Wüten von  
Kreuzzüglern und  
Inquisitoren hat  
Erfolg: Bis 1325  
ist die Katharer-  
bewegung vernich-  
tet. Doch schon  
bald wird sich  
die kirchliche Ver-  
folgung gegen  
andere Ketzer  
richten**

tragen. Einen Parfait aber, einen der von den Inquisitoren fanatisch gehassten Katharer-Geistlichen, kann der Bischof in Montaillou nicht entdecken, nicht einmal schwere ketzerische Handlungen oder Worte, die weniger als etliche Jahre zurückliegen.

Auch Béatrice erfährt endlich ihr Schicksal – am 5. März 1321, siebeneinhalb Monate nachdem sie vor Jacques Fournier ihre intimsten Geheimnisse gestanden hat und zu bereuen bereit war. Sie erscheint an diesem Tag erneut vor ihren Richtern. Wieder verraten die Protokolle nicht, was ihr im Kerker widerfahren ist.

Doch sie hält durch, und vielleicht erfährt sie erst an diesem Tag, weshalb sie so lange warten musste: Neben Fournier sitzt Jean de Beaune, der oberste Inquisitor. Noch einmal gesteht sie,

was sie schon letztes Jahr erzählt hat. Und nun sind die Inquisitoren bereit für das große Finale: den *sermo generalis*.

**8. MÄRZ 1321, EIN SONNTAG.** Es ist noch früh am Morgen, trotzdem hat sich auf dem Friedhof in Pamiers bereits eine große Menge Schaulustiger versammelt. Die Inquisitoren thronen auf einer eigens gefertigten hölzernen Plattform, fast alle im Schwarz-Weiß der Dominikanertracht.

In vollem Bischofsornat tritt Jacques Fournier vor und verdammt die schändlichen Taten der Béatrice de Planissoles, die er noch einmal in vielen Einzelheiten schildert.

Danach beweist der Inquisitor dem Volk, wie groß die Gnade der Kirche ist. Einige Männer und Frauen treten vor, die monate- oder jahrelang

das gelbe Ketzerkreuz getragen haben – nun dürfen sie es abnehmen. Auf das Zeichen der Milde folgt die Demonstration der Sünde: Alle Anklagen, alle Details gegen Béatrice de Planissoles werden noch einmal vorgetragen.

Jetzt erst sehen die Zuschauer die Adelige, die sich aller genannten schrecklichen Häresien schuldig bekennt, jede einzelne Sünde bestätigt und allen Irrlehrn für alle Zeiten abschwört. Die Kirche, die Gnadenreiche, sie hat gesiegt. Und nun, endlich, kommt die Zeit der Strafe.

Inzwischen sind Stunden vergangen. Zeit genug für die Zuschauer, die Sünden der Kastellanin zu überdenken – und vielleicht heimlich mit dem zu vergleichen, was man selbst (oder was ein Nachbar oder Freund) getan hat.

Zeit genug auch, um zu verstehen, was die Inquisitoren unter dem rechten Glauben verstehen und was für sie Häresie ist – damit niemand irgendwann einmal sagen könne, er habe es nicht gewusst. Zeit genug schließlich, um sich klarzumachen, dass nicht einmal der Adelsstand oder mächtige Freunde vor dem Urteil der Inquisitoren zu schützen vermögen.

Der Inquisitor verkündet die Strafen: lebenslängliche Haft für Béatrice de Planissoles.

Anschließend wird sie dem Kerkermeister übergeben. Denn die Inquisitoren dürfen als Geistliche keine Strafen gegen Leib und Leben vollziehen – sie bleiben Schreibtischtäter, die sich die Hände nicht schmutzig machen und die Seele rein erhalten.

Vielleicht ist der eine oder andere Gaffer enttäuscht. Denn manchmal fordert der Inquisitor für einen Sünder auch den Tod. Dann wird der Unglückliche unter den Hohnrufen der Menge von den Häschern auf einen großen Platz gezerrt, oft am Stadttor oder vor den Mauern, wo ein hoher Stapel geschichteter Hölzer und Strohballen auf ihn wartet, aus dessen Mitte ein Pfahl aufragt. Dort wird der Ketzer angebunden, ehe der rot maskierte Henker die Fackel anlegt.

Häretiker verbrennen bei lebendigem Leib. Es ist ein grausamer Tod, und er ist einsam und öffentlich zugleich. Während Hunderte zusehen, wie der Delinquent auf den Scheiterhaufen gezerrt wird, und dabei Beschimpfungen kreischen, gibt es keinen geistlichen Beistand, keine letzten Worte, keine Zeit, von der Familie Abschied zu nehmen.

Der Tod als Spektakel: Noch Jahre später wird man sich in Pamiers erzählen, wie Ketzer dort ihre letzten Minuten ertragen haben, bevor sie hinter den hochzüngelnden Flammen für die Gaffer unsichtbar wurden. Einem verbrannten

die Flammen bereits die Fesseln am Pfahl, da nahm er die Hände vor den Körper und faltete sie im Gebet, so erinnern sich die Bürger.

Béatrice de Planissoles hat Glück. Sie wird nach insgesamt fast drei Jahren Haft am 4. Juli 1322 dazu begnadigt, in Freiheit fortan das doppelte gelbe Kreuz der Ketzer und Meineidigen zu tragen. So wird sie wohl den Rest ihres Lebens als mittellose Geächtete verbringen – sicher ist dies freilich nicht, denn mit dem Tag ihrer Entlassung verliert sich ihre Spur.

**D**ie Inquisition aber wütet weiter. Vor allem in Frankreich, in Italien, in Mitteleuropa und – ab 1481 – in Spanien stehen vor den geistlichen Richtern Häretiker aller Art, Mönche mit abweichen den Meinungen, getaufte, aber zu ihrem alten Glauben zurückgekehrte Juden und unzählige Unglückliche, die fälschlicherweise denunziert worden sind. Diese mitunter hysterische Ketzerjagd wird zu einem der Auslöser für den Hexenwahn des 15. und 16. Jahrhunderts, auch wenn Inquisitoren selbst nur einen kleineren Teil der Hexenprozesse zu verantworten haben.

Die Zahl der Menschen, die auf dem Scheiterhaufen oder im Kerker endeten, ist schwer zu schätzen, es werden aber sicherlich Zehntausende gewesen sein.

Jacques Fournier, der detailversessene, ehrgeizige, strenge und raffinierte Inquisitor, wird in seiner Diözese bis zum Jahr 1325 gegen insgesamt 88 Menschen Verfahren eröffnen. Einige sterben im Kerker, noch ehe er sie verurteilen kann; acht Männer und Frauen müssen fortan ein gelbes Ketzerkreuz tragen, 48 verschwinden hinter Kerkermauern.

Drei Männer und zwei Frauen (eine ist schwanger, als sie Fournier in die Hände fällt; er wartet bis nach der Entbindung) bezahlen seine Wahrheitssuche mit dem Flamentod.

Beim Bischof von Pamiers kommt niemand davon – doch wer kann schon sagen, welches Geständnis echt ist und welches nur zusammenfantasiert wurde von einem, der alles erzählt, was der Inquisitor von ihm hören will, nur damit die Qual ein Ende hat?

Als es in Okzitanien so gut wie keine Häretiker mehr gibt, macht Fournier Karriere. 1327 erlangt er die Kardinalswürde, und 1334 wird der erfolgreiche Inquisitor sogar Papst: Er besteigt den Stuhl Petri und nennt sich Benedikt XII.

„Ihr habt einen Dummkopf gewählt!“, soll er bescheiden zu den Kardinälen gesagt haben, als sie sich für ihn entschieden. □



Kriege, Kämpfe und Belagerungen von Burgen gehören im Mittelalter zum Alltag – wie hier in Frankreich, wo im Jahr 1378 Franzosen die von Engländern besetzte Burg Mortagne angreifen (Buchmalerei, 14. Jh.)



*In den deutschen Landen hat der König für Frieden und Sicherheit zu sorgen. Doch meist weilt er in der Ferne, und so ist die Fehde, die kriegerische Form der Selbstjustiz, für einen Adeligen häufig das einzige Mittel, sich Recht zu verschaffen: gegen Ehrabschneider, Raubritter, falsch erhobene Ansprüche. Wie in jenem Streit, der 1328 zwischen einem Erzbischof und einem Grafen entbrennt*

— Von FRANK OTTO



Hohe Mauern bieten Städten und Burgen den besten Schutz gegen Sturmattacken.  
Die Angreifer versuchen, sie über Leitern zu erklimmen, die Verteidiger wehren sich mit  
Steinen und brennendem Pech, mit heißem Öl und ätzendem Kalk



**In einer  
Fehde entreißt  
der sächsi-  
sche Kurfürst  
dem Meißner  
Bischof die  
Burg Stolpen  
bei Dresden  
(oben)**

Graf Johann von Dhaun sitzt in der Falle. Seine Burg auf einem Berggrücken, hoch über einem Seitental der Nahe im Hunsrück, wird belagert, denn Erzbischof Balduin von Trier hat ihm die Fehde angesagt.

Im Herbst des Jahres 1341 lagern dessen schwer bewaffnete Ritter und Kriegsknechte in den Wäldern rund um die Feste Dhaun. Die Angreifer im Auftrag des mächtigen Kirchenfürsten haben sogar schon Gegenburgen errichtet und sind nun in der Lage, von einem dieser rasch wohl aus Steinen errichteten Bollwerke aus die Burg mit Katapulten zu beschließen.

Seine Feste droht Graf Johann zum Verhängnis zu werden. Der Zugang zur Anhöhe, ein steiler, enger Weg, endet zwar vor einem wuchtigen Torbau im Mauerring der Burg: Von dessen Zinnen und Schießscharten aus können die Vertheidiger jeden Angreifer mit Pfeilen und Armbrustbolzen beschließen.

Doch die Männer des Erzbischofs denken gar nicht an einen Angriff. Denn unter diesen Umständen käme eine frontale Attacke einem Selbstmord gleich. Stattdessen haben sie mit einem Wall den Zugangsweg zur Dhauner Feste blockiert.

Und warten nun ab.

Im Rücken der belagerten Burg liegt ein steil zum Fluss hin abfallender, zerklüfteter Berghang, den der Feind nicht kontrollieren kann. Vermutlich über diesen Weg schmuggeln die Männer des Grafen Vorräte in die Burg: Getreide,

Wasser, Pökelfleisch, Pech, Feuerholz und andere Dinge. Der Pfad über den Hang ist jedoch gefährlich und schwer zu gehen.

Daher erreicht nur sehr wenig Nachschub die Eingeschlossenen. Zu wenig.

Ein Ausfall kommt für Johann von Dhaun nicht infrage. Der Graf befiehlt wohl kaum 20 Bewaffnete, der Erzbischof dagegen verfügt allein bei seinen Reitern über fast zehnmal so viele Gefolgsleute. Der Ausfall brächte den sicheren Tod.

Aber auch Balduins Männer scheuen die Attacke. Denn selbst wenn sie den Geschossenhagel auf dem Zuweg überleben und die Burgmauer erreichen könnten, wäre ein Sturm nahezu unmöglich. Die Kämpfer des Grafen würden sie von den Zinnen aus mit Steinen bewerfen, mit brennendem Pech, heißem Öl und Fäkalien übergießen – sowie mit ungelöschttem Kalk, der Haut und Augen verätzten.

Sollte es den Angreifern dennoch gelingen, den Burggraben mit Erde oder Reisigbündeln aufzufüllen, liegen auf den Wehrgängen der Feste Stangen und Haken bereit. Mit ihnen können herangeschobene Holzbauten umgestürzt werden, sollten Balduins Männer unter deren schützendem Dach versuchen, das Tor einzurammen. Auch Sturmleitern lassen sich so von der Außenmauer fernhalten.

Damit Angreifer gar nicht erst einen sicheren Halt finden, ist die Mauer zudem aus unregelmäßigen, buckligen Quadern errichtet.



Erzbischof Balduin von Trier weiß um diese Gefahren. Immer wieder besucht er seine Truppen, lässt sich sogar eigens einen Tragaltar für den Gottesdienst auf eine nahe gelegene Burg bringen, die ihm als Quartier dient. Weshalb also Verluste riskieren, wenn er die Widersacher aus sicherer Distanz beschießen und von ihrem Nachschub abschneiden kann? Der Kirchenfürst wartet ab, denn die Zeit ist seine beste Waffe.

Der Kampf des Erzbischofs gegen den Grafen ist nur einer von unzähligen Konflikten um Macht und Ehre, in denen Adelige in deutschen Landen gegeneinander ins Feld ziehen.

Dem römisch-deutschen König und Kaiser obliegt es zwar, für den Frieden im Reich zu sorgen. Zumeist jedoch ist er fern, und außerhalb seiner unmittelbaren Umgebung gelten die von ihm erlassenen Befehle wenig.

Denn der Herrscher kommandiert kein stehendes Heer, seine Finanzen sind strapaziert. Keine oberste Autorität sichert den Frieden im Reich der Deutschen, niemand gibt den Menschen Sicherheit.

Streitfälle werden häufig in einem Schiedsverfahren vor einem von beiden Seiten akzeptierten Dritten beigelegt, nach schriftlich festgehaltenen Gesetzen und Gewohnheitsrecht. Die Alternative ist: Selbstjustiz.

**Lösegelder  
französischer  
Kriegsgefan-  
gener finan-  
zieren Farleigh  
Hungerford  
Castle in  
Somerset**

Wenn sich ein freier Mann in seinem Recht gekränkt sieht, hat er die Möglichkeit, seinem Widersacher die Fehde zu erklären und die eigenen Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen.

Der Tradition gemäß eröffnet ein Bote die Feindschaft, er überreicht dem Gegner einen Fehdebrief sowie ein oft blutbesprengtes Schwert und zuweilen einen Handschuh. Gegenseitige Verfluchungen werden ausgesprochen. Zum Verfahren gehört, nach dem Fehdebescheid drei Tage Frieden zu halten oder sich in dieser Frist zu einigen.

Erreichen die Kontrahenten keine gütliche Einigung, beginnt nach Ablauf der Friedenszeit die Fehde.

Auch dafür gelten bestimmte Regeln; und nur wer sie einhält, ist ein Mann von Ehre. So sollen Kleriker und wehrlose Personen wie Schwerkranken, Frauen und Kinder geschont werden.

Frauen lässt man ihre Kleider am Leib, vornehmen Damen sogar ihren Schmuck.

Befehdet ein Adeliger den anderen, ist er außerdem gehalten, sich nicht an seinem Gegner persönlich zu vergreifen und auch dessen Residenz unversehrt zu lassen.

Oft aber bleibt das bloße Theorie.

Denn das erste Ziel der Fehde ist es, dem Gegner möglichst großen Schaden zuzufügen. Dessen Land wird überfallen, Dörfer, Vieh, die Ernte des Feldes, alles wird geraubt oder zerstört. Selbst an einfachsten Gebrauchswaren vergreifen sich die Plünderer. Sie stehlen Röcke und Hosen, auch Bettzeug und Hausrat.

Weder die Untertanen noch die Verwandten des Befehdeten sind ihres Lebens sicher: Sie werden verprügelt, gefangen genommen und entführt oder getötet. Jeder Verlust schwächt den Gegner, sei es an Besitz, oder, so er sich unehrhaft verhält und die Seinen im Stich lässt, an Ansehen.

Haben die Entführten Vermögen, erpresst man Lösegeld von ihren Familien; selbst für gestohlene Kühe wird zuweilen ein Betrag für die unversehrte Herausgabe an den Eigentümer ver-



Angreifer, die eine Burg mit Sturmleitern nehmen wollen, müssen zuerst den Graben füllen: mit Erde, Geröll oder Reisigbündeln. Um Krieg zu führen, heuern Fürsten oft Söldner an, gegen Geld und Beteiligung an der Beute. Denn kaum ein Adeliger besitzt ein stehendes Heer



Mit Hellebarden und Schwertern kämpfen Ritter und Landsknechte vor einem Stadttor.  
Die offene Feldschlacht suchen streitende Adelsgeschlechter nur selten. Sie belagern eher die Burgen  
oder Ortschaften des Gegners, um die dort lebenden Menschen auszuhungern

langt. Sind die Verschleppten hingegen arm, verfaulen sie in elender Haft.

Und nicht nur hohe Herren befehlen sich. Im späten Mittelalter sind es zunehmend auch Fuhrleute, Kleinhändler, Handwerker, gewöhnliche Bürger, die Adeligen und Städten die Feindschaft erklären – oder einander: In Leipzig etwa kündigen Schuhknechte einigen Professoren der Stadt die Fehde an.

Zumeist geht es um Geld – und immer um die Ehre, auch wenn die Gründe für die Streitigkeiten heute zuweilen lächerlich erscheinen: Ein Junker fühlt sich zu einer Kampfansage an die Bürger Frankfurts provoziert, weil einem Verwandten von einer Frankfurterin ein Tanz abgeschlagen worden sei. Ein Ritter behauptet, dass eine Stadt einem seiner Vorfahren noch Geld schulde. Ein anderer erklärt die Fehde, weil ein ihm Untergebener geschlagen worden sei.

enn es bei einer Fehde zu Feindseligkeiten kommt, reiten meist nur wenige Ritter aufeinander los.

Der Kampfplatz wird vorher verabredet. Hinterhalte sind verpönt. Das direkte Duell Ritter gegen Ritter ist die ehrenhafteste Form, den Konflikt auszutragen. Stets gilt es, im Sattel zu bleiben. Häufig binden sich Ritter sogar daran fest. Denn wer erst einmal vom Pferd gefallen ist, den hemmt die schwere ehrne Rüstung bei jeder Gegenwehr.

Kommt es aber doch zu einem großen Kampf, marschieren die Armburtschützen voran. Auf bis zu 100 Meter Entfernung können sie mit ihren Bolzen eine Rüstung durchbohren.

Zwar gilt die Waffe als wenig ehrenhaft, da sie es jedem Schwächling ermöglicht, den edelsten Ritter zu erschießen, und hat der Papst sie mit dem Bann belegt, doch hält sich niemand an das Verbot.

Hinter den Schützen formieren sich Reiter mit der Lanze im Anschlag; sie galoppieren in geschlossener Phalanx in die gegnerischen Linien.

Gefolgt werden sie von gepanzerten Reitern, umgürtet mit

Schwertern – dem Zeichen der Ritter. Zu Seiten der Panzerreiter laufen deren leicht bewaffnete Fußknechte. Im Gegensatz zu den schweren, teuren Harnischen und aufwendigen Visierhelmen der ritterlichen Herren tragen sie zumeist nur ein mit Metallplatten verstärktes Lederhemd oder einen Ringelpanzer.

Ihren Kopf schützt ein Eisenhut, ihr Gesicht bleibt frei. Die Knechte stechen die Rösser des Feindes nieder. Und sollte ihr Ritter straucheln, helfen sie ihm wieder auf.

Die Kämpfer streiten mit Hämern und Flegeln, Äxten und Keulen, Schwertern und Dolchen. Die Fahne sowie Trompeten-, Horn- und Trommelsignale sind die einzigen Mittel, um die eigenen Männer im Lärm des Getümmels zu führen.

Leichen werden geplündert und ihrer Kleidung beraubt. Noch auf dem Schlachtfeld teilen sich die Sieger Beute und Gefangene.

In Dhaun jedoch bleiben die Ritter hinter Burg und Gegenburg verschanzt. Hier wird die Fehde mit anderen Waffen ausgefochten.

Die Kräfte sind ungleich verteilt. Johann von Dhaun gehört zu den Wildgrafen, einem von vielen Zweigen eines Nahegau-Adelsgeschlechts. Als Verbündete kann er lediglich auf einige Ade-

**Sopwell  
Castle, Festung  
eines irischen  
Adelsclans  
im Kampf gegen  
die englischen  
Eindringlinge**



lige im Umland zählen. Erzbischof Balduin von Trier dagegen ist ein hoher Kleriker.

Er hat Großes vor. Er will seine Territorien, die im Westen des Reiches verstreut sind, zu einem großen, zusammenhängenden Herrschaftsgebiet vereinen. Deshalb gerät der Hunsrück in seinen Blick.

Eine der wichtigsten Festen dort ist die Schmidtburg über dem Tal des Hahnenbaches. Balduin ist klar: Nur wer sie beherrscht, kann auch das umliegende Land kontrollieren.

Bald ergibt sich die Gelegenheit dazu. Als der Burgherr stirbt, ohne einen legitimen Sohn und Erben zu hinterlassen, erhebt mit dem Wild-

grafen Johann von Dhaun ein entfernter Verwandter Anspruch auf die Schmidtburg, doch Balduin sieht gute Chancen, ihm diesen Anspruch streitig zu machen.

Er sammelt Partner für ein Bündnis gegen den Wildgrafen und kann schließlich einen mächtigen Alliierten gewinnen: den Erzbischof von Mainz, den ranghöchsten aller Kurfürsten und Kanzler für die deutschen Lande.

1340 erklären die Verbündeten Johann von Dhaun die Fehde und beginnen seine Burg über einem Seitental der Nahe zu belagern.

Während die Feste schon umzingelt wird, regeln die Angreifer – die beiden Erzbischöfe



**Als oberstes Ziel gilt bei Fehden, dem Gegner möglichst großen Schaden zuzufügen, um ihn so zum Einlenken zu zwingen: Felder werden angezündet, Dörfer ausgeraubt, deren Bewohner entführt, verprügelt und ermordet. Viele Adelige halten sich im späten Mittelalter nicht mehr an die traditionellen Regeln für eine ehrenhafte Auseinandersetzung**

sowie fünf Adelige aus der Umgebung – in de taillierten Verträgen, wie nun vorzugehen ist.

Jeder der Bündnispartner hat zwischen 20 und 30 Ritter zu stellen. Insgesamt umfasst die Streitmacht 180 Schwerbewaffnete zu Pferde, dazu eine stattliche Anzahl Kriegsknechte zu Fuß. Entsprechend der Größe ihrer Kontingente soll auch die Beute unter den Kriegsherren verteilt werden.

Für den Bau von drei Belagerungsburgen sind jeweils 1500 Pfund Heller vorgesehen. Zwei Drittel der Kosten übernehmen die beiden Erzbischöfe, die zahlungskräftigsten unter den sieben Alliierten.

urg Dhaun, Herbst 1341. Nach anderthalb Jahren Belagerung haben die beiden Kirchenfürsten nun auch ihre dritte Gegenburg bemannt. Oberhalb der Dhauner Feste und nur etwa 300 Meter entfernt auf einem Bergsporn gelegen, gemahnt sie Wildgraf Johann beim Blick über die Mauerzinnen an die Gegenwart seiner Feinde – Stunde um Stunde, Tag für Tag.

Fortan ist Dhaun mit dem wirkungsvollsten Geschütz dieser Zeit zu erreichen, der Blide – einem Katapult, mit dem sich zentnerschwere Steine halbwegs zielgenau über eine Entfernung von bis zu einem halben Kilometer verschießen lassen. Aber auch mit Exkrementen oder Viehkadavern gefüllte Fässer. Oder die Köpfe enthaupteter Feinde, wie es schreckliche Sitte der Kreuzritter war im Heiligen Land.

Den dicken Mauern einer Feste wie Dhaun vermögen die Katapultkugeln kaum Schaden zuzufügen. Anders ist es bei empfindlicheren Zielen, etwa bei den über die Außenmauer hinausreichenden Aborten, in denen die Belagerten ihre Notdurft verrichten. Erker können abgeschossen, Dächer durchschlagen und hölzerne Wehrgänge zermalmt werden. Auch eine Rüstung mit eisernem Helm und Harnisch gibt keine Sicherheit vor der Blide; trifft den Ritter ein Steingeschoss, wird sein Panzer wie dünnes Blech zerquetscht.

Nicht jeder Kriegsherr vermag sich ein solches Katapult zu leisten. Das Gerät ist groß und schwer: Bis zu 20 Meter misst der Hebelarm, der das Geschoss in einer Lederschlinge emporwuchtet; allein das Gegengewicht, dessen Fall den Arm beschleunigt, wiegt mehrere Tonnen.

Nur spezialisierte Handwerker sind in der Lage, eine Blide zu konstruieren. Zudem ist die



Wird eine Burg trotz Wassergrabens,  
Zugbrücke und Fallgittern erobert,  
Sieger oft grausame Rache – obwohl sie  
nach den Regeln der Fehde das Leben des  
Gegners eigentlich schonen sollen

Herstellung viel zu kompliziert, um sie am Ort der Belagerung vorzunehmen. Bau, Transport und Endmontage des zerlegten hölzernen Riesen sind daher teuer.

Balduin könnte freilich gleich mehrere Bliden nach Dhaun bestellen. Der Erzbischof ist reich, seine Mannschaften leben im Überfluss. Während in seinem Lager Ochsen am Spieß braten und Musikanten aufspielen, geht es in der eingeschlossenen Dhauner Feste deutlich karger zu.

Schon im Frieden ist das Burgleben hart. Denn ein solches Bollwerk, von denen es im deutschen Sprachraum insgesamt wohl mehr als 20 000 gibt, ist nicht zum behaglichen Wohnen

des Adeligen und seiner Familie gebaut, sondern dient als befestigte Kampfstellung – und dieser Funktion ist jeder Komfort untergeordnet.

Oft mehrere Meter dick und praktisch uneinnehmbar sind die Außenmauern, bestückt mit Zinnen, Türmen und einem überdachten Wehrgang zum Schutz der Verteidiger. Das Tor ist der einzige Schwachpunkt und daher besonders gesichert: durch eine Zugbrücke über den Graben, durch Fallgatter sowie mit Eisenblech beschlagene Türflügel. Sie sollen das Holz vor den Rammen eines Angreifers schützen. Häufig verfügt eine Burg sogar über mehrere Toranlagen hintereinander.

elingt es dem Feind, dennoch einzudringen, zieht sich die Besatzung in den Bergfried zurück, den Hauptturm. Er ist besonders stabil gebaut, der Zugang kann leicht unterbrochen werden. Im Notfall wird der Bergfried also zu einer Burg in der Burg. Einzunehmen ist er nur schwer.

Schon ein einzelner Kämpfer kann die steile Wendeltreppe im Turm gegen eine Übermacht halten. Sie ist so eng angelegt, dass die Angreifer sie nur einzeln erklimmen können. Hohe Stufen



**Zwingburg  
der Invasoren:  
Von solchen  
Kastellen aus  
regieren die  
normanni-  
schen Eroberer  
nach 1066  
England**

machen dem Feind den Sturm unmöglich. Zudem windet sich die Treppe im Uhrzeigersinn hinauf, was den Angreifer im Gebrauch des rechten Arms und der Schwerhand behindert. Darüber hinaus sind die Türöffnungen extrem niedrig gehalten. Der Feind muss sich also bücken, will er sie durchschreiten, und ist daher gegenüber einem Verteidiger stets im Nachteil.

Je kürzer die Burgmauer, desto weniger Soldaten werden benötigt, um sie zu bemannen. Im Inneren der Feste herrscht daher eine geradezu bedrückende Enge.

Stallungen für Vieh und Pferde liegen neben dunklen Kammern, angefüllt mit Waffen, Rüstungen und Vorräten. Fast unerträglich sei der Gestank, so überliefert ein Zeitzeuge: unter anderem vom Pech, das zum Abdichten von Fässern benötigt wird und das die Verteidiger erhitzt auf den anrennenden Feind gießen. Oder von den Ausdünstungen und Ausscheidungen der Tiere und Menschen.

Und dann die alles durchdringende Kälte von November bis März, hinter klammem Stein und mit Läden verrammelten Fensteröffnungen, die kaum Schutz bieten vor Wind und Wetter. Wahrscheinlich lässt sich in der Dhauner Feste

nur ein Raum heizen. Doch da Feuerholz ein sperriges Gut ist und sich schwer durch den Belagerungsring schmuggeln lässt, wird auch dort der Kamin wohl nur selten angezündet.

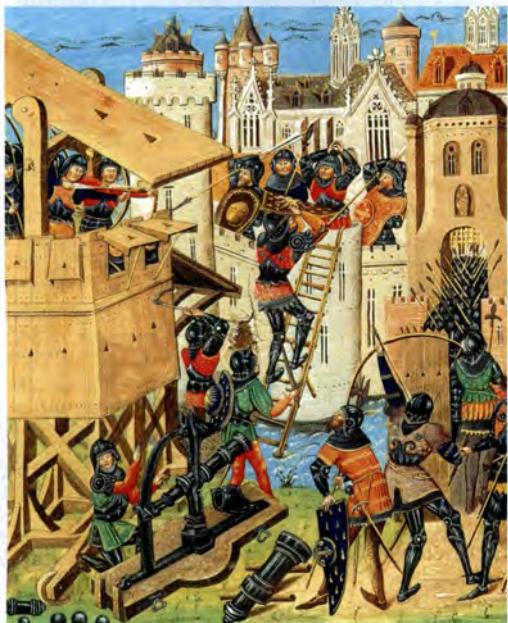
Vielleicht 30 Menschen leben unter dem Kommando des Wildgrafen auf der Burg: Kriegsknechte, Mägde, Diener, vermutlich auch ein Geistlicher. Der Familie des Grafen ist der Palas vorbehalten, das Wohngebäude des Burgherrn.

Dort befindet sich ein geschmückter Saal zur Repräsentation. In ihm werden in Friedenszeiten Gäste bewirtet und Feste gefeiert. Nur in den Privatgemächern der adeligen Familie, etwa den Schlafzimmern, gibt es hölzerne Dielen, Teppiche, vielleicht sogar Federbetten.

Die Bediensteten hausen gemeinsam in einem nicht geheizten Raum mit Steinfußboden. Glücklich ist, wer an der



Mannshoch ist der Langbogen, und noch aus einer Entfernung von 150 Metern vermögen seine Pfeile eine Rüstung zu durchschlagen. Erfahrene Schützen können zehnmal pro Minute anlegen. Bei Belagerungen bevorzugen Kämpfer in des die Armbrust, denn sie lässt sich ohne Kraftanstrengung gespannt halten, bis sich ein Ziel bietet



**Im Schutz eines Belagerungsturms zündet ein Ritter die Lunte an einem Pulvergeschütz. Bereits um 1320 notieren Chronisten den Gebrauch von Feuerwaffen in Europa**

offenen Feuerstelle der Küche arbeitet; er hat es wenigstens tagsüber warm.

Was also soll der eingeschlossene Wildgraf tun: ausharren und dem Dauerbeschuss trotzen – bis der Feind doch irgendwann zum Sturm ansetzt? Es droht der zweite Belagerungswinter, mit kargen Rationen von Erbsen, Stockfisch, Zwiebeln und Pökelfleisch, dessen zunehmend fauliger Geschmack sich auch durch kräftige Gewürze kaum überdecken lässt.

Immer schwieriger wird die Situation. Als am 16. Januar 1342 der Herr einer rund zwei Kilometer flussaufwärts gelegenen Feste die Reihen Balduins verstärkt, ist auch der letzte Versorgungsweg für die eingeschlossene Burg versperrt. Vermutlich erhofft sich der Adelige schnellen Gewinn bei dem nun absehbaren Sieg.

Der Wildgraf sieht ein, dass weiterer Widerstand aussichtslos ist. Noch kann er um einen ehrenvollen Frieden nachsuchen.

Denn ohne Zweifel werden Balduins Ritter bald zum Sturm auf die ausgehungerten Verteidiger ansetzen – und das Schicksal einer gestürmten Feste ist deren völlige Vernichtung.

Also bittet Johann um Frieden.

Die Bedingungen des Vertrags, den die Kontrahenten im Juli 1342 unterzeichnen, sind

hart – aber erträglich: Johann verzichtet für alle Zeiten auf den Besitz der Schmidtburg und verliert eines seiner Dörfer an den Erzbischof. Doch er darf seine Heimatburg Dhaun behalten – muss allerdings Balduin dort aufnehmen, wann immer dieser es wünscht.

ildgraf Johann von Dhaun stirbt wahrscheinlich 1354, zwölf Jahre nach dem Ende der Fehde – und im selben Jahr wie sein einstiger Widersacher Balduin.

Das Fehdewesen im Heiligen Römischen Reich wird sich in den folgenden Jahrzehnten noch weiter ausdehnen und ungeheuren Schaden anrichten.

Mancher Ritter verarmt, weil er nun ohne Unterlass in Privatkriegen verstrickt ist. Etliche Adelige sinken zu bloßen Strauchdieben herab, denen jetzt als Broterwerb dient, was sie zuvor ruiniert hat: die Fehde, die zur kaum kaschierten Form des Straßenraubs verkommen ist.

Erst Kaiser Maximilian I. aus dem Hause Habsburg leitet 1495 das Ende dieser Form der Selbstjustiz ein. Sein „Ewiger Landfriede“ verbietet die Fehde endgültig und setzt an ihre Stelle eine verbindliche Ordnung, die auch den Ritter zwingt, sich an ein Gericht zu wenden, um Genugtuung für eine Ehrverletzung oder anderes erlittenes Unrecht zu erlangen.

Wer jetzt noch eine Fehde anzettelt, begeht Landfriedensbruch, verfällt der Reichsacht, wird nach einem Jahr vogelfrei – und ist damit für die gesamte Gesellschaft, was Erzbischof Balduin schon in den Augen seines Opfers Johann von Dhaun war: ein beutegieriger Kriegstreiber und Länderdieb.

Ein Gesetzesbrecher. □

**Kapituliert der Angegriffene, bevor seine Burg wie hier vollständig zerstört wird, kann er damit rechnen, dass sein Leben und sein Besitz verschont werden**



# Meister der MINNE

WALTHER VON DER VOGELWEIDE

**Der gefeierte Liebeslyriker ist auch ein politischer Dichter – und  
ein gefürchteter antiklerikaler Spötter**

**B**loß keine abgelegten Kleider! „Getragene wat“, den Lohn der Gaukler, will er nicht. Der Bischof von Passau lässt sich denn auch nicht lumpen: Am 12. November 1203 spendiert er „Walthero cantori de Vogelweide“ fünf Schillinge für einen Pelzrock. Dieser Vermerk im bischöflichen Ausgabenregister ist die einzige offizielle Erwähnung seines Namens und zeigt die Lebensumstände des Dichters: Walther von der Vogelweide ist kein gut situierter Hofpoet, kein Reimeschmied von fürstlichem Geblüt. Der bedeutendste deutsche Lyriker des Mittelalters führt die unsichere Existenz eines fahrenden Sängers, stets angewiesen auf die Gunst seiner Auftraggeber. Immerhin scheint er von niederem Adel zu sein.

Um 1170 geboren, wohl im österreichischen Waldviertel, schreibt er über seine Lehrjahre: „Ze Osterriche lernt ich singen unde sagen.“ Gemeint ist der Wiener Hof des Babenberger Herzogs Friedrich I., dessen Nachfolger ihn freilich entlässt.

Engagements findet er fortan bei adeligen Mäzenen. Denn der Hof ist der Ort der Minne – der in kunstvollen Liebden und Gedichten idealisierten Liebe jenseits der Wirklichkeit von Ehebruch, Freudenhaus, Vergewaltigung. Und die Dame der hohen Minne, von der Dichter wie Walther von der Vogelweide sprechen, ist weniger eine Frau aus Fleisch und Blut als vielmehr eine Art weltliche Jungfrau Maria.

Auf dem zweiten Kreuzzug ab 1147 sind deutsche Ritter zum ersten Mal auf die Liebesverse provenzalischer Dichter gestoßen. Davon beeinflusst, entsteht auch im römisch-deutschen Reich die Idee der hohen Minne, die sich bald zum beherrschenden Thema der Dichtung entwickelt. Sie entfaltet sich nicht zwischen Ehepartnern, sondern zwischen Liebenden; sie ist voller Begehrten und auch Erotik, doch Erfüllung findet

sie kaum. Zumeist bleibt sie „wan“ – dauernde Hoffnung, vergeblicher Wahn. Doch dieser Wunschtraum führt zu einer Blüte der höfischen Dichtkunst.

Geistliche sehen die Vorträge der Dichter mit Argwohn. Denn die Verse zum Lob der höfischen Liebe sind nicht auf Latein abgefasst, sondern im *sermo vulgaris* – in der deutschen Volkssprache. Die Hellsichtigen unter den Klerikern ahnen wohl, dass diese neue Dichtung eine ungeheure Kraft besitzt. Die Sprengkraft des Weltlichen.

Walther von der Vogelweide wird als Minnesänger gefeiert, aber als politischer Dichter gefürchtet und vielfach sogar angefeindet. Aus einem Thronstreit resultierende Wirren in Deutschland etwa lastet er dem Papst an.

„Ahi, wie kristenliche nu der babest lachet“, heißt es in einem Schmähgedicht: ein unchristliches, schadenfrohes Lachen! Denn der Heilige Vater, so Walther, habe zwei Anwärter unter die Krone gebracht, um sich selbst zu bereichern. „Ir pfaffen ezzet hüener und trinket win“, derweil die Deutschen fasten müssen.

Auch mit seiner Liebeslyrik sprengt er den Rahmen des Konventionellen. Wo im traditionellen Minnegesang die unerreichbare Herzensdame vor allem wortreich angeschmachtet wird, treten in seinen Gedichten Männer auf, die von der geliebten *frouwe* konkretes Entgegenkommen erwarten. An Anspielungen lässt er es nicht fehlen. In einem seiner „Mädchenlieder“ erinnert sich eine Frau an Treffen mit ihrem Geliebten: Küsste er mich? „Wol tausentstunt – tandaradei / seht, wie rot mir ist der munt.“ Erst spät im Leben findet der ruhelose Dichter eine Heimstatt: Um 1220 erhält er von König Friedrich II. ein Lehen, möglicherweise bei Würzburg.

Dort soll er auch begraben sein.

KLAUS MEYER



# Zum LOBE des Herrn

Aus alleradelstem Stein ist die Stadt Gottes, aus reinem Gold, durchscheinend wie Glas – so steht es in der Bibel. Und so soll es auch auf Erden sein: Im Wettstreit um das schönste irdische Gotteshaus schaffen die Baumeister vom 12. Jahrhundert an mächtige Kathedralen mit großen Fenstergruppen, die alles bis dahin Dagewesene in den Schatten stellen. Der neue spitzbogige Stil – die Gotik – wird die Baukunst des Abendlandes jahrhundertelang beherrschen

— Von REYMER KLÜVER





Fast 300 Skulpturen schmücken die Westfassade der Kathedrale im englischen Wells – Figuren aus dem Alten und Neuen Testament, Engel und Heilige. Wie abgeschnitten wirken die beiden Türme des 1239 geweihten Gotteshauses – wahrscheinlich hatten die Bauherren nicht genug Geld, um sie zu vollenden

# S

Saphirblau. Rubinrot. Smaragdgrün. In den Strahlen der Sonne wird das bunte Glas eines Tages wie Edelstein funkeln. Tausendfach gebrochen wird das Licht durch große, spitz zulaufende Fenster hereinströmen. Prachtvoller als jedes andere Gotteshaus Frankreichs, ja des ganzen Abendlandes soll die neue Kathedrale erstrahlen und ausgeschmückt werden.

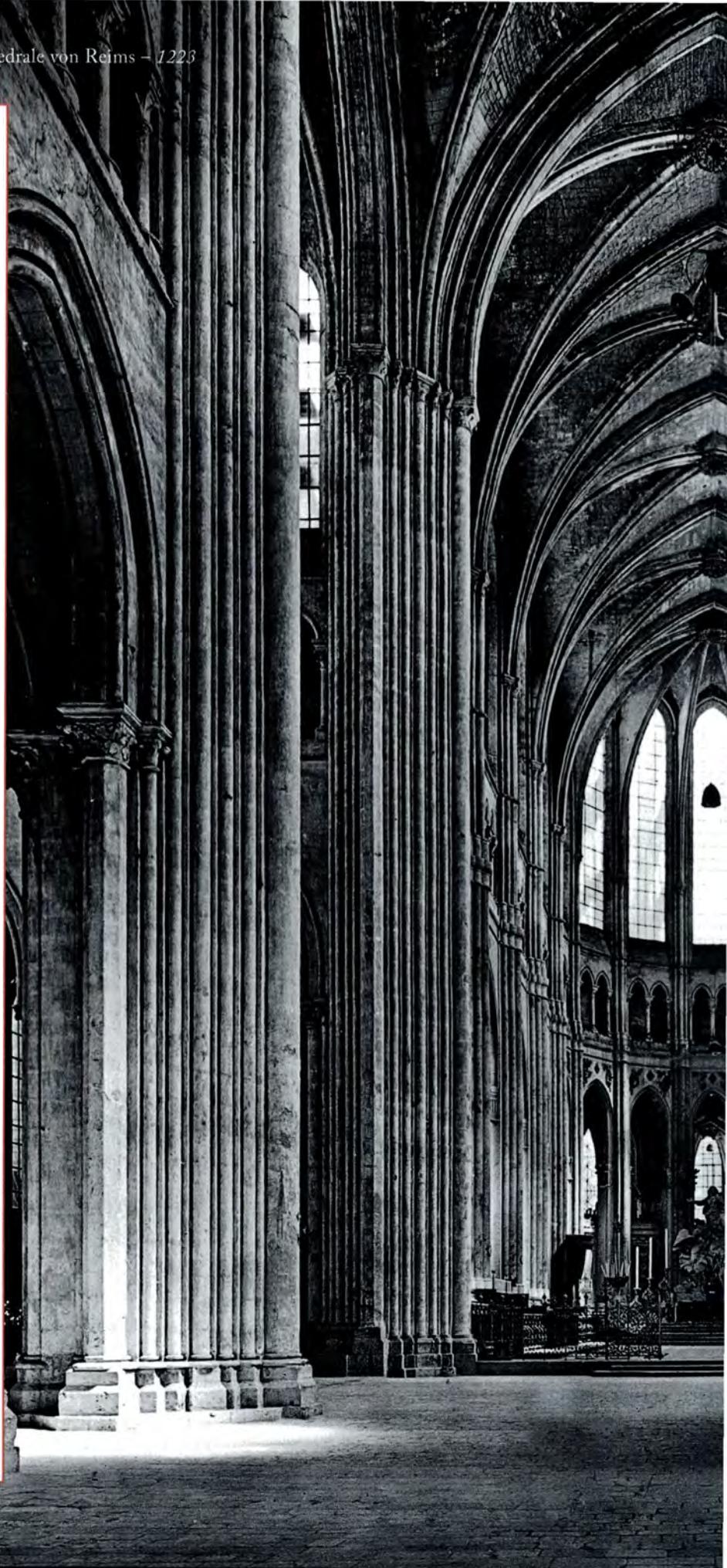
Im Jahr 1223 ist das Ganze aber noch nicht viel mehr als eine Vision. Zu sehen ist nur ein Provisorium, eine große Baustelle. Errichtet sind allein der Chor, der Altarraum der neuen Kathedrale, sowie einige weitere Abschnitte. Aber das macht nichts. Zumindest nicht an diesem Tag.

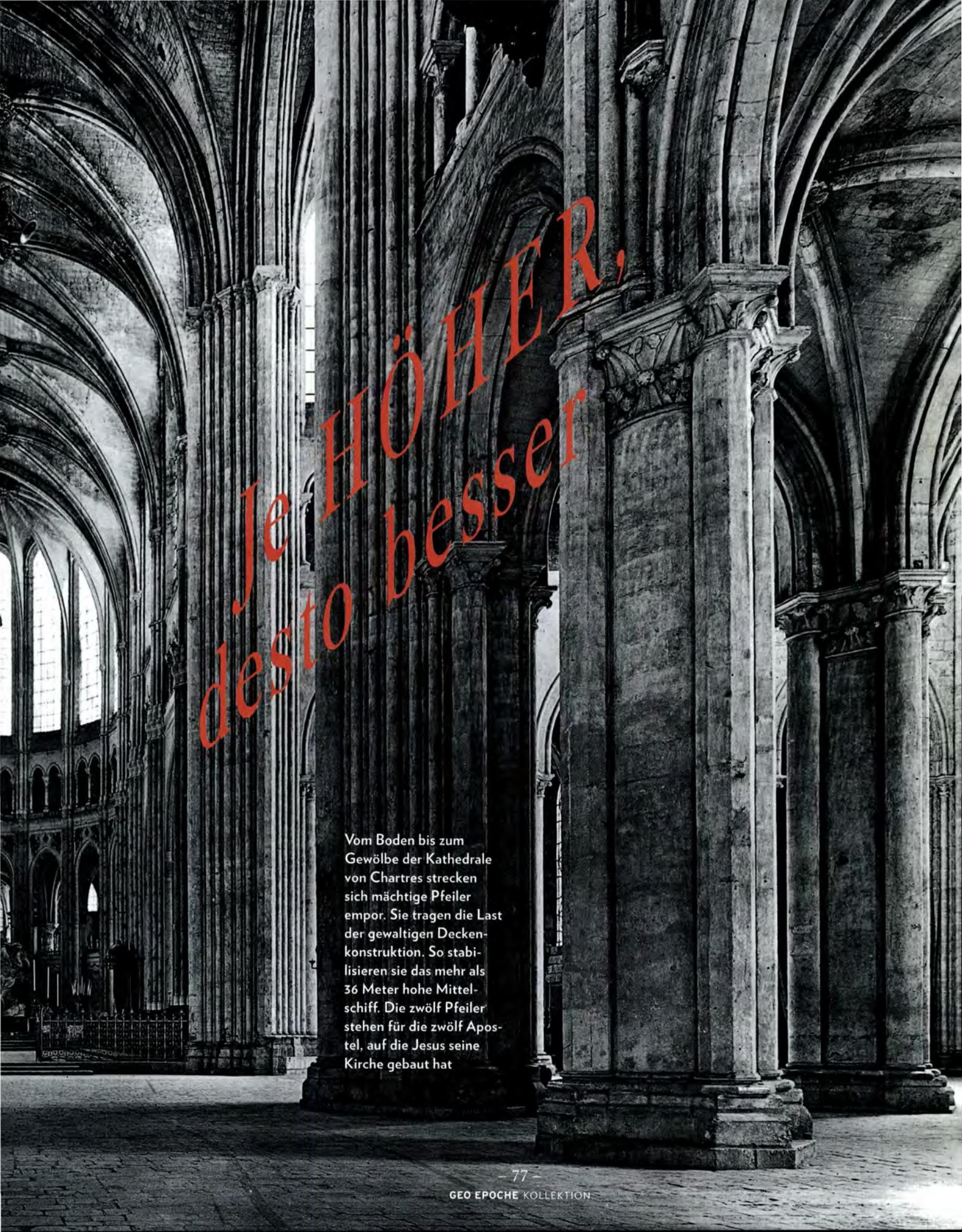
Der Mann, der vor dem Altar seine Knie beugt, wirkt vor der Weite des mächtigen Gotteshauses beinahe winzig. In sein weißes Hemd sind Öffnungen geschnitten, an den Schultern, auf dem Rücken und der Brust. Seine Hände hält er gefaltet. Vor ihm auf dem Altar liegen die Insignien seiner künftigen Macht: der goldene Ring als Symbol seiner Königswürde, das Zepter, der Stab, das blitzende Schwert, die Krone.

Seit Stunden sind Frankreichs Würdenträger an diesem 6. August versammelt, einem Sonntag: Bischöfe und Äbte, Herzöge und Grafen sowie weitere Notabeln, viele in prachtvollen Gewändern. Es ist ein Festtag für das ganze Land – die Krönung eines neuen Königs und noch dazu in einer neu entstehenden Kathedrale. Genauer: in der noch unvollendeten Kathedrale von Reims.

Bereits im Morgengrauen hat die Zeremonie begonnen, mit einer Prozession zur Prim, dem ersten Gebet nach Tagesanbruch. Mehrstimmige Gesänge der Domherren erfüllten die Luft. Gebete, feierliche Versprechen und heilige Eide folgten. Das Te Deum hatten sie gemeinsam angestimmt: „Dich, Gott, loben wir.“

Und nun zieht der Herr dieser Kathedrale, Erzbischof Guillaume de Joinville, mit einer gol-





Je HÖHER,  
desto besser

Vom Boden bis zum Gewölbe der Kathedrale von Chartres strecken sich mächtige Pfeiler empor. Sie tragen die Last der gewaltigen Deckenkonstruktion. So stabilisieren sie das mehr als 36 Meter hohe Mittelschiff. Die zwölf Pfeiler stehen für die zwölf Apostel, auf die Jesus seine Kirche gebaut hat.

denen Nadel heiliges Salböl aus einem winzigen Fläschchen – so wie es einst ein Bischof bei der Taufe König Chlodwigs getan haben soll, des Ahnherrn Frankreichs.

Der Legende nach schwebte damals eine Taube mit der göttlichen Ampulle vom Himmel. Vor mehr als 700 Jahren geschah das angeblich, an exakt dieser Stelle.

Sorgfältig benetzt der Erzbischof erst die Stirn des Knienden mit dem Öl. Dann reibt er es ihm mit dem Daumen durch die Öffnungen im Hemd auf die Brust, zwischen die Schulterblätter, auf die Schultern, in die Armbeugen, dann auf die Hände.

Schließlich setzt er ihm die Krone auf. Damit ist der so Gesalbte endgültig Frankreichs neuer König. Es ist Ludwig VIII.

Dies ist die erste Krönung in der neuen Kathedrale von Reims. Und nicht zufällig ist dieser Ort gewählt. Nur diese Kathedrale vermag Frankreichs Herrschern die Würde zu verleihen, die sie erst zu wahren Herren des Landes macht.

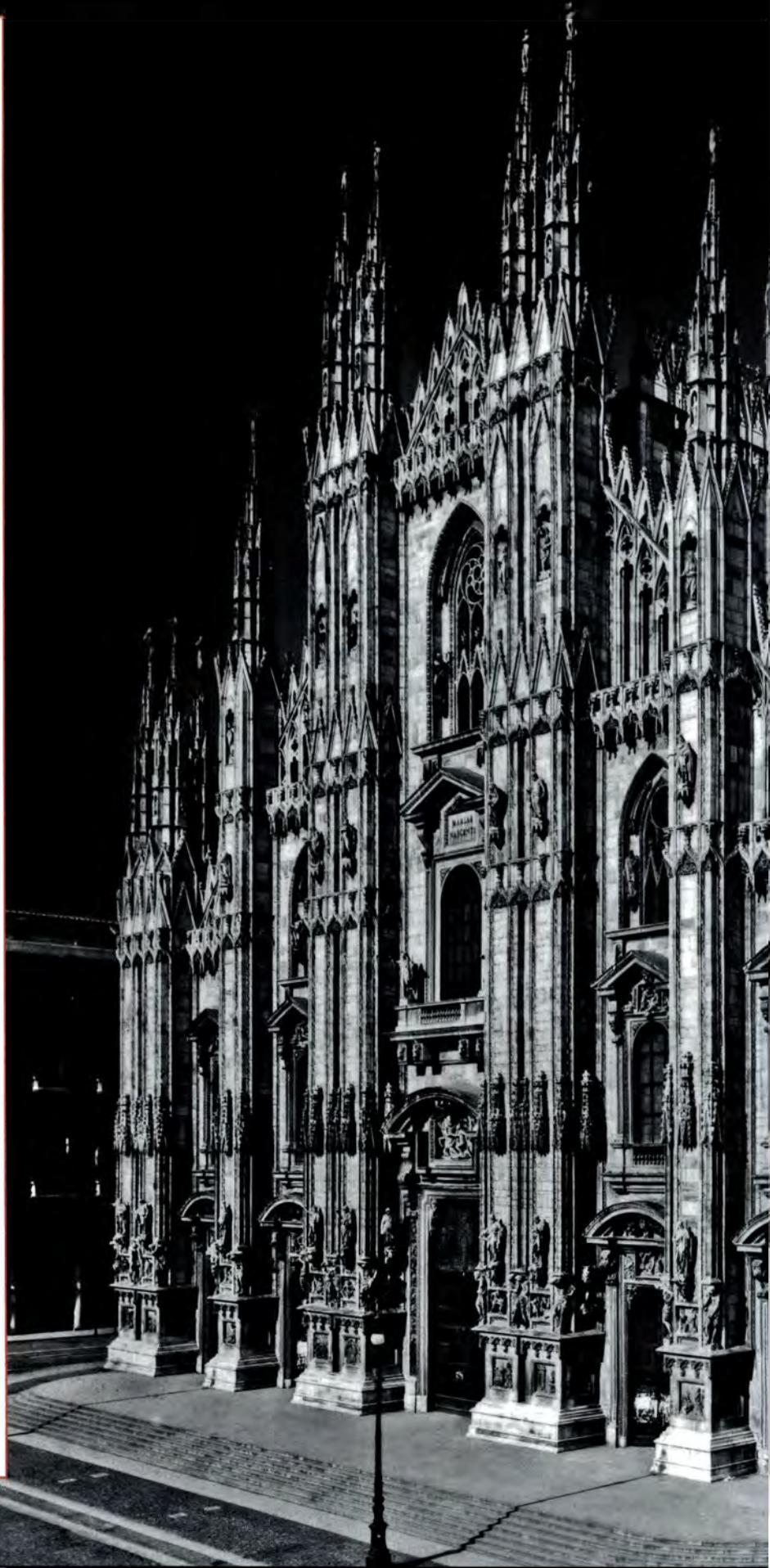
**S**ein fast zwei Jahrhunderten werden hier in Reims, von einer Ausnahme abgesehen, die Könige des Landes gesalbt und gekrönt. Und der Neubau, den der Erzbischof nun schon seit gut einem Jahrzehnt in fieberhafter Eile emporziehen lässt, soll die Bedeutung dieses heiligen Ortes für alle Zeiten verkünden. Größer, höher, prächtiger soll diese neue Kathedrale werden – zur Ehre Gottes, der Kirche und der Krone.

Das französische Königreich erlebt gerade eine Epoche geistigen und politischen Aufbruchs. Paris wird zu einem zweiten Athen, die neue Universität zieht Gelehrte und Studenten aus der ganzen Christenheit an, vor allem Theologen und Philosophen.

Zudem haben Frankreichs Könige rebellische Adelige niedergerungen, die zuvor das Land durch ihre ständigen Fehden und Übergriffe selbst auf Kirchengut unsicher gemacht hatten. Den Engländern haben sie die Normandie und die Touraine entrissen, dazu die Grafschaft Maine, die Auvergne und das Anjou.

Der Fernhandel und das Gewerbe in den Städten blühen, der Wohlstand nimmt zu. Durch die Vergrößerung der Ackerflächen, die Einführung der Dreifelderwirtschaft und den Einsatz von Pflügen mit Pflugscharen steigen die Erträge der Äcker, Wind- und Wassermühlen mahlen immer mehr Getreide.

Überall im Land wird rastlos gebaut: Wohl weit mehr als 2500 Kirchen und fast 20 Kathe-



# WUNDER der Baukunst

Wie ein Gerüst umgeben Türmchen sowie Strebebögen und -pfeiler den Mailänder Dom. Der typische Zierrat der Gotik erfüllt einen wichtigen Zweck: Er stützt die Wände der Kathedralen, indem er den Schub der hohen Gewölbe aufnimmt und zu Boden leitet. Ohne das steinerne Außenskelett würde die Kirche bei einem Sturm zusammenbrechen

dralen entstehen zwischen 1140 und 1240 allein im französischen Kronland. Tausende helfen freiwillig bei ihrer Konstruktion, schleppen für Gotteslohn Material und Lebensmittel zu den zahllosen Baustellen. Es beginnt eine wahre Volksbewegung. Und eine künstlerische Revolution.

Denn die französischen Architekten werden Gotteshäuser bauen, wie es sie in der Geschichte noch nie gegeben hat. Nicht mehr mächtige Pfeiler tragen die Kirchengewölbe, sondern elegante, filigrane Säulen. Anstelle von dicken Mauern errichten die Erfinder des neuen „gotischen“ Stils dünnere Wände und hohe, von Spitzbögen gekrönte Fenster in großer Zahl, die das Licht ins Innere strömen lassen.

**I**mmer höher streben die Baumeister, immer raffinierter, immer kühner und größer werden ihre Gotteshäuser. Die Kathedralen, die monumentalen Bischofskirchen, sollen einander übertreffen. Es kommt zu einem förmlichen Wettkampf unter den Architekten. Je aufwendiger sie die neuen Kathedralen gestalten, je klarer die über alle anderen Bauten hinausragen, umso besser.

Dieses doch allzu weltliche Streben nach Rekorden wird von den kirchlichen Auftraggebern der Bauten theologisch begründet: Die Pracht und Größe der Kathedralen solle das Lob Gottes noch steigern.

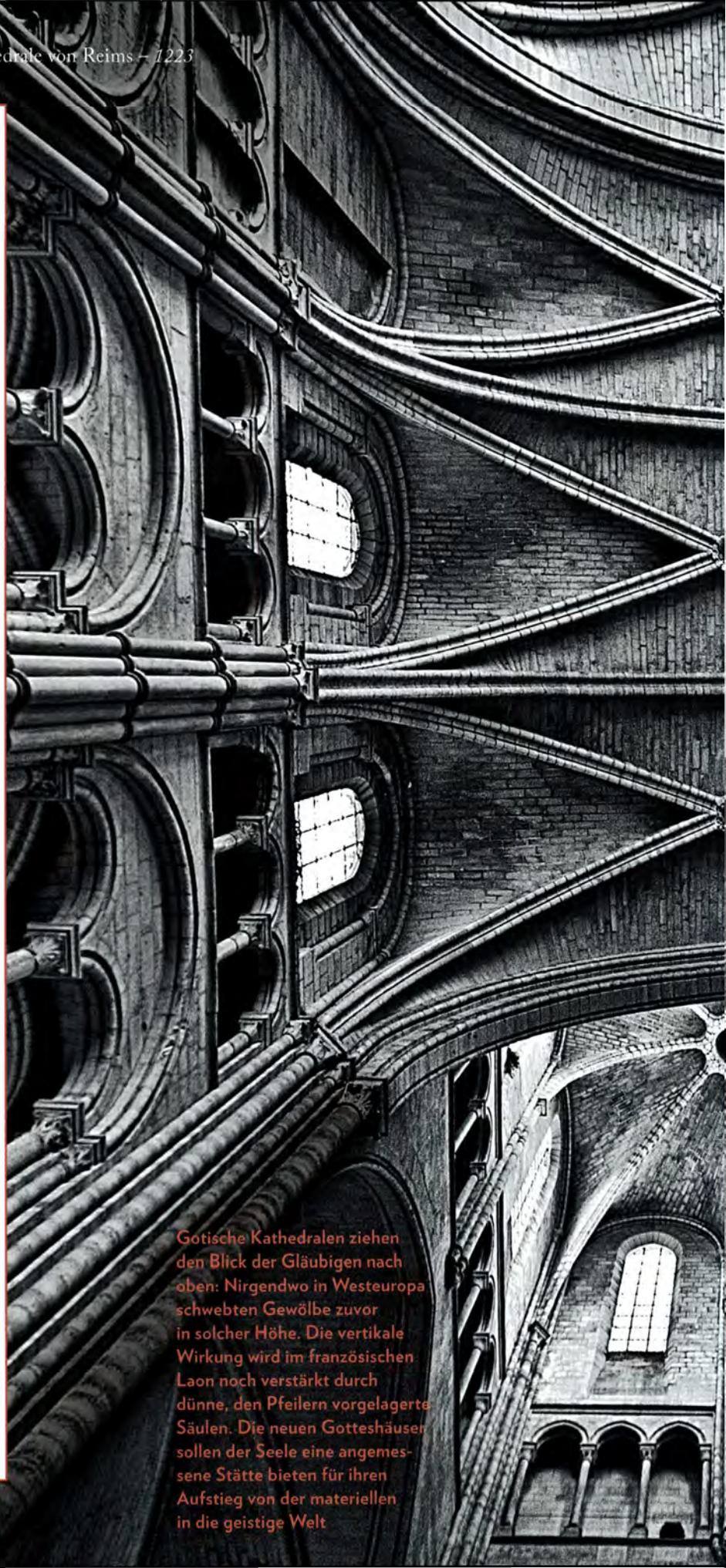
Tatsächlich aber stehen die gigantischen Dimensionen für mehr: Sie spiegeln auch das Selbstbewusstsein derer, die dort Gottes Wort verkünden – die mächtigen Bischöfe.

Am 6. Mai 1211 legt Erzbischof Aubry de Humbert in Reims den Grundstein für eine neue Kathedrale: Sie soll nicht nur eine frühere am Ort ersetzen, sondern alle anderen übertreffen und das bis dahin größte Gotteshaus der Christenheit werden – ein Vorbild für das gesamte Königreich.

Genau ein Jahr zuvor sind bei einem Feuer Teile der alten Kathedrale niedergebrannt: vermutlich ein willkommener Anlass für den Erzbischof, einen Neubau in Auftrag zu geben.

Denn Aubry de Humbert ist in den Jahren zuvor eine Bedrohung erwachsen: Reims, die Krönungskathedrale, die wichtigste Kirche des Königreichs, hat Konkurrenz bekommen.

In Chartres, einem populären Marienwallfahrtsort südwestlich von Paris, hat 16 Jahre zuvor ebenfalls ein Großfeuer die dortige Kathedrale zerstört. Die Katastrophe hatte Hilfsbereitschaft in ganz Frankreich ausgelöst. Der König persönlich setzte sich für den Wiederaufbau ein.



Gotische Kathedralen ziehen den Blick der Gläubigen nach oben: Nirgendwo in Westeuropa schwieben Gewölbe zuvor in solcher Höhe. Die vertikale Wirkung wird im französischen Laon noch verstärkt durch dünne, den Pfeilern vorgelagerte Säulen. Die neuen Gotteshäuser sollen der Seele eine angemessene Stätte bieten für ihren Aufstieg von der materiellen in die geistige Welt



Nun sieht es so aus, als würde der Neubau von Chartres alle anderen Kathedralen des Landes ausstechen – auch die in Reims. Deshalb plant Aubry de Humbert, in seiner Stadt das prächtigste aller Gotteshäuser errichten zu lassen.

Wie die Kirche am Ende aussehen soll, wie groß sie sein wird, das weiß zu diesem Zeitpunkt wohl nur ihr Architekt. Die Kathedrale entsteht allein vor seinem geistigen Auge – in Absprache mit seinen Auftraggebern. Vielleicht hat er ein grobes Modell gefertigt. Aber gezeichnete Pläne existieren nicht, als Jean d'Orbais, wahrscheinlich der erste Baumeister, mit dem Projekt beginnt.

Was Jean d'Orbais aber ganz gewiss kennt, das sind andere große Kirchen. Die hat er vermutlich während seiner Wanderjahre gesehen und ihre Maße studiert. Und so ist es ganz gewiss kein Zufall, dass die neue Kathedrale in Reims mit 38 Meter Gewölbehöhe die Kirche in Chartres um mehr als einen Meter schlägt.

Zudem plant d'Orbais für den Neubau zwei Gewölbeabschnitte, Joche, mehr, als die alte Kirche hatte, um auf diese Weise das Langhaus zu verlängern.

Fast 150 Meter wird die Kathedrale von Reims am Ende auf der Außenseite messen – und damit länger sein als jede andere in Frankreich.



Zu Beginn der Arbeiten steckt d'Orbais die Umrisse der neu zu errichtenden Teile der Kathedrale wahrscheinlich auf dem Baugrund ab. Dafür lassen die Architekten üblicherweise Schnüre spannen und Holzpflocke an den Messpunkten ins Erdreich rammen.

Um die Längen und Höhen zu ermitteln, benutzen sie eine Messlatte: einen vermutlich sechs Ellen oder zwölf Fuß langen Holzstab, je nach dem verwendeten Fußmaß zwischen 2,70 und vier Meter lang.

Rechte Winkel konstruieren die Architekten, indem sie drei Richtscheite – drei, vier und fünf Fuß oder Ellen lange Holzplatten – zu einem Dreieck mit einem 90-Grad-Winkel legen, gemäß der Formel des Pythagoras.

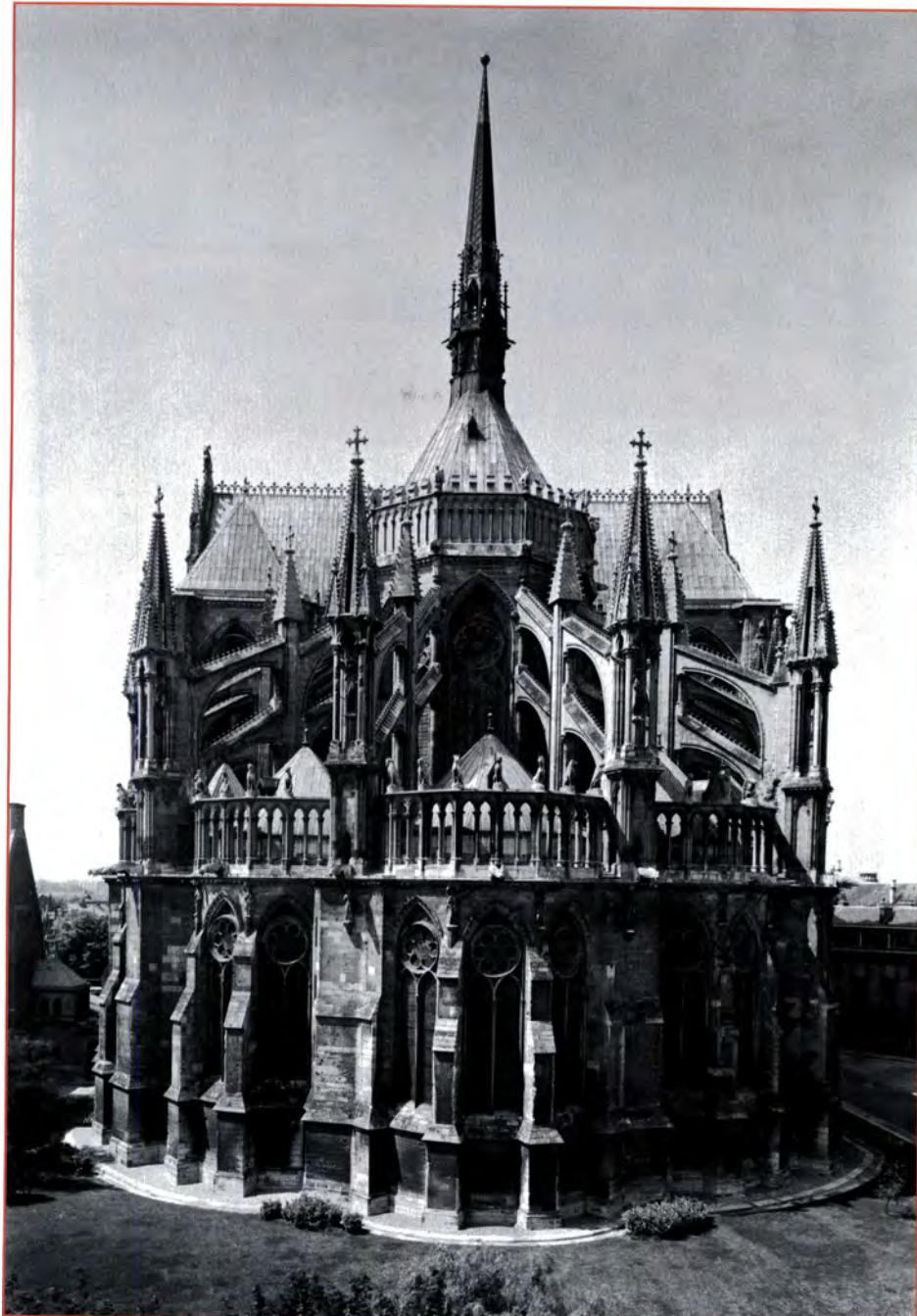
Kathedrale von Reims – 1223

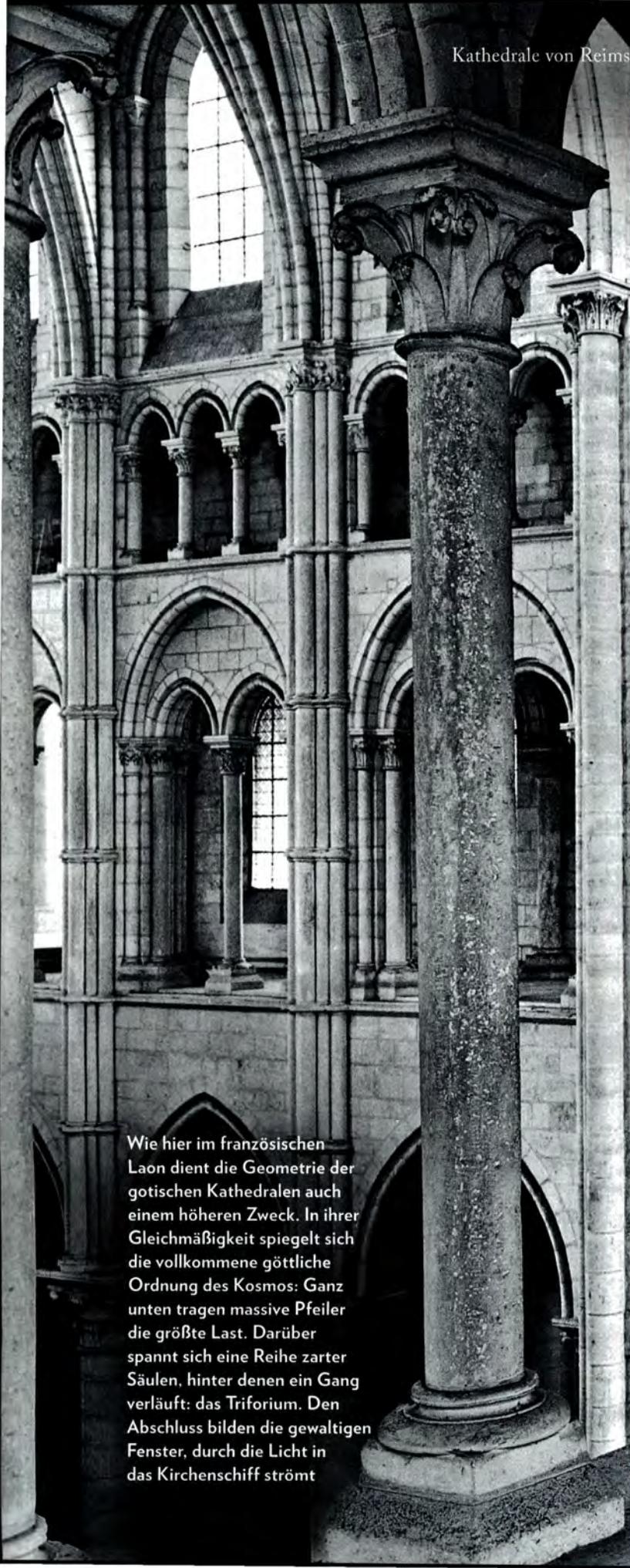


Halbkreisförmig umgeben Kapellen mit Nebenaltären den Chor der Kathedrale von Reims.

Viele Kirchen stellen in solchen Räumen Reliquien aus. Pilger nehmen weite Reisen auf sich, um sie zu sehen. So ziehen sie von Kapelle zu Kapelle – zum Leidwesen der Domherren, die sich bei ihren Gebeten im Chor gestört fühlen

Im Zentrum der Kathedralenfassade von Reims sitzt die Rosette, geteilt in zwölf steingefasste, sternförmige Bahnen. Diese Schmuckform zierte fast alle bedeutenden gotischen Kirchen. Farbe und Größe variieren, doch immer sind die Blätter ein Symbol für den Kosmos: für den Erd- und Himmelskreis





Wie hier im französischen Laon dient die Geometrie der gotischen Kathedralen auch einem höheren Zweck. In ihrer Gleichmäßigkeit spiegelt sich die vollkommene göttliche Ordnung des Kosmos: Ganz unten tragen massive Pfeiler die größte Last. Darüber spannt sich eine Reihe zarter Säulen, hinter denen ein Gang verläuft: das Triforium. Den Abschluss bilden die gewaltigen Fenster, durch die Licht in das Kirchenschiff strömt

Jean d'Orbais ist in seinen Plänen allerdings nicht völlig frei, denn das Langhaus der alten Kathedrale ist vom Feuer so weit verschont geblieben, dass die Domherren dort nach wie vor ihre Gottesdienste abhalten können. Das Langhaus werden Jeans Nachfolger erst im Lauf der nächsten Jahrzehnte abreißen und durch ein neues, weitaus größeres ersetzen.

Nur die Reste von Chor und Querhaus, den abgebrannten östlichen Teil der alten Kathedrale, lässt d'Orbais sofort abtragen. Bald ist der Platz um die Kathedrale eine Großbaustelle, auf der viele Dutzend, vielleicht Hunderte Hilfsarbeiter und Handwerker beschäftigt sind: Maurer und Steinmetze, Kalkbrenner und Mörtelmacher, Erdarbeiter und Windeknachte, Schmiede und Seiler, Zimmerleute und später auch Glaser.

# M

Mehrere Jahrzehnte lang ist Reims Europas wohl bedeutendste Baustelle, die vermutlich Handwerker von weither anzieht. Wunderwerke der Technik sind hier zu besichtigen: schwenkbare Holzkräne, mit denen die Arbeiter zentnerschwere Steine auf 20, 30 Meter Höhe wuchten; mechanische Sägen, die von Wasserkraft getrieben werden und mühelos Balken durchtrennen.

Die Kunde über technische Neuerungen verbreitet sich schnell. Denn die wandernden Handwerksgesellen bleiben manchmal nur Tage auf einer Baustelle und ziehen dann zur nächsten – mit neuem Wissen, das sie nun weitertragen.

Als Baustoff dient Jean d'Orbais vor allem der helle Kalkstein der Champagne. Er ist reichlich vorhanden und recht leicht zugänglich in den Steinbrüchen der Umgebung. Doch Kalkstein ist nicht gleich Kalkstein – die Sorten sind unterschiedlich hart. Für die Grundmauern und Sockel etwa braucht d'Orbais festere Steine als für Innenwände oder Skulpturen. Entsprechend muss er die Steinbrüche auswählen.

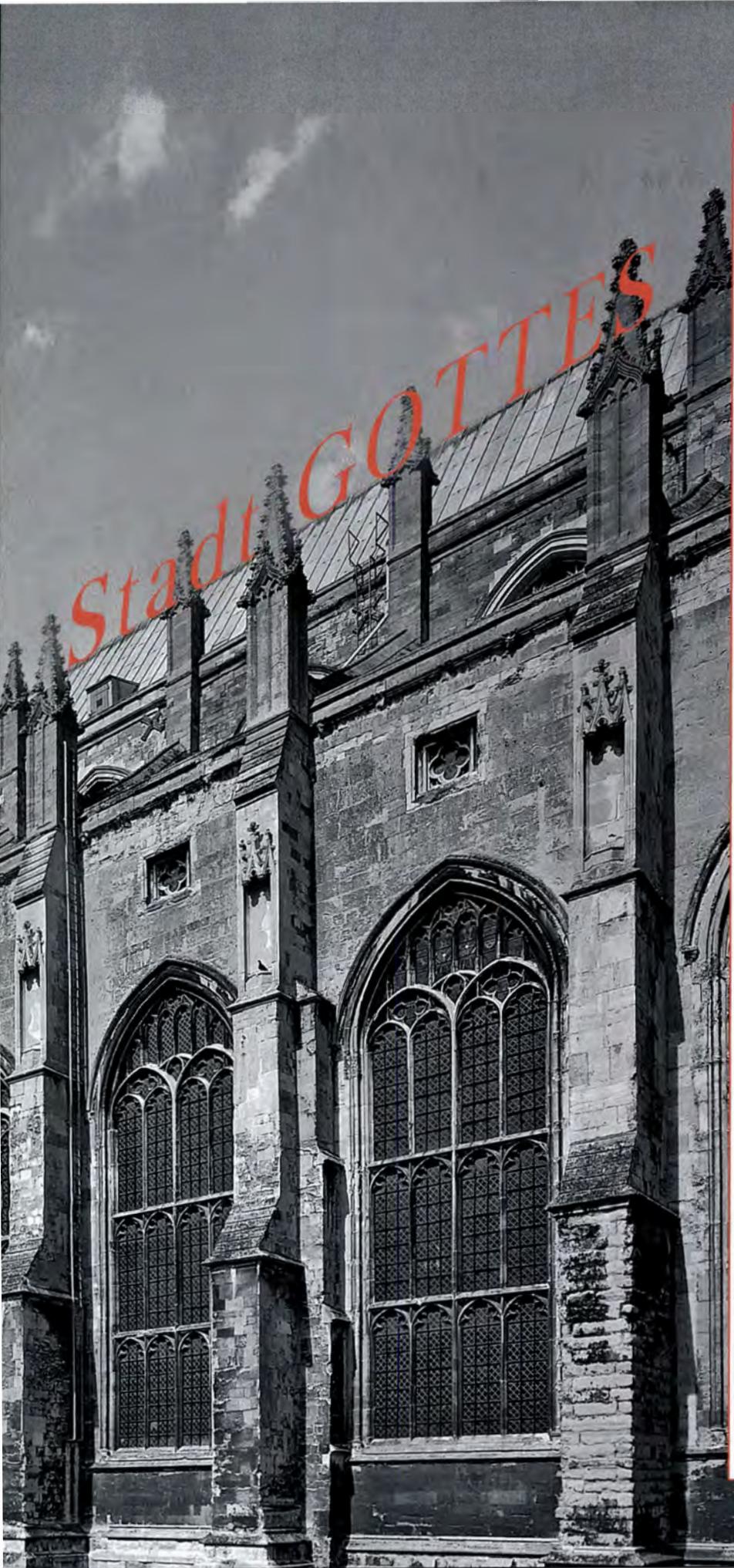
Arbeiter holen dort mit Sägen und Hebeisen Tausende von Rohlingen aus dem Fels und hauen sie zu Quadern zurecht. Anschließend müssen die Steine zur Baustelle geschafft werden:

*Räume voller LICHT*

Über der Vierung der Kathedrale von Canterbury – dort, wo Lang- und Querhaus sich kreuzen – erhebt sich ein mächtiger Turm. Das gesamte Mittelalter hindurch wird am wichtigsten Gotteshaus Englands gearbeitet, dem geistlichen Zentrum der Insel. Große Teile entstehen im gotischen Stil. Erst nach 1503 wird das Gewölbe der Vierung vollendet.

Die





mit zwei- oder vierrädrigen Ochsenkarren oder, wie in Reims, per Floß über einen Fluss. Ein beschwerliches Unterfangen – der Landtransport ist mitunter teurer als der Stein selbst.

Auf der Baustelle schlagen die Steinmetze in jeden Rohling ein kleines Zeichen: damit der Baumeister weiß, woher sie stammen und für welchen Gebäudeteil er sie verwenden kann.

Später fertigen sie aus den Blöcken Steine in standardisierter Größe und Form – erstmals wird das Material in großer Zahl nach Schablonen vorgefertigt, was den Baubetrieb in Reims deutlich beschleunigt. Zudem erhalten die Steine hier eine weitere Markierung; jeder Arbeiter hämmert sein persönliches Zeichen in das Werkstück – einen Stern, einen Hammer, ein Kreuz.

# L

Laut geht es zu auf einem so großen Bauplatz. Dutzende Steinmetze arbeiten gleichzeitig. Der spitze Ton ihrer eisernen Steinbeile und Meißel, mit denen sie die roh behauenen Quader in genaue Passformen bringen, ist über Jahre beständige Geräuschkulisse in der Bischofsstadt.

Sie arbeiten unter freiem Himmel, allenfalls durch ein leichtes hölzernes Überdach gegen Regen geschützt. Dazwischen sind die klagenden Lastesel zu hören, die rauen Kommandorufe der Maurer, die Material anfordern, und das Ächzen der Männer, die das alles zu tragen haben.

Steinstaub liegt in der Luft. Zimmerleute schlagen mit Äxten die Stützbalken zurecht oder bauen Gerüste. Tagelöhner schleppen Steine auf hölzernen Tragbrettern über schmale Gerüstrampen empor, ihre Schultern von der Last gebeugt.

Größere Mengen müssen zwei Männer auf Holzbahnen die Laufschrägen hinaufziehen. Manchmal treiben sie sogar die Esel die Rampen entlang. Wo es steiler hinaufgeht, klettern die Arbeiter wacklige Leitern empor, ihre Lasten in Körben, die sie auf ihre Rücken geschnallt haben.

Die großen Quader befördern sie mit Winden oder den hölzernen Kränen nach oben. Steinmetze haben dafür jeweils zwei kleine quadratische oder runde Vertiefungen in die Quader

geschlagen. In diese Löcher spannen kräftige Windeknäste eine Zange und ziehen die zentnerschwere Last dann mit ihrer Muskelkraft an den Seilwinden der Kräne empor.

Zum Mauern der Steine bleiben nur die Monate zwischen etwa Mitte März und Mitte Oktober, denn Frost würde frisches, noch feuchtes Mauerwerk sprengen.

Doch selbst in der kalten Jahreszeit ruht der Baubetrieb in Reims nicht. Auch das ist eine neue Entwicklung – und eine Gelegenheit, Chartres einmal mehr zu überflügeln. Denn dort arbeiten die Handwerker nicht das ganze Jahr über.

Jean d'Orbais richtet den Steinmetzen eine Bauhütte ein: einen beheizten Schuppen. Darin schlagen sie über die Wintermonate die Steine zu. Zudem bekommt das Baumaterial noch eine dritte Markierung: das Versatzzeichen. Ein Steinsetzer hält auf einer Zeichnung die Nummern aller Steine fest, die er verwenden will. Die jeweilige Zahl lässt er in die Quader schlagen.

Alles ist auf diese Weise registriert: die Nummer des Pfeilers oder des Fensters, die genaue Position, die Mauerschicht. Das System beschleunigt die Bauzeit enorm – wenn alles gut läuft. Immer wieder aber kommt es vor, dass die Steinmetze im Frühjahr die richtigen Quader nicht wiederfinden, weil sie in ihrem Depot nicht genügend Ordnung halten und die vorgefertigten Stücke durcheinanderbringen.

Das führt dazu, dass selbst Pfeilerenden, deren fein ziselierte Laubwerkverzierungen die Handwerker im Winter aus dem Stein geschlagen hatten, nun aus Werkstücken zusammengesetzt werden müssen, die nicht zueinander passen.

**D**ennoch beeindruckt es die Zeitgenossen, wie schnell die neue Kathedrale von Reims in die Höhe wächst. Nach nur zehn Jahren Bauzeit können der Kapellenkranz der Apsis sowie der Chor und das Querhaus mit den doppelten Seitenschiffen von den Geistlichen bereits genutzt werden.

Zwei Jahre später steht dann ein historischer Moment bevor, denn Frankreichs König Philipp II. ist am 14. Juli 1223 gestorben. Drei Wochen danach kniet Philipps Sohn Ludwig in seinem weißen Hemd vor dem Reimser Altar nieder, um sich vom Erzbischof zum König Frankreichs salben und krönen zu lassen.

Für damalige Verhältnisse geht es in Reims weiter schnell voran: 1233 sind auch die ersten drei Joche des Langhauses fertiggestellt – nur gut zwei Jahrzehnte nach der Grundsteinlegung. Die meisten Kathedralen werden dagegen erst



Fast 140 Meter lang ist der Innenraum der Kathedrale von Reims. Die Krönungskirche der französischen Monarchen ist zu ihrer Entstehungszeit eines der größten Gotteshäuser der Welt



nach mehreren Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten vollendet.

Das hat allerdings weniger mit der mühseligen Form des Bauens zu tun; vielmehr versiegt nach anfänglichem Enthusiasmus häufig die Begeisterung für die teuren Kathedralen – und damit der Geldfluss. Die Einwohner spenden immer weniger, und selbst Bischöfe und Domherren wollen nicht länger bis zu zehn Prozent ihrer Einkünfte für den Neubau hergeben.

Auch in Reims kommt es 1233 zu einem Aufstand der Bürger. Drei Jahre lang ruhen die Bauarbeiten. Der Grund für die Revolte – die der Erzbischof schließlich mit Hilfe des Königs und des Papstes erstickt – liegt wahrscheinlich in den hohen Abgaben für die Kathedrale.

Im Jahr 1236 nehmen die Handwerker ihre Arbeit wieder auf. Die schiere Größe des Bauwerks versetzt das Volk inzwischen wohl unweigerlich in Staunen und lässt es vermutlich in Ehrfurcht erstarrten angesichts der Macht des Ewigen, die hier zu Stein geworden ist.

Die Kathedrale ist Gottes Stadt, ein turmbewehrtes, irdisches Abbild des Himmlischen Jerusalem.

Die Kirche, so das Gedankengebäude der Theologen der Zeit, ruht auf Jesus Christus. Die Propheten und die Apostel bilden ihre Säulen.

Die Gläubigen wiederum sind die Steine, die lebenden Steine der Kirche, so wie es der Apostel Paulus im Epheser-Brief schreibt. Und Engel beschützen diese Stadt der Christen, damit das Böse ihr nichts anhaben kann – so wie es in der Offenbarung des Johannes steht.

An den Strebepfeilern, rund um die Außenwand der Kirche, werden die staunenden Gläubigen in Reims schließlich ihresgleichen entdecken: gebeugte, bucklige Figuren mit Gesichtszügen, die sie kennen. Die Bildhauer haben sie den Arbeitern auf der Baustelle nachempfunden, die mühsam gewaltige Lasten zu stemmen hatten; nun sind sie Gestalten, die die ganze Kirche zu tragen scheinen.

Die Skulpturen sollen den meist des Lesens unkundigen Gläubigen die Botschaft der Kathedrale vermitteln. Sie erzählen eine Vielzahl von Geschichten – etwa von Maria, die ihr Baby wickelt, oder von Toten, die am Tag der Wiederauferstehung aus ihren Särgen steigen.

Mehr als 2300 Gestalten finden sich auf den Fassaden der Reimser Kathedrale, außen wie innen. Vor allem die Westfront ist überreich geschmückt. Selig lächelnde Erzengel sind dort zu sehen, Märtyrer, strenge Apostel.

Hinter all diesem Schmuck, hinter all diesen Figuren und Geschichten, hinter der ganzen überwältigenden Größe der Kathedrale steht die eine, die immer gleiche Botschaft: Nur die Kirche ist mächtig genug, um den Menschen das Seelenheil zu bringen.

Nach einer eher ruhigen Phase geht der Bau der Kathedrale ab 1255 wieder zügiger voran.

Die Königsfassade im Westen ist vermutlich fast komplett, als Philipp der Schöne am 6. Januar 1286 in der Kathedrale gekrönt wird.

Doch dann, im Jahr 1337, beginnt der Hundertjährige Krieg mit England. Und gut zehn Jahre später verheert die Pest Europa. Erneut verzögert sich die Fertigstellung des Gotteshauses.

Und so werden die beiden Türme über der Westfassade erst zwischen 1416 und 1452 vollendet – ohne Turmhelm, das charakteristische, spitz zulaufende Dach eines Kirchturms.

Die vier geplanten Türme über den Querhäusern kommen ebenso wenig zustande wie der große Vierungsturm, denn 1481 vernichtet ein Brand den Dachstuhl, und der Wiederaufbau verschlingt alle Mittel. Nur über der Apsis wird noch ein kleiner, spitzer Glockenturm mit einer krönenden Engelsfigur errichtet.

Und noch etwas wird vollendet, nichts Spektakuläres, aber ein aufschlussreiches Baudetail, das allerdings im 18. Jahrhundert zerstört wird.

Es ist ein Labyrinth, das im dritten und vierten Joch der Kathedrale als Schmuckelement aus schwarzem Marmor in den Bodenbelag eingesetzt ist.

Zeichnungen der sich windenden Linien haben sich aber bis heute erhalten. Vier der fünf namentlich bekannten Baumeister der Kathedrale sind hier zu sehen, und in der Mitte eine deutlich größere Figur, ein dunkler Kuttenträger.

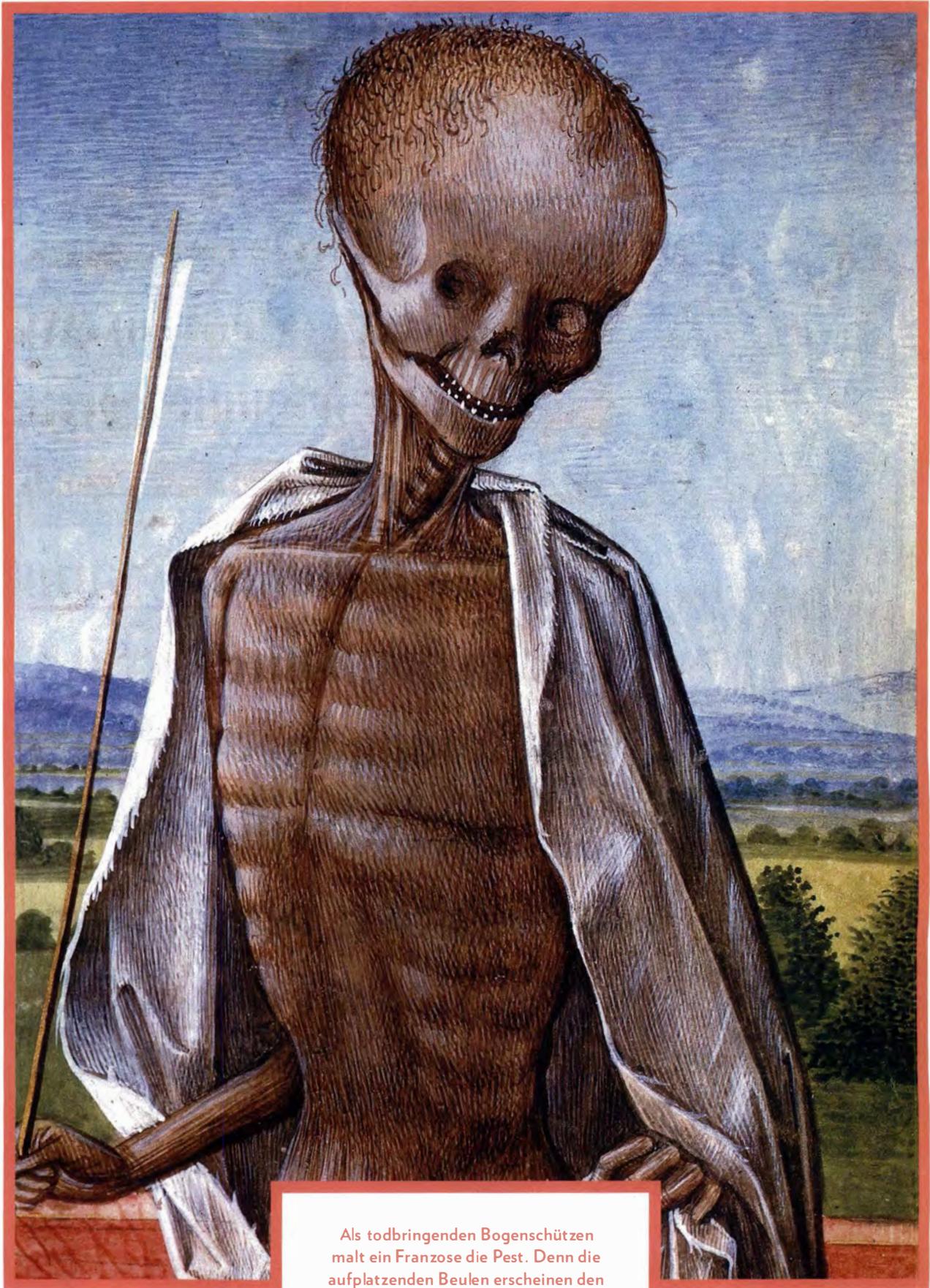
Es ist wahrscheinlich eine Hommage an den ersten Bauherrn, Erzbischof Aubry de Humbert – jenen Mann, der früh erkannt hatte, dass Reims seinen Rang unter den Kirchen Frankreichs nur dann erhalten kann, wenn es alle Konkurrenten an Größe und Pracht übertrifft. —

# Ehrfurcht vor der Macht des Ewigens

# Der **RASENDE** Tod

— — — Von CAY RADEMACHER

*Es ist die größte Katastrophe des Mittelalters:  
1347 erreicht die Pest, per Schiff aus dem Osten kommend,  
das Abendland. Unaufhaltsam überwindet die  
tödliche Seuche Flüsse, Meere und Gebirge – und steht  
im Herbst 1349 vor den Toren Kölns*



Als todbringenden Bogenschützen  
malt ein Franzose die Pest. Denn die  
aufplatzenden Beulen erscheinen den  
Menschen wie Wunden, verursacht  
von unsichtbaren Geschossen



Messina, Anno Domini 1347. Der Monat August hat schon begonnen, als am Horizont vor der sizilianischen Hafenstadt genuesische Galeeren auftauchen. Sie werden schon erwartet. Denn seit einem Jahr belagern Mongolen die Stadt Caffa am Schwarzen Meer, einen der wichtigsten dortigen Handelsposten der mächtigen Stadt-republik Genua. Und man ist neugierig, wie es um Caffa steht.

Doch als die Schiffe sich nähern, fällt Be-obachtern wohl Seltsames auf: Die Seeleute manövrieren nicht ganz so geschickt wie sonst, irgend etwas scheint nicht zu stimmen an Bord.

Nachdem die Galeeren endlich festgemacht haben, bietet sich ein Bild des Grauens: Auf und

unter Deck, zwischen den Ruderbänken, liegen Tote und Sterbende, viele entstellt von eitri-gen Beulen und schwärzlichen Hautflecken. Es stinkt nach Fäulnis und Tod.

Die wenigen Matrosen, die sich, von der unbekannten Krankheit gezeichnet, noch unter Schmerzen auf den Beinen halten können, be-richten, dass eine schreckliche Seuche im Mon-golenheer ausgebrochen sei. Und einige ihrer Toten hätten die Belagerer in die Festung Caffa geschleudert.

Staunend hören die Bürger Messinas diesen Bericht, mit Abscheu und Schrecken blicken sie auf die Galeeren. Doch ohne besondere Vorkeh-rungen werden die Überlebenden ins örtliche Spital gebracht und die Toten beerdig't. Amtsleu-te nehmen die Berichte der Matrosen zu Proto-koll und inspizieren das Schiff.

Einige Tage später stirbt der erste Einwoh-ner Messinas. Dann noch einer und noch einer. Der Tod springt von Gasse zu Gasse.

Innerhalb weniger Tage bricht das öffent-liche Leben zusammen, überall herrschen Hilf-losigkeit und Verzweiflung.

Es ist schlimmer als im Krieg. Manche Bür-ger fliehen aus der Stadt, doch der Tod folgt ih-



nen. Die Einwohner Messinas haben der schrecklichsten aller Seuchen Einlass in ihre Stadt und damit ins christliche Abendland gewährt.

Der Pest.

**KÖLN, ANNO DOMINI 1348.** Die Stadt am Rhein gilt als Abbild des Himmlischen Jerusalem. Denn wie die verheißene Stadt weist auch die volkreichste deutsche Metropole zwölf große, turmbeehrte Tore in ihrem mächtigen Mauerring auf. So viele Straßen führen zwar gar nicht aus ihr hinaus, aber Kölns Bürger sind derart reich, dass sie sich selbst den Luxus überflüssiger Tore leisten können.

Eine Vielzahl von Kirchtürmen ragt über schindelgedeckte Dächer. Von Weitem schon erkennt ein Reisender, der sich von Süden her nähert, eine der größten Baustellen des Abendlandes: einen himmelstürmenden Domchor mit prächtigen Glasfenstern sowie den Stumpf eines mächtigen Turmes, der einmal mit einem zweiten, später gebauten zu den höchsten der Christenheit gehören wird.

Es ist Sommer. Reiter wirbeln auf der längs des Rheins durch wohlbestellte

Felder führenden, ungepflasterten Straße Staub auf. Sie kommen aus Straßburg, 375 Kilometer südlich. Die Räte beider Städte, die reichen Handelsherren und die gelehrten *doctores* aus den Dom- und Klosterschulen kennen sich, tauschen Nachrichten aus, arrangieren Bündnisse und Geschäftskontrakte.

Doch diesmal bringen die Reiter schlechte Nachrichten mit, Gerüchte von einem Verbrechen, wie es die Welt noch nicht erlebt hat.

Die Straße führt durch das Severinstor, das einer kleinen Zwingburg gleicht, in die Stadt. Innerhalb der Mauern sind nur die wichtigsten Straßen so breit, dass zwei Fuhrwerke einander passieren können; die meisten anderen sind jedoch verwinkelt, eng und dunkel.

Die Häuser zu beiden Seiten haben bis zu vier Etagen und sind aus Stein oder Fachwerk errichtet, mit Giebelluken, aus denen die Bäume von Seilwinden ragen. Im Erdgeschoss sind Lagerräume, Weinschenken oder Läden eingerichtet, darüber wohnen die Menschen.

Die Straßen sind ungepflastert, eine Kanalisation existiert praktisch nicht. Schmutz und Unrat liegen überall, dazwi-

Köln hat um 1350  
gut 40 000 Einwohner und ist die größte deutsche Stadt.  
In ihrem Zentrum, hinter der Mauer:  
der ausladende Chor des noch unvollendeten Doms





Hilflos müssen die Ärzte dabei zusehen, wie die Pestkranken sterben. Von den Übertragungswegen der Seuche ahnen sie nichts, es gibt keine Heilmittel



Schon bald nach dem Aufflackern der Pest gehören Begräbnisprozessionen zum düsteren Alltag in den von der Pandemie getroffenen Städten

schen streuen Hunde und grunzende Schweine. Ratten huschen umher. Es stinkt nach Verfaultem, Kot und den Laugen der Gerber und Färber.

Die Reiter passieren die Kirchen St. Georg, St. Maria im Kapitol, St. Alban und biegen dann rechts ab. Die engen Gassen vor ihnen, die dicht gedrängt stehenden Häuser unterscheiden sich kaum von anderen Stadtteilen. Doch hier sind sie durch kleine Mauern gesichert und nur durch Pforten zu erreichen. Sie begrenzen das Judenviertel.

Dann erreichen die Ankömmlinge das Bürgerhaus, in dem sich Rat und Bürgermeister versammeln. Den 15 Ratssherren gefällt der Bericht der Straßburger überhaupt nicht. Als wenn es nicht schon genug böse Gerüchte gäbe!

Dabei könnte alles zum Besten stehen in Köln. Siebeneinhalb Kilometer ist die Mauer lang und beschützt mehr als 40 000 Einwohner. Gut 30 durch den Handel mit Frankreich, England und den deutschen Landen reich gewordene Familien beherrschen die Stadt. Sie bilden die „Richerzeche“, die alljährlich zwei Bürgermeister bestimmt. Sie stellen auch die 22 Schöffen am Hochgericht, das die meisten Kriminalfälle behandelt. Und sie dominieren den Rat.

**DOCH UNHEIL HAT SICH** über die Welt gelegt. Seit 1309 residiert der Papst nicht in Rom, sondern in Avignon, was die Christenheit tief verunsichert; Skandale untergraben das Ansehen der Kirche. Zudem haben sich England und Frankreich in einen Krieg verbissen, der mehr als ein Jahrhundert dauern wird. Darüber hinaus muss Karl IV., der Herrscher des römisch-deutschen Reichs, mit Gegenkönigen um die Macht ringen.

Auch die Natur wirkt wie aus dem Gleichgewicht geraten: Seit einigen Jahrzehnten sind die Winter besonders kalt, viele Sommer nass und kurz – mit schlimmen Folgen für die Ernte. Und das Erdbeben vom 25. Januar 1348 im Friaul wird von vielen als böses Omen angesehen. Doch nichts wird so schlimm sein wie die *magna mortalitas*, das große Sterben.

Vor einigen Jahren schon sind in Europa erste Gerüchte von einem giftigen Regen irgendwo in Indien oder China umgeläufen, von Skorpionen, die vom Himmel gestürzt seien, von schädlichen Dämpfen, von tausendfachem Tod. Auf Zypern, in Konstantinopel, im gesamten Morgenland seien ihm die Menschen

zum Opfer gefallen. Seit Ankunft der genuesischen Galeeren in Messina sind die Nachrichten nun keine vagen Gerüchte mehr, sondern von schrecklicher Präzision.

Im Februar 1348 verheert die Pest Venedig und Genua. Einlaufende Schiffe aus der Levante beschießt man mit Brandfackeln, um sie vom Anlegen abzuhalten. Geisterschiffe mit toten Besatzungen stranden an Italiens Küsten.

Auch aus Pisa, Siena, Florenz und Rom wird die Seuche bald gemeldet. Von Marseille aus erobert der Schwarze Tod Südfrankreich – auch Avignon, wo sich der Papst auf Anraten seines Leibarztes in seinem Palast verbirgt, in dem nun mit aromatischen Kräutern versetzte Kohlefächer lodern, die die Luft reinigen sollen.

Barcelona und Valencia fallen noch im Frühjahr an den unsichtbaren Feind. Im Mai wütet die Seuche in Paris, einen Monat später ist sie auf die Britischen Inseln übergesprungen.

Und jetzt, im Sommer 1348, stehen die Reiter aus Straßburg in Köln – und behaupten, die Ursache des Übels zu kennen: Es seien die Juden. Hat man nicht schon 1321 in Aquitanien einen Aussätzigengesetz, der gestand, im Auftrag der Juden Brunnen vergiftet zu haben? Kennt man nicht den Inhalt der Leinensäckchen, die sie ins Wasser werfen: Menschenblut, Urin, entweihte, zerstoßene Hostien und allerlei Zauberkräuter? Die Juden, so erzählen die Männer aus Straßburg, hätten das große Sterben in Europa ausgelöst.

Es ist nicht überliefert, was die Ratsherren antworten, doch sie bleiben skeptisch. Sterben nicht die Juden ebenso an der Pest wie die Christen? Und als nüchterne Kaufleute fragen sie sich: Was hätten wir von einer Judenverfolgung?

Sie können vom Ratssaal direkt in das Viertel ihrer jüdischen Mitbürger hineinblicken: 86 eng beieinanderstehende Häuser, eine Synagoge, ein Spital, eine Schule, ein Backhaus. Rund 800 Menschen leben hier. Sie sind ebenso wie ihre christlichen Nachbarn *samenburger*: waffenfähige Bürger, denen im Kriegsfall jeweils ein Abschnitt der Stadtmauer zur Verteidigung anvertraut ist.

Ihren Lebensunterhalt verdienen sie als Schneider, Bäcker, Hausierer, Ärzte, Gelehrte – allerdings ausgeschlossen von den mächtigen Gilden, die nur Christen aufnehmen. So arbeiten sie hauptsächlich für ihre Glaubensgenossen.



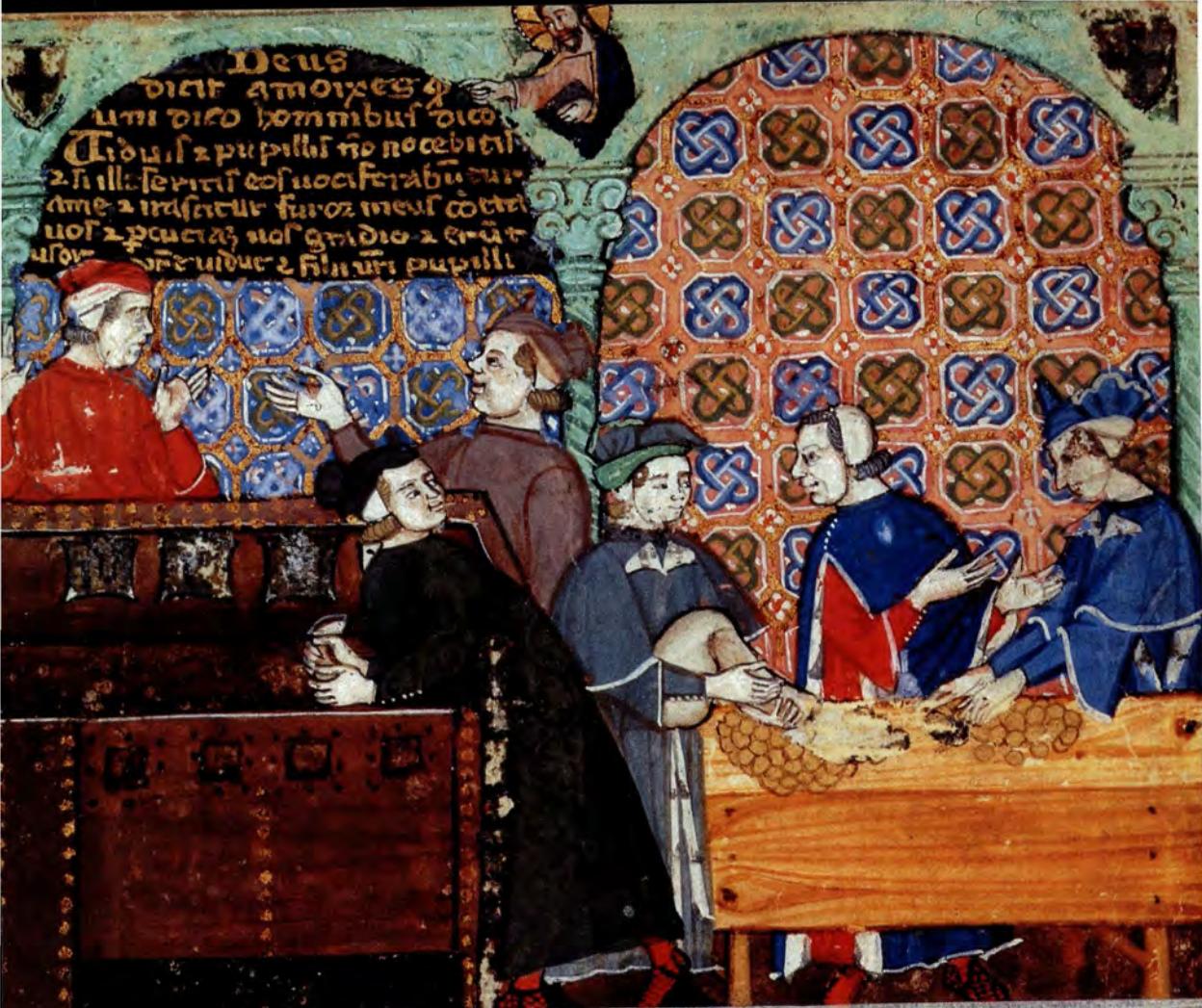
**Der Sensenmann triumphiert: Auf dem Leichenwagen einer jungen Pesttoten reitet der Schnitter, um ihn herum liegen weitere Opfer**

Doch manche sind auch als Geldverleiher reich geworden. „Dem Juden ein Pfand geben“ muss, wer einen Kredit aufnehmen will: große und kleine Herren, Herzöge und Ritter, Bischöfe, Prälaturen und Priester, Händler und Handwerker.

Christen ist der Geldverleih gegen Zinsen untersagt – obwohl es seit einigen Jahren auch in Köln lombardische Bankiers gibt, die sich um dieses Verbot nicht scheren. Zivile und kirchliche Würdenträger nutzen das von den Juden geliehene Geld meist für Bauten, ihren Prunk, für Kriegszüge. Unter ihnen sind viele, die ihre Gläubiger gern los würden.

Doch für die reichen Kölner Familien, die Overstolzen, die Hardevust oder Lyskirchens, sind die von Juden vergebenen Kredite Betriebskapital ihres Fernhandels: belastet zwar mit beträchtlichen Zinsen, aber dennoch profitabel.

Und dann sind da noch die Steuern, welche die Juden jährlich in zwei Tranchen an die Stadt



Buchhalter, um 1375. Köln ist eines der Zentren in einem eng geknüpften europäischen Handelsnetz, das bis nach Asien reicht – dem Ursprungsort der Pest

zahlen, die erste Hälfte am 21. Juni, die zweite zu Weihnachten. Hinzu kommen Schutzgelder und Sondersteuern, die man ihnen auferlegen kann, wann immer es nötig ist, etwa in Kriegszeiten.

Niemand im Kölner Stadtrat will diesen Geldfluss versiegen lassen.

Die Reiter aus Straßburg finden daher wenig Gehör im Rat. Doch sie bleiben noch ein paar Tage, nehmen sich eine Herberge, besuchen eines der mehr als 100 Schankhäuser, gehen in die Badestube, auf den Markt und erzählen überall vom „grossen sterfden an den drosen“ – und von den Juden, die sich heimlich an Brunnen zu schaffen machten.

**G**oebel Schalant ist ein einfacher Handwerker, er fürchtet sich vor den Geschichten, die man sich auf den Straßen zuflüstert: von Kometen und anderen seltsamen Himmelserscheinungen, vor einem Regen von Eidechsen, der irgendwo niedergegangen sein soll, vor dem schrecklichen Tod, der nicht einmal so mächtige Städte wie Paris und Florenz verschont.

Allein in der toskanischen Metropole, so erzählen es sich die Leute, sollen seit dem Frühjahr mehr Einwohner von der Pest dahingerafft worden sein, als in Köln leben. Was sollen die Menschen tun, wenn doch selbst die Ärzte der Fürsten hilflos sind? Wohin sollen sie fliehen?

Goebel Schalant ist sich bewusst, dass er ein Sünder ist. Sein ganzes Leben wird von strengen Geboten bestimmt: seine Geburt als ehrlich gezeugtes Kind eines rechtmäßig getrauten Ehepaars, seine Erziehung, seine Erstkommunion, die Messen und Beichten, seine Ehe, seine Pflichten gegenüber der Gemeinde, der Stadt, dem König, den Bürgern, den Aussätzigen, sein Tod.

Doch viele Kinder sind eben nicht im Ehebett gezeugt worden. Und wer hat nicht schon geflucht, in der Beichte etwas verschwiegen, Verbotenes gegessen während der Fastenzeit? Nur die Heiligen mögen unbefleckt bleiben in solch

sündiger Welt. Goebel Schalant und viele seiner Mitbürger aber fürchten sich. Wird Gott sie nun für all ihre heimlichen Sünden strafen?

Die Kirche bietet wenig Trost. Papst Clemens VI. sitzt in seinem Palast zu Avignon. Die Rhône-Stadt ist ein Ort der Verschwendungen und

des Lasters, heißt es. In Köln ist es nicht viel besser. Erzbischof Walram ist bei den Geldverleihern weit höher verschuldet, als es einem Ehrenmann ansteht. Außerdem hat er sich eingemischt in den Krieg zwischen Frankreich und England – sich mal auf diese, mal auf jene Seite geschlagen.

Jetzt will er sich auf den Weg nach Paris machen – angeblich, weil er der ruinierteren Diözese Köln die Kosten seines Aufenthalts nicht länger aufzubürden will. Der Ritter Reinhard von Schönau, einer seiner Gläubiger, wird Walrams Stellvertreter in weltlichen Angelegenheiten sein. Doch für den Erzbischof als geistliches Oberhaupt gibt es keinen Ersatz.

Viele Kölner fragen sich in diesen Tagen, ob sie die Erzählungen der Straßburger über die Schuld der Juden nicht doch ernster nehmen sollen. Vielleicht haben ja gar nicht die eigenen Sünden das Unheil über die Welt gebracht, sondern die der anderen!

Hat nicht schon der heilige Augustinus die Juden als Verfemte bezeichnet? Hat nicht Bischof Abogard von Lyon in seinem vor einem halben Jahrtausend verfassten Pamphlet „Über den Aberglauben der Juden“ vor ihnen gewarnt?

Hat nicht der gelehrte Petrus Venerabilis sie „als ohne Verstand und Würde“ abqualifiziert – und Thomas von Aquin, der bedeutendste Theologe seit den Kirchenvätern, die Juden „Sklaven“ der Kirche genannt?

**DIE KÖLNER HABEN ANGST.** Menschen wie Goebel Schalant. Am liebsten würde er die Stadt hermetisch abschließen und abwarten, bis die Strafe Gottes irgendwie vorbeigezogen ist. Nicht nur das Treiben der Juden verfolgt er nun misstrauisch, sondern auch das der Aussätzigen und



Im Abendland  
leben zur Mitte des  
14. Jahrhunderts  
mehr Menschen als  
je zuvor. Vor allem  
in den Städten  
drängen sich die  
Bürger immer  
dichter

das der Menschen mit unehrenhaften Berufen wie Dirne, Kloakenreiniger, Gerber oder Henker. Auch die Gaukler sind ihm verdächtig und das ganze fahrende Volk, überhaupt alle Fremden.

Jeder scheint ihm nun gefährlich zu sein.

**B**edroht fühlt sich auch Joel ben Uri ha-Lewi. Er ist einer jener Männer, die Geld verleihen, zu drei Pfennig pro Mark die Woche, was einem Jahreszins von etwa 26 Prozent entspricht. Ohne Zweifel Wucher, doch viele, vor allem adelige Gläubiger, bezahlen ihre Schulden nur spät – oder nie –, und die Stadt Köln belegt ihn bei jedem Kriegszug, jeder Unruhe, überhaupt jedem unvorhergesehenen Ereignis mit drückenden Abgaben.

Joel ben Uri hat sich daran gewöhnt, auf der Straße den spitzen Judenhut auf dem Kopf zu tragen. Doch seit einigen Jahren scheinen die Diskriminierungen zuzunehmen.

Die Juden haben kleine Mauern hochziehen müssen, um ihr Viertel vor nächtlichen Überfällen zu schützen; auch war es der Wunsch des Rates, sie so vom Rest der Bürger besser isolieren zu können.

Vor sieben Jahren haben ihnen die Stadtväter zudem verboten, weitere Häuser zu kaufen, sodass ihr Quartier nicht mehr wachsen kann, obwohl die Gemeinde zahlreicher geworden ist.

Kölns Goldschmiede haben überdies beschlossen, nicht mehr für Juden zu arbeiten. Und das neue, reich geschnitzte Chorgestühl im Dom zeigt Szenen, in denen Joel ben Uris Glauensbrüder auf derbe Art verspottet werden.

Und nun auch noch die Gerüchte von der Schuld der Juden am großen Sterben.

Als ob die Pest nicht schon schlimm genug wäre! Juden in Savoyen, in Frankreich und der Schweiz sind schon verhaftet und gefoltert worden. Kölns erster Rabbiner,

# Hinter dem Prunk lauert die ANGST

Joseph ben Isaak Joselin, erinnert die Ratsherren immer wieder daran, dass sie der jüdischen Gemeinde den für die Steuern versprochenen Schutz gewähren müssen.

Joel ben Uri vertraut den Männern im Rat nicht. Irgendwann nach Ankunft der Straßburger Reiter schleicht er sich in den Hinterhof seines Hauses und vergräbt dort eine Kiste mit Silbergroschen aus Köln und Tours, mit Prager und Florentiner Gulden, Goldschilden aus Bayern, Gulden aus Böhmen – insgesamt 290 Gold- und Silbermünzen.

Dass Papst Clemens VI. am 26. September 1348 die Juden vor dem Vorwurf der Brunnenvergiftung in Schutz nimmt und verbietet, sie ohne Gerichtsverfahren zu töten, auszuländern oder gegen ihren Willen zu bekehren, wird von den meisten Kölnern kaum beachtet.

Bald darauf hört der Rat von Gerüchten, die Stadt Bern hätte einen „geständigen“ Juden an Straßburg ausgeliefert. Sofort werden Boten entsandt. Sie sollen Genauereres herausfinden, aber auch die Skepsis der Ratsherren übermitteln. Die sind nach wie vor gegen eine Verfolgung der Juden – auch weil sie fürchten, dass die „ärgerlichsten und schwierigsten Unruhen entstehen könnten, ja sich das gemeine Volk daran gewöhnen kann, sich zusammenzurotten“.

Am 19. Dezember 1348 und am 12. Januar 1349 veröffentlicht der Rat zwei Briefe an die Bevölkerung, in denen er sich zum Schutz der Juden bekennkt. Vergebens. Die Situation ist außer Kontrolle.

Bereits im September 1348 hat ein Mob in Zürich und in den Gemeinden am Genfer See Juden ermordet, ihre Viertel niedergebrannt und geplündert – angestachelt von fanatischen Predigern, getrieben von hysterischer Angst vor der Pest, aber auch von Habgier und der Absicht, lästige Schulden mit den Gläubigern loszuwerden. Im November brannten in

Auch viele Mediziner sterben.  
Bald riskieren manche Ärzte es nicht mehr,  
sich den Kranken  
zu nähern (zeitgenössische Darstellung  
einer Chirurgiepraxis)



Stuttgart und Augsburg die Judenviertel, im Dezember in Landsberg und Lindau. Im Januar 1349 kommt es in Basel, Freiburg, Speyer und Ulm zu Pogromen; im Februar dann auch in Straßburg.

„Judensleger“ nennt man die Täter, im Anklung an die „Hundesleger“ – jene Männer, die im städtischen Auftrag streunende Hunde töten. Und das Morden hört nicht auf: Nun geht es in Würzburg und Dresden gegen die Juden, in Worms und Konstanz, im Juli in Frankfurt. Fast nirgendwo greifen Landesherren oder Stadträte wirkungsvoll ein. Im Gegenteil: Manchmal bereichern sie sich am Besitz der Juden, noch ehe es überhaupt zu einem Pogrom gekommen ist.

Die Kirche aber schweigt zu alldem. Selbst der Chronist Kunrat von Megenberg, der nicht an die Legende von der Brunnenvergiftung glaubt, nimmt Stellung gegen die Juden: „Sie sint unser frawen veint und allen christen.“ Und als trotz der Ermordung der angeblichen Brunnenvergifter das große Sterben die Städte überfällt, bleibt es bei dem Hass auf die Juden – auch in den noch nicht betroffenen Orten.

In Bern bricht die Pest im Sommer aus, ebenso in Genf, Basel, Ulm. Am 8. Juli 1349 stirbt das erste Pestopfer in Straßburg, Tausende folgen. Gleichzeitig kriecht die Pest in einem großen Sichelbogen durch Nordeuropa. Ein englisches Schiff mit einer infizierten Besatzung legt im norwegischen Bergen an, von wo aus sich die Plage weiter verbreitet. Andere Schiffe bringen die Seuche in die Ostseehäfen und nach Preußen.

Späteren Generationen scheint der Schwarze Tod rasend schnell über Europa gekommen zu sein, doch für die Zeitgenossen ist die Plage ein langsam, aber unerbittlich herandrängendes Verhängnis. Von der Schweiz und vom Elsass her erreicht die Seuche den Rhein und kriecht stromab, wobei sie sich entlang des Mains und kleinerer Flüsse auch nach Osten ausbreitet. Gleichzeitig erobert sie die Küstenstädte im Norden und dringt von dort aus nach Süden.

**A**nfang Februar 1349 hält König Karl IV. Einzug in Köln. Doch hinter den prunkvollen Empfängen, den Umzügen, den Gottesdiensten im Domchor vor dem goldenen Schrein mit den Reliquien der Heiligen Drei Könige lauert die Angst.

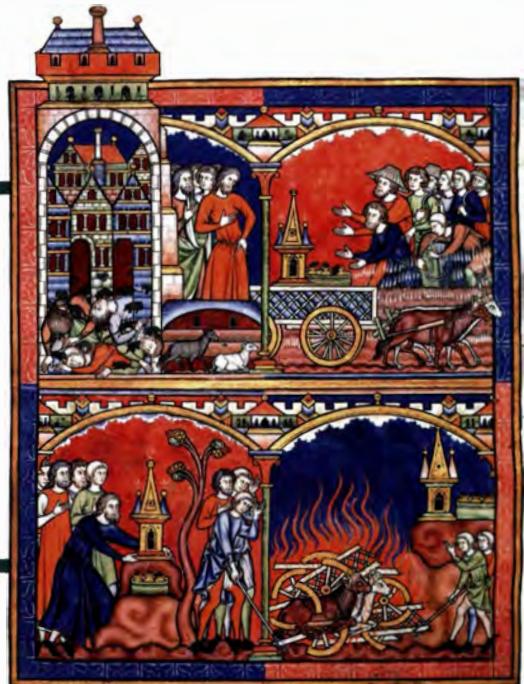
In den Wochen darauf wird es immer schlimmer. Der Fernhandel bricht fast zusammen, nur aus Flandern und einigen Hansestädten an

der Nordseeküste kommen noch Waren im Rheinhafen an. Nicht mehr aber aus Frankfurt, aus Straßburg, aus London, aus Paris.

Dafür strömen Flüchtlinge in die Stadt, feindselig betrachtet von den Bürgern. Die Ärmeren werden abgewiesen, manche der eigenen Bettler gleich mit hinausgeworfen.

Die Bürgermeister Heinrich vom Kusin und Richolf Overstolz entschließen sich zu einigen halbherzigen Maßnahmen. Das Haus Windeck am Alten Markt etwa wird wegen extremer „Unreinlichkeit“ geschlossen. Und: Der Rat droht

Als alttestamentarischen Schrecken stellt diese französische Buchmalerei eine Seuche dar:  
Gott strafft die Philister, die Feinde Israels, mit der Seuche



jedem, der eine „Judenschlacht“ beginnen will, mit der Todesstrafe.

Doch weder wird eine wirkungsvolle Quarantäne eingerichtet oder gar eine vollständige Abschottung der Stadt nach außen angeordnet, und schon gar nicht erhält das Judenviertel einen gehörigen Schutz.

Juden, die in den Dörfern im Umland um ihr Leben fürchten, fliehen in die Kölner Gemeinde. Manche sind aus Worms, Speyer oder Augsburg entkommen und berichten von schrecklichen Erlebnissen.

Jeden Tag wird die Stimmung in Köln aggressiver. Rabbi Joseph ben Isaaks Hoffnung schwindet. Seine Glaubensbrüder verteilen all jene Waffen unter sich, die christliche Schuldner bei ihnen als Pfänder hinterlegt haben, und ver-



suchen, sich weitere zu verschaffen – aber diskret, damit der Pöbel keinen Vorwand zum Losschlagen hat.

**IM SOMMER 1349 VERLIEREN** Bürgermeister und Rat vollends die Kontrolle über die Situation in der Stadt. Die *buessleut* sind da – Geißler, die sich peitschen, um in der Nachahmung der Leiden Jesu Christi ihre Sünden zu büßen. Mit dem Aufkommen der Pest sind die *geisselbodore* populär geworden als Mahner und Todesboten. Denn sind nicht Ärzte und Priester, ist nicht sogar der Papst hilflos gegenüber der Seuche?

Irgendwann stehen sie vor den Toren: barfüßige Männer, gekleidet in grobes Sackkleinen, aufgestellt in Zweierreihen wie bei einer Prozession. Fahnen- und Kreuzträger gehen ihnen voran, andere tragen Kerzen oder Reliquien.

Vier Geißler führen den Zug an, leiten ihre Anhänger in einem monotonen, rhythmischen Singsang: „Jesus Christus ward gefangen / und an ein Kreuz gehangen. / Das Kreuz war vom Blute rot / wir beklagen sein Martyrium und seinen Tod. / Für Gott vergießen wir unser Blut / das ist für unsere Sünden gut.“

**Frankreich, 1349:**  
Bürger treiben die  
Juden einer Stadt  
als angebliche  
Pestverursacher  
mit Waffengewalt  
ins Feuer, ein  
Geistlicher sieht  
tatenlos zu

Die Glocken läuten, als die Prozession sich in die Stadt hineinbewegt. Die Menschen stehen an den Straßen; viele beten, weinen, manche wollen sich dem Zug der Buessleut unverzüglich anschließen. 33 und einen halben Tag lang sollen die marschieren – einen Tag für jedes Lebensjahr Christi. Sie dürfen keine Frau anrühren und nicht betteln, müssen laut ihre Sünden bekennen und ihren geistlichen Meistern bedingungslos gehorchen.

In Kirchen ziehen sich die Flagellanten bis auf das Unterkleid aus. Mit ihren Geißeln – einem Stock mit drei Riemen, in die Nägel und Eisendornen eingeknotet sind – schlagen sie sich auf den Rücken, gelegentlich so heftig, dass das Blut an die Kirchenwände spritzt. Manche umrunden den Altar, während sie sich geißeln, andere werfen sich bußfertig auf den Boden.

Längst haben die meisten Handwerker in Köln ihre Werkstätten geschlossen, die Händler ihre Läden. Das Volk strömt vor den Kirchplatz und wartet auf die Geißler, auf deren Predigt unter freiem Himmel.

Ein Geißler zeigt ein Schriftstück vor und ruft: „Allen den sol wesen kunt, die diesen brief gesehent oder gehorent lesen“, und dann folgt

eine Aufzählung der Orte, an denen „der dirte mensch nüt lebet“ (jeder Dritte nicht überlebt): Sizilien, Zypern, Rom, Avignon, Padua.

Wird nicht die Pest schon in der Offenbarung des Johannes als eine der Plagen beschrieben, die der Ankunft des Antichrist vorausgehen? „Dann hörte ich eine mächtige Stimme aus dem Tempel, die sagte zu den sieben Engeln: ,Geht und gießt die sieben Schalen mit dem Zorn Gottes über die Erde aus!‘ Der erste Engel ging und goss seine Schale über die Erde. Da bekamen alle, die das Kennzeichen des Tieres trugen und sein Standbild angebetet hatten, ein schmerhaftes und schlimmes Geschwür.“

Kann jetzt, da dieses neue Zeitalter heraufdämmert, die Kirche noch helfen? Nein! „Ja sint es etliche priester, die darumbe priester werdent, daz sü wol essen und trinken wellent und gottes wort nüt bredien wellent!“ Verflucht ist, wer nicht büßen will! Verflucht, wer nicht beichten will – und zwar dem Geißler-Meister, obwohl der Laie ist! Verflucht, wer sich den Geißlern entgegenstellt!

Goebel Schalant steht in der Menge, die gebannt zuhört. Benennen die Geißler nicht den Grund für das große Sterben? Gott strafft die Sünder und markiert die Zeit des Antichrist. Und zeigen sie nicht, wie man seine Seele retten kann? Durch Buße – und durch Blut?

Es sind Fanatiker, die da vor ihm stehen. Sie liefern eine hypnotisierende

Mischung aus neuesten Nachrichten über die Seuche, Bibelzitaten, Kritik an den Pfaffen, Heilsversprechen, Bußübungen – und Hassbildern. Denn auch die Geißler predigen Gewalt.

**O**bwohl die Buessleut das Volk fasziniert, geht nur eine Minderheit einen Monat lang in Sack und Asche und schlägt sich mit einer dornengespickten Peitsche blutig. Aber die Prediger hämmern den Menschen ein, nicht mehr darauf zu vertrauen, dass Priester und Obrigkeit etwas gegen das Böse unternehmen. Denn die Zeit eilt bis zum Beginn der Herrschaft des Antichrist. Aufgerufen ist jeder, selber gegen ihn zu kämpfen.

Das hohe Domkapitel, die Äbte und Prioren der Klöster, die Ratsherren und die beiden Bürgermeister hören die Hetze der Buessleut nicht gern. Denn kaum jemand gehorcht noch. Ein Chronist berichtet: „Die lüte sprochent auch zuo den pfaffen: ,waz kunnent ir gesagen? dis sint leute die die worheit fürent und sagen.“

Nach den Predigten sind viele Kölner bereit, den Geißlern Obdach zu gewähren. Die zerlumpten, blutüberströmten Männer bleiben tagelang in der Stadt, überall sieht man sie bei ihren Bußübungen, überall reden sie von Sünden und der Reinwaschung durch Blut.

Köln gleicht nun einem siedenden Kessel: überfüllt von Flüchtlingen, wirtschaftlich schwer getroffen, hysterisiert durch die wildesten Gerüchte.

Mitte August 1349 besucht der König erneut die Stadt, für ungefähr zwei Wochen. Wieder Prunk und Prozessionen, die Erregung steigt.

Dann die Nachricht, dass Erzbischof Walram in Frankreich unter nicht geklärten Umständen gestorben ist. Dem Gerücht zufolge hat der französische König den Erzbischof eigenhändig erwürgt, dessen Leichnam verhöhnt und aufknüpfen lassen.

Vielleicht ist es das Bewusstsein, ohne einen geistlichen Oberhirten zu sein, das die Dämme brechen lässt: Jedenfalls stürmt nun ein Mob das Judenviertel.

Ob das Pogrom geplant ist oder nicht – nur so viel ist klar: In der Nacht auf den 24. August 1349, der Bartholomäusnacht, dringen Männer und Frauen aus Köln und dem Umland, bewaffnet mit Schwertern, Knüppeln und Fackeln, ins Judenviertel ein. Darunter auch Goebel Schalant.

Es beginnt eine Mordnacht, wie sie Köln noch nicht erlebt hat. Die niedrigen Mauern

In ihrem Wahn  
geißeln sich  
Flagellanten bis  
aufs Blut, um  
durch ihre Buße  
die Seuche auf-  
zuhalten, die  
sie als eine Strafe  
Gottes sehen



des Judenviertels sind für die Menge kein Hindernis. Sie brechen die Türen auf und stürzen in die Häuser. Verzweifelt wehren sich die Juden, doch unterschiedslos werden Männer, Frauen, selbst Kinder ermordet. Der reiche Geldwechsler Joel ben Uri wird mit seiner Familie erschlagen; Rabbi Joseph ben Isaak wählt den Märtyrertod.

Bald brennen die ersten Häuser. Später werden Chronisten behaupten, dass die Juden lieber den Feuertod gewählt hätten, als sich taufen zu lassen. Doch selbst wenn ein Jude wirklich die Taufe als Rettung hätte wählen mögen – in dieser Nacht hätte das keine Aussicht auf Gnade verschafft.

Die Mörder plündern, zerren weg, was ihnen wertvoll erscheint. Immer mehr Häuser brennen und werfen gespenstisches Licht auf die Gassen mit erschlagenen Menschen. Einige „Judensleger“ stürmen die Synagoge und reißen den Boden auf, weil sie Schätze darunter vermuten. Sie finden nichts. Schließlich greift das Feuer sogar auf das Rathaus über, das teilweise niederbrennt.

Am nächsten Morgen sind von dem Judenviertel im Herzen der Stadt nur rauhende Ruinen geblieben. Auch am hellen Tag ziehen Plünderer hindurch, immer noch auf der Suche nach den sagenhaften

Reichtümern der Geldwechsler. Gut eine Woche lang geht das so, dann ist Kölns jüdisches Viertel nichts als eine öde Trümmerstätte.

Von den 800 Menschen, die hier gewohnt haben, sowie der unbekannten Menge von Flüchtlingen aus dem Umland konnten nur wenige in der ersten Nacht fliehen.

**IN DIESER ZEIT BLEIBEN** Rat und Kirche untätig. Kein Wachsoldat greift ein, kein Geistlicher stellt sich dem Mob in den Weg, kein Wort des Bedauerns danach. Fast scheint es, als wären die reichen Handelsherren und die Geistlichen froh, dass der Zorn der aufgeputschten Menge den Juden gilt und nicht ihnen.

Erst einige Wochen später werden der Rat und die Kurie des Erzbischofs aktiv: Sie streiten sich um die Erbschaft der Erschlagenen. Schließlich einigen sie sich auf säuberliche Teilung. Die

Plünderer werden nur dann streng verfolgt, wenn sie ihre Beute nicht ausliefern. So gerät auch Goebel Schalant ins Visier der Justiz – und werden seine Gedanken und Befürchtungen vor dem Pogrom protokolliert. Doch wird keiner der Judensleger je als Mörder gehenkt.

Auch jetzt schwilzt die allgemeine Hysterie nicht ab. Denn die Pest wandert weiter rheinabwärts. Die Geißlerbewegung

Die Mediziner  
glauben, Ausdün-  
stungen der Erde  
sowie innere Fäulnis  
der Körper würden  
die Seuche auslösen  
– und verschreiben  
dagegen Weihrauch  
oder Krötenpulver



findet regen Zulauf, und ihre Vorwürfe gegen die Kirche werden immer schriller.

Schließlich wird das öffentliche Geißeln am 20. Oktober 1349 offiziell durch den Papst untersagt. Ziemlich rasch löst sich die Bewegung auf. In Köln werden viele Büßleut aus der Stadt geworfen, mitunter sogar „verderbt und gehangen“, wie ein Chronist berichtet. Am 18. Dezember 1349 wird Wilhelm von Gennep neuer Erzbischof von Köln.

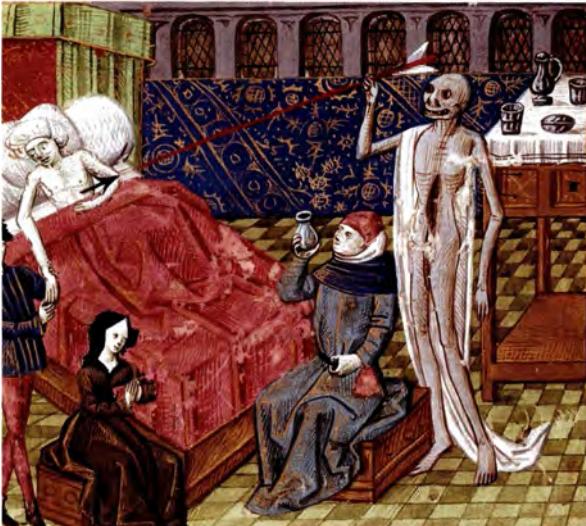
Wenig später erreicht der Schwarze Tod die Stadt am Rhein.

Niemand wird je wissen, wer als Erster in Köln erkrankt: ein Bürger, ein Händler, jemand vom fahrenden Volk, ein Rheinschiffer, ein Flüchtling? Anfangs ähneln die Symptome einer der üblichen winterlichen Erkältungen, mit Kopfschmerzen, Fieber und Benommenheit.

Doch dann schwollen den Kranken die Lymphknoten zu faustgroßen Beulen an. Und wenn sie aufbrechen, quillt daraus eine stinkende, eitrige Flüssigkeit. Spätestens jetzt werden Familie und Freunde des Kranken in Angst und Schrecken geraten, weil sie begriffen haben: Die Pest ist in Köln.

Die Kranken kämpfen einige Stunden oder Tage gegen die Krankheit und fallen dann ins Delirium, schließlich in ein tiefes Koma und sterben. Doch in den wenigen Tagen, die der Todeskampf gedauert hat, sind bereits weitere Menschen von Beulen gezeichnet: vielleicht Verwandte oder Nachbarn oder eines der Fischerwicker vom Markt, bei dem die schon fiebrigten Kranken noch vor einigen Tagen eingekauft haben.

Der Pesterreger ist ein Bakterium, dessen Wirtstier die Ratte ist und der durch den Biss des Rattenfloh von Tier zu Tier oder auch zum Menschen übertragen wird. Ratten und Flöhe sind in dieser Zeit alltäglich – so alltäglich, dass niemand auf die Idee kommt, zwischen ihnen und dem schrecklichen Sterben einen Zusammenhang zu sehen.



Der Pfeil des personifizierten Todes trifft einen Kranken: Manche Infizierte sterben innerhalb weniger Stunden an der Lungenpest (Buchmalerei, um 1400)

Aus der Antike sind Berichte über verheerende Seuchen überliefert; unbekannt ist, ob es sich dabei auch um die Pest handelte.

Zweifellos aber hat sie zur Zeit des byzantinischen Kaisers Justinian von 541 an Konstantinopel heimgesucht und ist bis zum Jahr 750 immer wieder aufgeflackert im östlichen Mittelmeerraum.

Dann zog sich die Seuche für Jahrhunderte aus Europa zurück und blieb wahrscheinlich nur in wenigen Gebieten Zentralasiens endemisch. Weshalb sie so lange verschwunden ist und ausge rechnet Mitte des 14. Jahrhunderts Orient und Okzident überrollt, kann bis heute niemand wirklich befriedigend erklären.

Lückenhaft sind auch die Berichte über die ersten Tage der Seuche in Köln. Mag sein, dass sie sich zunächst langsam ausbreitet, denn der Floh fällt bei Temperaturen unter zehn Grad Celsius in Gliederstarre.

Doch bei manchen Erkrankten verwandelt sich die Beulenpest in die noch tückischere Lungenpest – wenn der Erreger das Atemorgan des Infizierten befällt.

Bluthusten, Nervenlähmungen und schließlich Tod durch Ersticken sind die Folgen.

Einmal akut, wird die Lungenpest durch Tröpfcheninfektion übertragen, durch winzige Flüssigkeitsspuren in der Luft, wie eine Grippe. Sie zerstört den Körper mit schrecklicher Effizienz: Von der Infektion bis zum Tod vergehen meist nur zwei Tage, in manchen Fällen sogar nicht mehr als ein paar Stunden. Nur eines von zwei Opfern überlebt die Beulenpest und ist für eine gewisse Zeit gegen die Krankheit immun, wenn auch manchmal Schäden, etwa Lähmungen, zurückbleiben. Die Lungenpest dagegen überlebt so gut wie niemand.

Den Kölnern ist kaum bewusst, woher die Krankheit kommt, wie sie übertragen wird. Vielmehr glauben sie – jetzt, da niemand mehr die Juden beschuldigen kann – an die Pesthauch-Theorie.

Nach dieser Lehre, die von der angesehenen Medizinischen

Glücklich,  
wer im  
**SCHLAF**  
stirbt

Fakultät der Universität Paris als die allein richtige anerkannt wird, hat eine ungünstige Konstellation von Mars, Jupiter und Saturn bereits im März 1345 zu *aer corruptus* geführt, zu schädlichen Ausdünstungen in der Luft, die wiederum das Gleichgewicht der vier Körpersäfte im Menschen – Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle – durcheinanderbrachten. Es ist zu einer inneren Fäulnis gekommen, hervorgerufen durch einen Überschuss an Blut.

Einige Ärzte geben sich zwar mit dieser Erklärung nicht zufrieden und sezieren sogar Pesttote, kommen aber auch damit dem Geheimnis der Seuche nicht näher.

Die *doctores* veröffentlichen eine Unzahl von Ratschlägen, von *pestōnsilia*. Manche mögen tatsächlich den einen oder anderen gerettet haben: etwa der Hinweis, man solle Pestbeulen aufschneiden, damit die giftige Flüssigkeit den Körper verlassen kann, oder die Aufforderung, die Häuser mit Essigwasser auszuwaschen. Das ist zwar nutzlos gegen die Krankheit selbst, kann aber – auch wenn die Ärzte den Zusammenhang so nicht kennen – den Floh vertreiben.



Ansonsten aber sind die Ratschläge ein Kompendium der Hilflosigkeit. Meide giftigen Südwind, öffne die Fenster nur gen Norden! Regelmäßiges Aderlassen mindert den fatalen Blutüberschuss! Meide die giftige Luft über stehenden Gewässern! Meide zu viel direktes Sonnenlicht! Lege den Kranken auf ein Hochbett, damit dessen giftige Ausdünstungen nur die oberste Luftsicht im Zimmer vergiften und sich kein anderer anstecken kann!

Wirkungsvoll, aber letztlich ebenfalls ein Eingeständnis eigener Hilflosigkeit ist nur der Rat: Flieh aus der Stadt, in der die Pest wütet! Doch für die meisten Kölner gibt es keine Flucht. Wohin auch? Mit jedem wärmeren Frühlingstag greift die Seuche schneller um sich.

Sie springt von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse, wütet aber auch in den Städten und Dörfern der Umgebung, in Klöstern und auf Herrensitzen.



Jeden trifft es: den Schmied vor dem Amboß, den Arbeiter im Tretrad eines Krans am Rheinhafen, den Bettler auf dem Domhof, den Wachsoldaten auf der Stadtmauer, den Schreiber in der Amtsstube.

Manche brechen an Ort und Stelle zusammen, andere schleppen sich nach Hause, mit hühnereigroßen Beulen unter den Achseln und an den Leisten, der Körper übersät mit Geschwüren und schwarzen Flecken, gekrümmt von inneren Schmerzen. Atem, Schweiß, Urin, Kot – alles stinkt nach Fäulnis.

Glücklich die Infizierten, die abends noch scheinbar gesund zu Bett gehen und den nächsten Morgen nicht mehr erleben. Die meisten müssen verzweifelt miterleben, wie ihr Anblick, manchmal nur ein erstes Symptom oder auch der



bloße Ansteckungsverdacht genügen, dass der Mann oder die Frau, die eigenen Eltern, die Kinder sie fluchtartig verlassen.

Viele Opfer verbringen ihre letzten Stunden in Blut, Schmutz und Qualen in gespenstisch leeren Häusern.

Besonders verheerend wirkt die Pest, wo viele Menschen auf engem Raum zusammenleben: in Hospitälern, Klöstern, dem Stadtgefängnis, in Herbergen, Siechenhäusern, auf Rheinschiffen. Nachdem der Erste zusammengebrochen ist, dauert es oft nur Tage, bis niemand in so einem Haus mehr lebt.

Plötzlich beneidet man die sonst so verachteten Gerber. In deren Wohnungen und Werkstätten, abseits der anderen wegen der schrecklich

**Die Pandemie ist ein Gleichmacher – sie trifft Priester, Bauern, Fürsten. Ihr Schrecken lässt ein neues Motiv in der Kunst entstehen: den Totentanz**

stinkenden Tierhäute, sterben weniger als in den anderen Gassen (vermutlich wirken die scharfen Gerbstoffe desinfizierend).

Notare lehnen es ab, den Kranken das Testament aufzusetzen. Auch Ärzte verweigern sich. Viele fühlen allenfalls den Puls mit vom Patienten abgewandten Blick, einen Schwamm mit Essig vor dem Mund und oft in Begleitung von Trägern, die stark rauchende Fackeln halten – denn der Qualm schützt angeblich vor „schädlichen Ausdünstungen“.

**NICHTS ABER TRÄGT MEHR** zur Verzweiflung der Menschen bei als die Weigerung vieler Geistlicher, den Sterbenden die Sakramente zu spenden. In den Monaten der Seuche verliert die Kirche beim Volk sehr an Ansehen.

Die neuen Bürgermeister Peter Schoenewedder und Werner vom Spiegel versuchen, das städtische Leben einigermaßen zu bewahren. Doch die Mitglieder der reichen Familien sind aus der Stadt geflohen: ebenjene Männer, die wichtige öffentliche Ämter innehaben.

Wer geblieben ist, der leidet nicht minder als die Armen. Vier der 22 Schöffen sterben, höchstwahrscheinlich an der Pest. Bürgermeister und Rat verhängen – viel zu spät – ein Einreiseverbot und weisen einige Bettler, Gaukler und andere Fremde aus. Die irren über die Landstraßen durch ein verödetes Land. Herden, deren Hirten irgendwann zusammengebrochen sind, zerstreuen sich, auf manchem Feld steckt gar noch der Pflug im Acker, doch der Bauer ist tot oder geflohen.

In ihren Herrensitzen verschanzen sich die Landadeligen. Bleiben ihre Burgen frei von der Seuche, sind sie gerettet; eine einzige Erkrankung aber macht eine Feste zur tödlichen Falle. Der Ritter Christian von Dürffenthal flieht mit seiner Familie auf seine Burg gut 35 Kilometer westlich der Stadt – die Pest löscht das ganze Haus Dürffenthal aus.

In Köln bemüht sich der Rat derweil, die Märkte offen zu halten: die einzigen Orte, an denen die Bürger an rasch teurer werdende Lebensmittel kommen können. Die Schenken und Freudenhäuser werden geschlossen, wohl in erster Linie, um öffentlich Bußfertigkeit zu zeigen, damit sich der Zorn Gottes legen möge.

Auf dem Höhepunkt der Seuche im Frühherbst 1350 bricht das städtische Leben praktisch zusammen. Nur noch die Kirchen sind geöffnet und Apotheken. Dort kaufen Verzweifelte dubi-

ose Wundermittel und machen die Apotheker steinreich – sofern sie die Pest überleben.

Für die Kranken, die von furchtlosen Familienangehörigen in die Hospitäler bei St. Agnes, St. Gereon oder in eines der anderen Häuser gebracht werden, bedeuten diese hoffnungslos überfüllten und schmutzigen Orte, an denen nur noch wenige Mönche und Nonnen sich um die Patienten kümmern, weil die anderen entweder geflohen oder tot sind, meist das sichere Ende.

Unablässig rollen die Handkarren mit Leichen durch die Gassen, gezogen von vermummten Gestalten: Bettlern, Krüppeln und solchen Männern, die bereit sind, diese lebensgefährliche und verachtete Aufgabe zu übernehmen.

Längst ist es nicht mehr möglich, die Toten in der Kirche oder auf einem der 19 kleinen Friedhöfe zu begraben; ja selbst das Wachs für die Kerzen ist fast unbezahltbar teuer geworden. Während der schlimmsten Wochen sterben in Köln wohl jeden Tag etwa 100 Menschen.

Vor den Toren der Stadt haben Männer hastig Massengräber aus – viele so flach, dass streunende Hunde die Leichen wieder ausgraben und zerreißen. Verwesungsgeruch mischt sich mit den üblichen Ausdünstungen der Stadt und dem Fäulnisgestank der Pest.

Wer noch lebt, reagiert unterschiedlich auf das große Sterben. Manche verkriechen sich in ihre Häuser und warten verzweifelt, manche auch nur dumpf und teilnahmslos auf das Ende. Chronisten berichten von der erstickenden Hoffnungslosigkeit, die die Pest begleitet.

Andere erleben die Zeit in einer Art Tanz auf dem Vulkan. Sie genießen das Leben, solange es noch geht, und stürzen sich in orgiastische Ausschweifungen. Es gibt ja genug Häuser, deren Bewohner die Seuche dahingerafft hat, sodass man in sie einbrechen und darin machen kann, was man will.

Und die Kirche? Der Klerus hat an Autorität verloren, weil viele Geistliche vor der Seuche geflohen sind – oder schlimmer noch: weil Priester ihre Gemeinde verlassen haben, um sich eine andere, reichere zu sichern, deren Pfarrer an der Pest gestorben ist.

Doch es gibt auch Geistliche, Ärzte, Amtslute, Bürger anderer Schichten, die nicht davon-

rennen, sondern unter Einsatz des eigenen Lebens den Kranken beistehen, die arbeiten und versuchen, irgendwie das Alltagsleben aufrechtzuerhalten, und die Trost in einer neuen Spiritualität finden.

Um Schutz flehen sie zum heiligen Sebastian; die Pfeile, durch die er als Märtyrer zu Tode kam, werden als „Pestpfeile“ verstanden.

Erst zum Ende des Jahres 1350 klingt die Seuche in Köln ab. Im selben Jahr hat sie Bremen, Lübeck, Magdeburg, Schweden und Dänemark verwüstet. Die Siedlungen auf Grönland sind durch die Pest völlig entvölkert.

Am Karfreitag 1350 stirbt Alfons XI. an der Krankheit: Der Herrscher über Kastilien und León ist der einzige europäische König, der der Seuche erliegt. Das schottische Heer, das gegen das von der Seuche geschwächte, verhasste England angetreten ist, wird im Juli vom Schwarzen Tod vernichtet.

Bis 1353 erobert Magna Mortalitas auch Russland: Der Sichelbogen der Pest durch Europa hat sich vollendet. Seltsamerweise bleiben einige Städte und Landschaften weitgehend verschont – so Nürnberg, Mailand, Teile Böhmens. Weshalb, ist bis heute ein Rätsel. Die Pest bleibt noch lange in Europa endemisch, wütet allerdings niemals wieder so heftig wie in der Mitte des 14. Jahrhunderts.

Das große Sterben verdient seinen Namen: Forscher schätzen, dass zwischen 1347 und 1353 etwa jeder Dritte der damals 60 bis 75 Millionen Europäer sein Leben wegen der Seuche lässt.

Auch Köln verliert gut ein Drittel seiner Einwohner. Andere deutsche Städte werden härter getroffen, in Hamburg und Bremen fallen zwei von drei Menschen der Seuche zum Opfer.

Das abgebrannte Kölner Judenviertel lässt der Rat nach dem Rückzug der Pest vollends niederreißen. Eine Kapelle entsteht auf den Trümmern der Synagoge. Dort, wo früher Häuser und Geschäfte eng beieinanderstanden, legt die Stadt einen großzügigen Platz an.

Erst unter den Bombentrümmern des Zweiten Weltkriegs finden die uralten Fundamente sich wieder. Und was allen Plünderern entgangen ist, das graben 1953 Archäologen aus: den Gold- und Silberschatz des Joel ben Uri ha-Lewi.

Das Zeugnis einer fernen Angst und einer vergebblichen Hoffnung.

# Jeder DRITTE Kölner stirbt

# Der WISSENSSUCHER

ALBERTUS MAGNUS

**Der Theologe lehrt seine Zeitgenossen die Philosophie des Aristoteles. Doch manche Ideen des Griechen sind für einen Geistlichen gefährlich**

**D**enkverbote lässt er nicht gelten, seine Glaubensbrüder vom Orden der Dominikaner nennt er „Ignoranten, die wie einfältige Tiere gegen das wettern, was sie nicht kennen“.

Er selbst will alles wissen, die Natur vollständig erfassen. Die Struktur des Kosmos interessiert ihn ebenso wie die menschliche Verdauung. Berühmt wird Albert, den man bald „Albertus Magnus“, Albert den Großen, nennen wird, als er dem Abendland die Gedankenwelt des Aristoteles erschließt.

Dabei birgt die Philosophie des antiken Griechen, die im christlichen Europa erst über die Vermittlung durch die orientalische Wissenschaft seit Ende des 12. Jahrhunderts vollständig bekannt wird, Zündstoff: Da für Zeit und Materie weder Anfang noch Ende denkbar seien, behauptet Aristoteles, habe die Welt ewigen Bestand. Wie aber lässt sich dies mit dem Glauben an einen Schöpfergott vereinbaren?

Das ist eine Herausforderung für Theologen wie Albert. Der um das Jahr 1200 in Lauingen geborene Schwabe hat in Padua und Köln studiert und wurde in Paris zum Magister der Theologie promoviert. Über seine jungen Jahre ist nicht viel mehr bekannt.

Bald aber ist er bekannt: als Lehrer, Forscher und Schlichter. Heikle kirchenpolitische Missionen führen ihn nach Lyon, Paris und an den päpstlichen Hof. Zwei Jahre lang ist er Bischof in Regensburg, schließlich geht er nach Köln zurück, wo er 1248 den Aufbau und die

Leitung des „studium generale et solemnē“ übernimmt, einer Schule des Dominikanerordens. In Köln auch macht er Karriere als Schlichter, etwa zwischen dem Erzbischof und der Kölner Bürgerschaft.

Seine 36 Abhandlungen, in denen er die aristotelischen Lehren erläutert und ergänzt, lassen Albert keineswegs im Glauben wanken, doch kostet es ihn Mühe, philosophische Erkenntnisse und theologische Glaubenssätze miteinander in Einklang zu bringen. Ist das Universum ewig? Nein, denn in der Schöpfung nimmt mit der Materie auch die Zeit ihren Anfang. Der ewige Gott erschafft alles Sein aus dem Nichts.

Dies ist kein philosophisches Argument, dessen ist sich Albert bewusst: Das „Wahre der Frömmigkeit“ kann eben doch nur die Theologie ergründen. Dennoch muss es erlaubt sein, wie Aristoteles das „Wahre in den Dingen“ zu suchen.

Alberts systematische Beschäftigung mit den Phänomenen der Natur markiert freilich noch nicht den Beginn der modernen Naturwissenschaft: Er reflektiert die Dinge, doch er experimentiert nicht mit ihnen. Durch seine

Kommentierung der Aristoteles-Schriften aber legt er das Fundament, auf dem sein Schüler Thomas von Aquin schließlich eine Synthese von Theologie und Philosophie, von Glauben und Wissen, von Offenbarung und Vernunft schafft, die die katholische Weltsicht bis heute prägt. 1280 stirbt Albertus Magnus in Köln.

KLAUS MEYER



# DAS GEFÜGE der Welt

*Gott hat die Welt des Mittelalters geordnet: Er verleiht  
Königen ihre Macht, er scheidet die Menschen in Ritter, Mönche  
und Bauern. Seine Gesetze wirken in der Natur und der  
Mathematik, er bestimmt den Lauf der Jahreszeiten, seine Gebote  
sind die Grundlage für Recht und Moral des christlichen  
Abendlandes. Und künstlerisch begabte Handwerker halten fest,  
meist im Auftrag hoher Herren, wie es zugeht in dieser  
Welt der Herrschenden und der Beherrschten*

— Texte: GESA GOTTSCHALK

Mitglieder des französischen Herrscherhauses begrüßen im Frühjahr 1389 den jungen König von Neapel vor den Toren von Paris. In ihrem Gefolge reiten Adelige – und ein Kirchenmann. Auch das Panorama der Hauptstadt zeigt das Nebeneinander von weltlicher und kirchlicher Macht: Links im Bild sind die Türme der ehemaligen Burg der Tempelritter zu sehen, in der Mitte die Kathedrale Notre-Dame, rechts das Kloster der heiligen Genoveva, Schutzherrin der Kapitale







den muß d' burk herre vor brengen daz he bezzere.  
 ad d' burk entred. en woches in d' che wuz da selbe  
 vor anderten. lager als em man vñ eine burk  
 daz he da von gerubet. vñ en weiz he nicht wiz  
 gerubet. das sal d' burk herre vor anderten. von  
 deme tage vñ sechwochen. von d' czit daz he dar  
 vnuue bedaget wut. so daz he d' burk entred mit  
 sume eute. ad den schaden geldt uf recht que buze. al  
 he rates vñ cat vñschuldic is. R uenlute vñ em  
 burk vñ vñ si schaden. vñ en kumt si nicht vñd uff  
 hame d'm tagen vñ nacht vñ en kumt d' wup nicht  
 dar uff noch da vor. czu behalde. so is d' burk vñ  
 schuldic kumt ab der vñl vñ d' burk. vñ d' wup dat  
 uf ad da vor. so is si schuldic au d' cat. V mae kem  
 vngendre en sal man uff houwen dorf gebiwe. i.  
 en si daz da want ad vñ genotz geget werte.  
 ad gewoogcungen ort si. da sal man vñ richen. ad  
 man entred iß nacht rechte. vñt eli da gerichtet.  
 al ien da nacht woz kumt. vñ sich d' not entredet.  
 man en glic is in d' chmiche. wen man iß nicht  
 entredet er daz gerichtie darub grenc. A lle le  
 bende dink daz in d' not amst was. daz sal ma  
 entpouheten. Alle dieme gerufie uolgen. hal  
 den si uff deudiger. vñ den vñde bichere. ñ noch  
 al he nicht vor wden vñt. si en lieben dor vnuue  
 keine not. daz si in vñgerichtie bringen. N hafte  
 vñ wden d' da wapen vñren. vñ micht beschmied  
 en sm. nach urmertheit. wir man in gewalt. ma  
 sal in bezzern alle rone leien. wen si en sullen  
 kume waben wüten. daz ist des kumges vñr  
 begriffen sin. O m en sal us kem vñrichen.

# Schuld und Sühne

*Vielfältige Vorschriften bestimmen das Leben der Menschen:  
So regelt das Lehnsrecht das Verhältnis zwischen Herrscher und Vasall,  
das Hofrecht alle Fragen, die Grundherren und ihre Dienstleute  
betreffen, und das Kirchenrecht die Belange der Geistlichkeit.  
Das Landrecht schließlich gilt für jedermann*



Im Mai 1358 lassen die Stadtherren von Paris den königlichen Zimmermann Henri Metret und den Brückenmeister Jean Poret wegen Verrats enthaupten. Der Scharfrichter bricht anschließend mit Schaum vor dem Mund zusammen – für die Anwesenden ein Zeichen Gottes, dass die Gerichteten unschuldig waren

Im Auftrag seines Grafen schreibt Eike von Repgow um 1225 im »Sachsenspiegel« unter anderem das Landrecht seiner Heimat auf: Gesetze, an die sich jeder halten muss, sei er Bauer, Mönch oder Ritter. Dazu gehören neben Verboten und Strafen – das Haus eines Vergewaltigers wird eingerissen, seine Tiere werden geköpft (4. Bild von oben) – auch Regeln, wie sich die Menschen etwa vor Gericht zu betragen haben

## DAS WISSEN der Mönche

*Sieben freie Künste bilden den überlieferten Kanon der Gelehrsamkeit. Er wird auch an den Universitäten unterrichtet, die sich ab dem 11. Jahrhundert gründen: Auf den »Dreiweg« aus Grammatik, Rhetorik und Dialektik folgt der »Vierweg« von Geometrie, Arithmetik, Musik und Astronomie. So vorbereitet, wenden sich die Studenten dann den Hauptfächern zu: Theologie, Medizin oder Recht*



Mathematiker stützen sich auch auf die Schriften des griechischen Gelehrten Euklid. Der hat sich bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. mit einem Problem beschäftigt, das auch seine mittelalterlichen Leser umtreibt: der Quadratur des Kreises



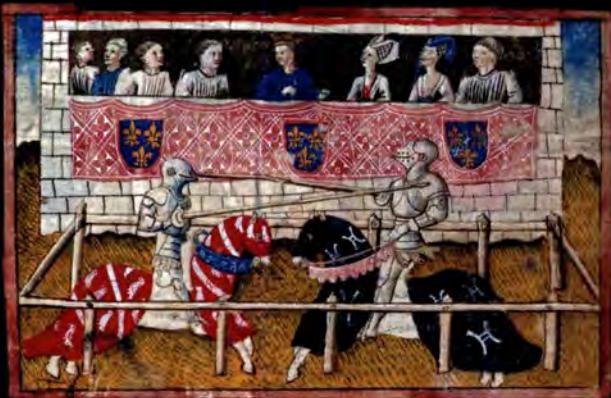
Obwohl ein großer Teil der griechischen und römischen Schriften im Mittelalter in Vergessenheit gerät, bewahren vor allem Klöster antikes Wissen und tragen es weiter. Novizen lernen neben Theologie auch Latein sowie Grundlagen der Mathematik. Und manche Mönche vertiefen ihre Kenntnisse in Jahrzehntelangen Studien und werden zu bedeutenden Wissenschaftlern (spanische Miniatur, 1282)



Im Ideal der höfischen Liebe, der Minne, spiegelt sich das Leben am Hofe wider: Die Dame ist die Lehnsherrin, der Ritter ihr Vasall. In dieser Miniatur aus der Liederhandschrift „Codex Manesse“ (1300–1340) genießt Konrad von Altstetten Wange an Wange mit der Angebeteten sein Glück. In ihrer reinsten Form aber bleibt die Minne unerfüllt

# Ohne Furcht und Tadel

*Beschützer der Schwachen, Verteidiger des Glaubens: Der Stand der Ritter entwickelt sich vom 10. Jahrhundert an in Frankreich, seine Ideale werden bald sprichwörtlich. Edel, tapfer und treu sollen die gepanzerten Reiter handeln, tatsächlich aber sind sie vor allem eines: die Elite der europäischen Krieger im Dienste eines Fürsten*



Turnierspiele beginnen im 11. Jahrhundert als Gefechte zwischen zwei Mannschaften, bei denen es zu Verletzten und Toten kommt. Als diese zwei Ritter 1446 vor dem französischen König aufeinandertreffen, ist daraus aber längst ein populärer Zweikampf mit – oft stumpfen – Lanzen geworden

Bereit zum Kampf lässt sich der Ritter Geoffrey Luttrell um 1340 in einem Psalter darstellen. Seine Frau Agnes reicht ihm den Helm, den wichtigsten Teil seiner Rüstung, die Schwiegertochter den Schild mit seinen Wappenfarben. Denn es ist an ihr, Luttrells Namen weiterzugeben



## Der Lauf des JAHRES



JANUAR: Vasallen bringen  
Johann von Berry (4. v. rechts)  
Neujahrsgeschenke



FEBRUAR: Winter im Dorf.  
Bauern schlagen Holz und  
wärmten sich am Feuer



MÄRZ: Die Arbeit auf dem  
Feld beginnt, ein Ochsengespann  
zieht einen Pflug



JULI: Erntezeit. Hirten  
scheren ihre Schafe, Bauern  
schneiden das reife Korn



AUGUST: Der Adel vergnügt  
sich bei der Falkenjagd, die  
Dörfler baden im Fluss



SEPTEMBER: Bauern ernten  
Weintrauben und tragen sie ins  
Schloss von Saumur

*Mit ungekannter Pracht und Detailfülle malen die flämischen Brüder Limburg um 1415 ein Stundenbuch für den Herzog von Berry, einen Onkel des französischen Königs. Bäuerliche Szenen schmücken den Kalender am Anfang der Gebetssammlung*



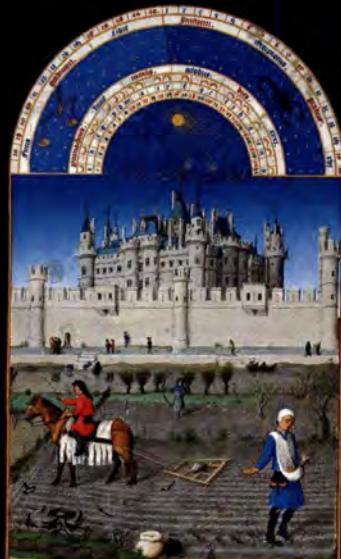
APRIL: Das Leben erwacht.  
Auf grüner Wiese tauscht ein  
Brautpaar die Ringe



MAI: Bei einem Ausritt vor  
den Toren von Paris sammeln  
Adelige frisches Grün



JUNI: Vor der Pariser  
Residenz des Herzogs von  
Berry beginnt die Heumahd



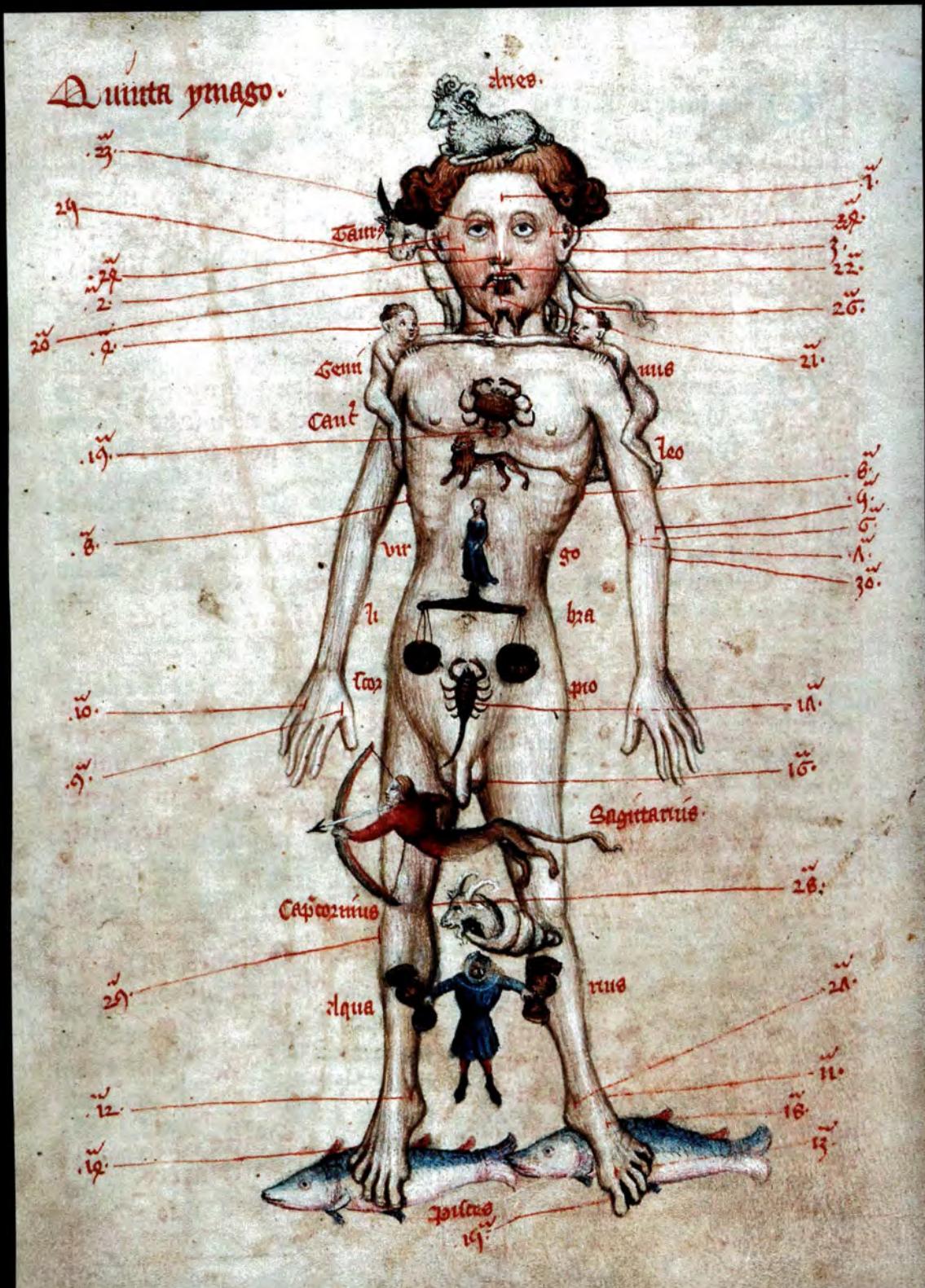
OKTOBER: Vor dem Palast  
des Königs bringen Männer  
die Wintersaat aus



NOVEMBER: Mit Stöcken  
ernten die Bauern Eicheln – Futter  
für ihre Schweine



DEZEMBER: Jäger mit  
Doggen haben im Winterwald  
einen Eber erlegt



Tierkreiszeichenmänner wie dieser aus einer englischen Handschrift von 1408 zeigen den mittelalterlichen Ärzten, wann sie ihre Patienten behandeln dürfen: So gilt es als ungünstig, den Kopf zu operieren, wenn der Mond im Zeichen des Widders steht

# SCHRÖPKUR, Heilsalben, Aderlass

*Die Ärzte des Mittelalters sind davon überzeugt, dass die Gesundheit des Menschen von Körpersäften bestimmt wird sowie vom Gang der Gestirne und von den vier Elementen Erde, Feuer, Luft und Wasser. Gegen Beschwerden verordnen sie Kräutertränke, öffnen den Kranken die Venen, empfehlen die vorbeugende innere Reinigung*



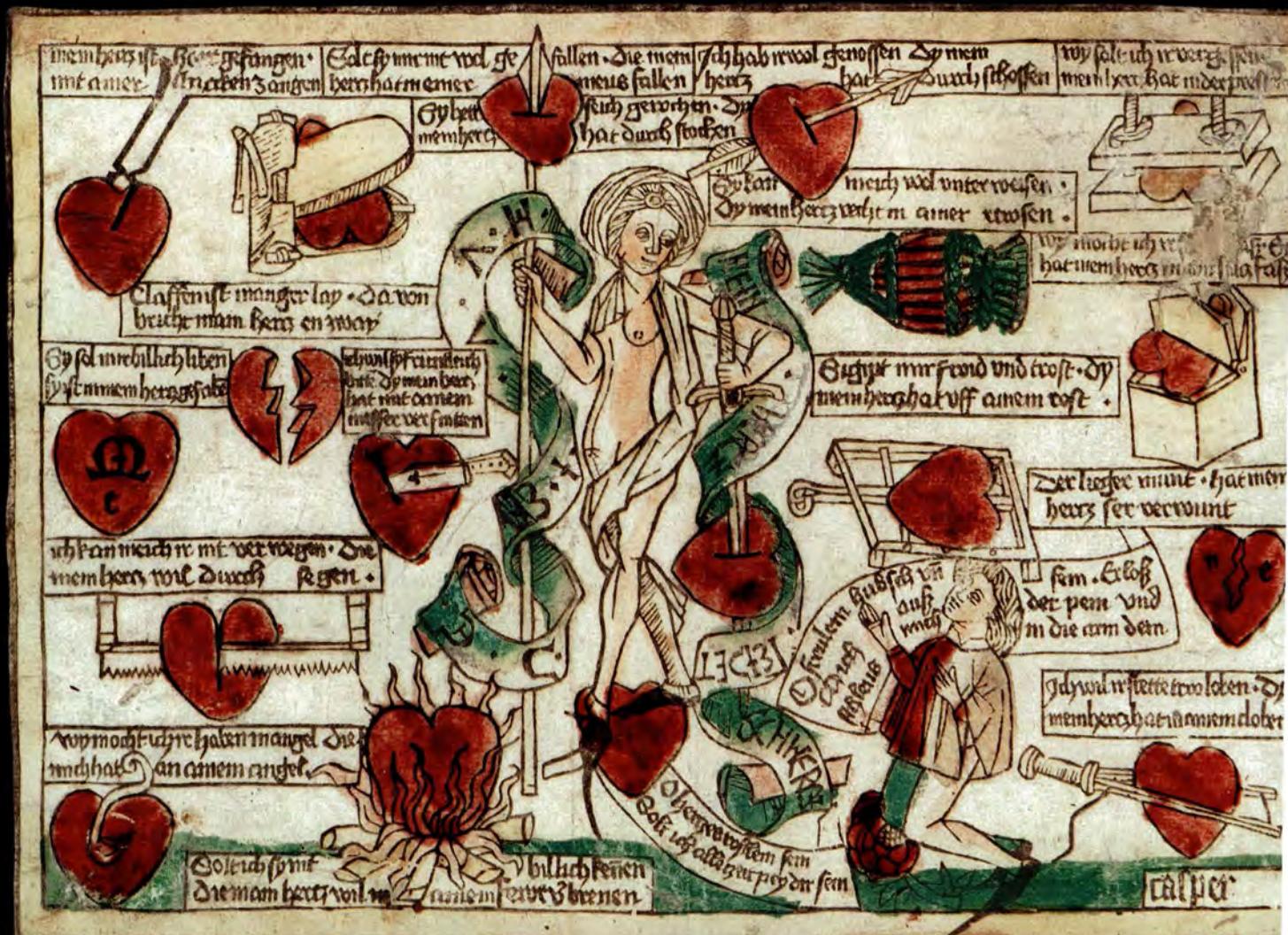
Heilkundige stellen oft auch ihre eigene Arznei her. Sie sammeln Pflanzen wie diese, destillieren Kräuterwässer und rühren Salben. In jeder Stadt finden sich Apotheken, in denen Kranke eigens hergestellte Heilmittel kaufen können (Italien, 14. Jh.)

Ein Patient erbricht sich:  
Überflüssige Körpersäfte gelten als Hauptursache für Krankheiten. Zu den wichtigsten Heilmitteln gehören deshalb Brechreiz erzeugende Tränke und abführende Einläufe; unentbehrliches Werkzeug des Arztes ist neben einer Klinge zum Aderlass die Klistierspritze (Darstellung um 1390)



## Herzleid und LIEBESGLÜCK

*Die Liebe ist seit dem Hochmittelalter ein Spiel aus Blicken, Gedichten, heimlichen Gesten, flüchtigen Berührungen. Denn die körperliche Vereinigung von Mann und Frau hat die Kirche mit vielfältigen Verboten belegt. Allein in der Ehe ist sie erlaubt – und nur, um Kinder zu zeugen*



Die Qualen der Liebe zeigt Meister Caspar von Regensburg auf diesem Holzschnitt. Solange seine Angebetete den flehenden Jüngling nicht erhört, wird sein Herz wie mit Dolchen, Haken, Lanzen, Pressen, Sägen oder Mausefallen gemartert

»Minnesklaven« heißen jene Männer, die zum Opfer ihrer Gefühle – und ihrer Angebeteten – werden.

Dieser Verehrer will nachts zu einer Frau gelangen, doch zieht sie ihn nur halb zu sich hinauf: Der Liebende wird bei Tageslicht zum Gespött der Nachbarn. Die Szene ist bei Illustratoren beliebt, um vor der »Weiberlist« zu warnen



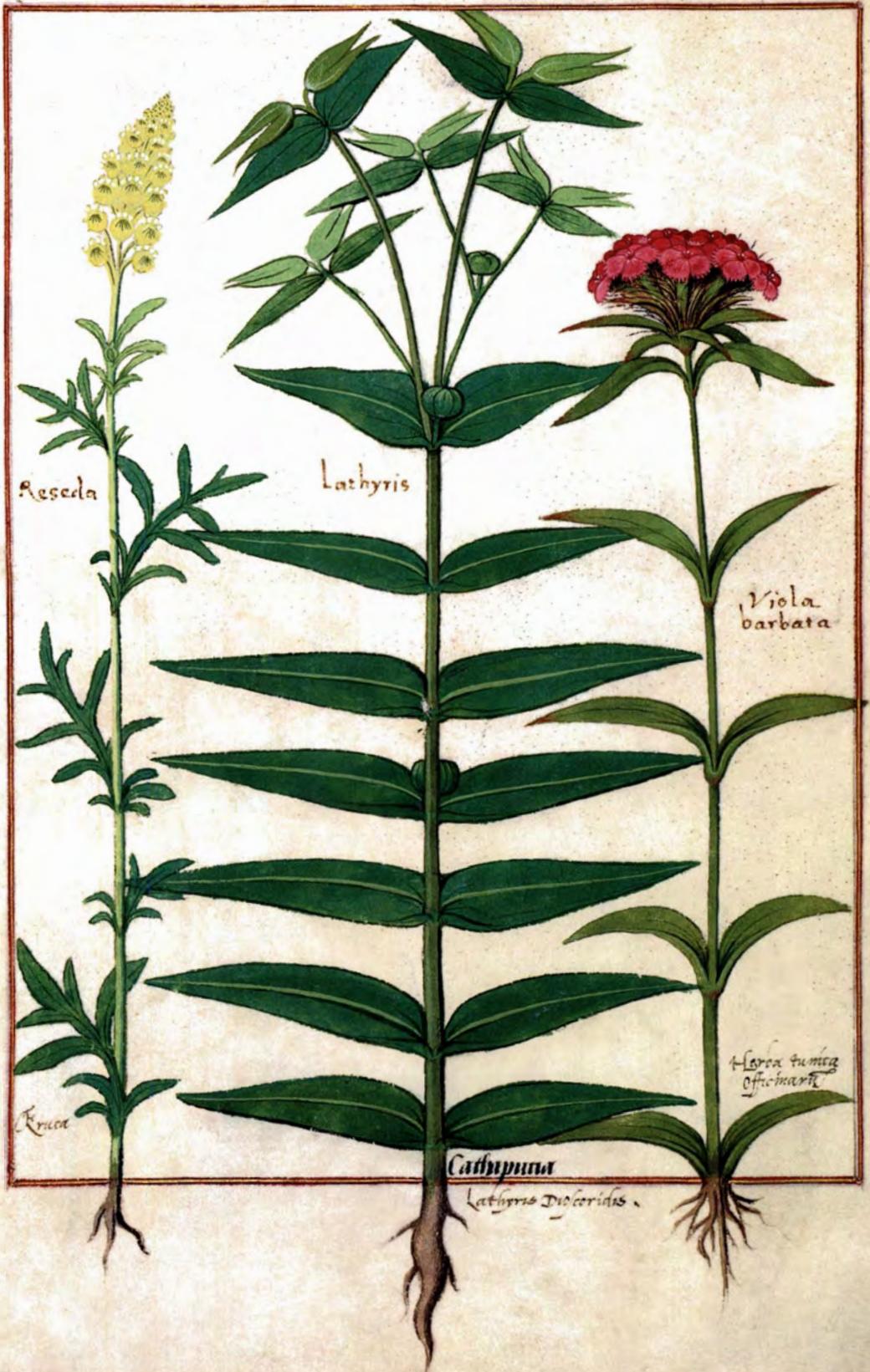
Der grüne Vorhang symbolisiert jene Körperöffnung, die der Maler nicht darstellen darf, züchtig sind die beiden Eheleute unter einer Decke verborgen. Die Miniatur steht in einem französischen Hygiene-Ratgeber am Anfang eines Kapitels über den richtigen Beischlaf  
(um 1285)

# DAS ORAKEL GOTTES



Nur wenige Frauen haben im Mittelalter so viel Einfluss wie Hildegard von Bingen. Verehrt als Prophetin, die den Willen des Höchsten empfängt, möchte die Äbtissin die Welt von Schuld und Sünde befreien und den Menschen den Weg zu Gott weisen. Selbst Kaiser und Könige können sich ihren Worten nicht entziehen

Hildegard  
erforscht die  
Heilwirkung von  
Pflanzen, so  
der abführen-  
den *Euphorbia*  
*lathyris* (Mitte;  
Buchmalerei,  
15. Jh.)



# R

Rupertsberger Kloster bei Bingen, um 1168. Die alte Äbtissin zürnt. Hat sie den Herrscher nicht gewarnt? Hat sie, Hildegard, Kaiser Friedrich I. nicht bereits in mehreren Briefen geschrieben, dass der Höchste ihn „zu Boden strecken“ könne, falls er seine Regierung weiterhin so wie bisher führe? Ihm klar zu verstehen gegeben, dass auch er ein Diener Gottes ist? Aber trotz ihrer Briefe setzt der Monarch seinen seit Jahren andauernden Machtkampf mit dem Papst fort.

Friedrich I. Barbarossa, 1155 zum römisch-deutschen Kaiser gekrönt, versteht sich nicht nur als oberste weltliche Gewalt – er will auch über die Kirche herrschen. Um seine Ansprüche durchzusetzen, hat er den von der Mehrheit der Kardinäle gewählten Papst Alexander III. nicht anerkannt, sondern nach und nach drei ihm ergebene Gegenpäpste unterstützt, zuletzt Kalixt III.

Seit 1159 währt nun schon das Schisma. Krone gegen Tiara. Die Kirche, ja das Abendland: gespalten.

Wohl keine andere Frau würde es wagen, den Herrscher des Heiligen Römischen Reiches derart anzugreifen. Doch Hildegard von Bingen ist keine Frau wie andere: Sie versteht sich als Seherin, die Gottes Wort und Gottes Willen offenbart. Als eine Prophetin, die der Welt die Absichten des Höchsten selbst kundgibt.

Die Äbtissin vom Rupertsberg pflegt einen intensiven Briefwechsel

mit Königen und Herzögen, Päpsten und Bischöfen. Sie verfasst prophetische Schriften, predigt in aller Öffentlichkeit. Keine Frau nimmt in diesen Tagen größeren Einfluss auf die Mächtigen in Politik und Kirche als sie.

Dabei hat sie lange Zeit ihres Lebens geschwiegen – aus Angst.

**HILDEGARD WIRD 1098** als zehntes Kind einer adeligen Familie in Bermersheim geboren. Das Mädchen ist ständig krank. Die Eltern sorgen sich: Eine Vermählung der Tochter schon in jungen Jahren, wie es Brauch ist, scheint wegen Hildegards schwacher Konstitution kaum möglich.

Sie beschließen, das Mädchen Gott zu weihen und in ein Kloster zu geben.

Mönche und Nonnen genießen hohes Ansehen, da sie als vollkommene Christen gelten. Mit ihren Gebeten und Gesängen vermitteln sie, so der Glaube, zwischen Himmel und Erde.

Besonders für Frauen hat das Leben im Kloster viele Vorteile: Als Non-

zusammen, in welcher der Westteil des Imperium Romanum durch die Invasionen zahlreicher Germanenvölker ins Taumeln gerät.

Es muss um das Jahr 500 gewesen sein, als Benedikt von Nursia, ein junger Studienabbrecher aus begüterter umbrischer Familie, an der Pforte einer dieser Asketengemeinschaften in Mittelitalien klopfte. Einige Jahre später zieht er mit zwölf Getreuen auf den Monte Cassino, einen Berg südöstlich von Rom, und baut auf den Trümmern eines heidnischen Heiligtums ein eigenes Kloster.

Um 540 gibt er seinen Getreuen eine *regula* vor, eine Klosterregel, die in 72 Kapiteln detailliert festlegt, wie Mönche ein gottgefälliges Leben zu führen haben. Diese Regeln werden – wenn auch manchmal abgewandelt oder ergänzt – zur Basis des abendländischen Mönchtums. Sie bestimmen den gesamten Klosteralltag: Gebetszeiten, Ämter und Hierarchien, Arbeit, Kleidung, Speisen, ja sogar den Schlaf.

(Erst sehr viel später, um 1200, gründen sich große Mönchsorden mit eigenen Regeln, etwa die Dominikaner und die Franziskaner.)

Vom 6. bis 9. Jahrhundert sind die Klöster weitaus mehr als Refugien mönchischen Lebens und Ausgangsbasen großräumiger Mission: nämlich Bastionen des Wissens.

Inseln der Zivilisation in einem Ozean der Barbarei.

Die Archive der antiken römischen Verwaltung, die Bibliotheken der Provinzadligen sind untergegangen: verbrannt, zerstreut, geplündert. Zerstört durch Feuchte, Fäulnis oder Rattenfraß.

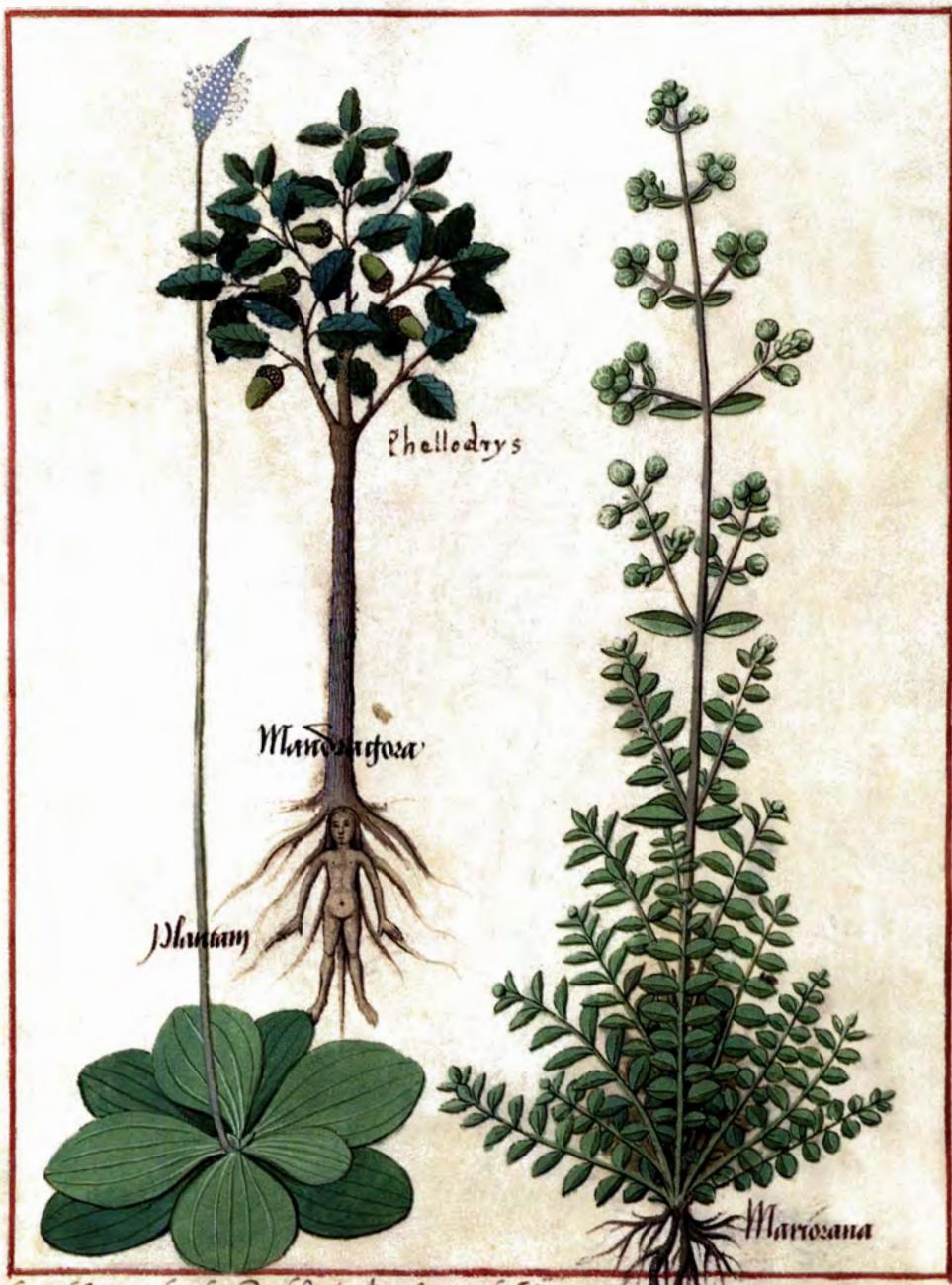
Nur in den Klöstern gibt es zu dieser düsteren Zeit noch Texte und Folianten – und Menschen, die sie abschreiben und lesen können.

Doch nicht nur auf den Umgang mit Buchstaben und Zahlen verstehen sich die Mönche, sie ragen in fast allen Bereichen des Wissens hervor. Sie organisieren eine fortschrittliche landwirt-

## Nur in den KLÖSTERN wird noch gelesen

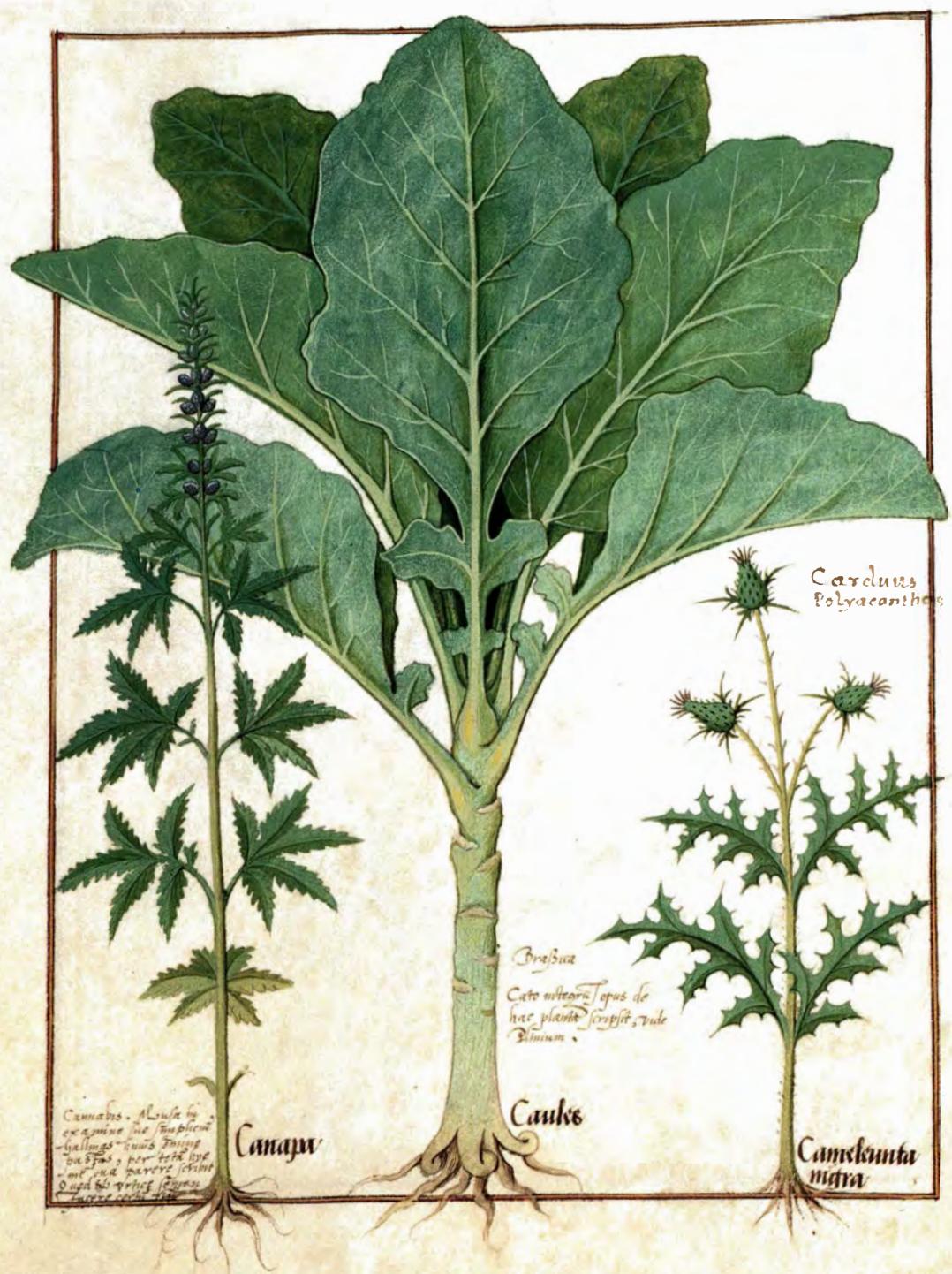
nen sind sie materiell versorgt, müssen sich nicht den Ansprüchen der Ehemänner unterwerfen und gefährden ihre Gesundheit nicht durch Schwangerschaften und Geburten.

Die Klöster sind in chaotischen Zeiten entstanden. Denn die Gemeinschaften von Männern oder Frauen, die sich aus religiösen Gründen von der Welt abwenden, finden in einer Epoche



Cracoglossum Diocoridis. Pandectarus facinseriam asperat.  
 quidam Plantaginis Speciem faciunt. Quibus male  
 dolere vocant. Et a Plantagine difficiunt. Plantus vale  
 ramus cum Plantagine vocat. Indutem hanc intellit  
 quae Plantagine tota. Similes et. Et ea curae vanae.  
 male Valerius Cornelius in Diocoride reprehendit. gugli  
 fassus iste quia causa habere negavit. frequens in arenis

Angeblich hilft die Asche der  
 Korceiche, deren Wurzel hier mit  
 einem Menschenkörper verziert  
 ist, bei schmerhaften »Goldader-  
 knoten« (Hämorrhoiden)



Das Harz der Cannabis-Pflanze (oben links) wird bei Frauenkrankheiten sowie Gicht und Rheumatismus verordnet

schaftliche Produktion, sie bewahren oder entwickeln eine reiche Tradition in Architektur, Malerei und Musik und engagieren, vom Schmied bis zum Bierbrauer, die besten Handwerker, wenn sie nicht gleich selbst Hand anlegen.

Klöster sind Herbergen und Krankenhäuser, Sterbehospize und Apotheken, Altersheime, Schulen und Nachrichtenbörsen.

Den Äbten der größten Klöster werden wie Grafen landesherrliche Befugnisse übertragen, Mönche sind Boten, Schreiber, Vertraute von Königen, die Minister ihrer Zeit.

Wissen zu erwerben und zu mehren wird zur benediktinischen Pflicht. Bibliotheken und Schreibstuben sind vom 9. Jahrhundert an in fast jedem Kloster zu finden; das Amt des Bibliothekars ist hoch angesehen.

Dank der Klöster beginnt Wissen im christlichen Europa wieder wichtig, wieder erhaltenswert zu werden.

Und bald schon bewahren Mönche nicht nur überkommenes Wissen, sie häufen auch neues an: historische und theologische Werke, Gedichte und Gesetze, Schriften zur Philosophie und erste zaghafte Ansätze einer neuen Naturwissenschaft.

Auch viele Klöster des 12. Jahrhunderts sind, neben den bischöflichen Domschulen, Zentren der Wissenschaften. Universitäten gibt es in Deutschland noch nicht.

In den Klosterschulen lernen Schüler Psalmen auswendig, lesen die Bibel und werden von hochgebildeten Ordensleuten in Disziplinen der *artes liberales* unterrichtet, der sieben freien Künste der Antike: in Grammatik und Rhetorik, Dialektik und Arithmetik, Astronomie, Geometrie und Musik.

Ob die Schüler, zumeist Kinder adeliger Familien, außer den für den Unterricht notwendigen Werken noch andere, kostbare Bücher in die Hand bekommen, ist ungewiss. Vielleicht aber zeigt der Bibliothekar ihnen zuweilen ein Manuskript, preist die präzise Handschrift des Kopisten oder erläutert eine kunstvoll gemalte Szene einer illustrierten Bibel.

Doch die Regeln in der Klosterschule sind streng: Während des Unterrichts und der Pausen etwa dürfen die Schüler ausschließlich Latein sprechen. Auch Hildegard wird die Sprache der Gelehrten bald verstehen.



Wohl mit 14 Jahren zieht sie in Begleitung ihrer Erzieherin und eines anderen Mädchens in eine steinerne Klause, die an ein Kloster der Benediktinermönche unweit von Bingen grenzt. Obwohl sich die Zahl der Klöster zwischen 1050 und 1150 verzehnfacht hat, mangelt es nach wie vor an reinen Frauenklöstern. Viele Nonnen leben bei Männerkonventen.

Nur ein einziges Fenster verbindet die rasch wachsende Gemeinschaft der Nonnen neben dem Männerkloster mit der Außenwelt. Die Mönche versorgen die Frauen mit dem Lebensnotwendigen, ein vom Abt bestimmter Priester ist Beichtvater der Nonnen und übernimmt die religiöse Unterweisung. Eine Schulausbildung erhalten die Novizinnen der Klause jedoch nicht.

Hildegard liest die Bibel, studiert intensiv die Schriften der Kirchenväter – und lernt die Klosterregel des Benedikt von Nursia. Der fordert von den Mönchen ein einfaches und tugendhaftes Leben: „Nicht stolz sein. Nicht trunksüchtig. Nicht essgierig. Nicht schlafbürtig. Nicht träge.“

Noch vor ihrem 18. Geburtstag legt Hildegard gemäß den Regeln die ewigen Gelübde ab. Und empfängt ihre neue Kleidung: ein weißes Untergetragen, die Tunika, und eine dunkle, weitärmelige Kukulle, die einem Engelsgewand gleichen soll.

Ihr Gesicht ist nun stets von einem weißen Gebände umgeben, unter dem Schleier versteckt die Nonne ihre Haare. Zur Ausstattung der Benediktinerinnen gehören unter anderem auch Strümpfe, Schuhe, Sandalen und ein Gürtel. Persönlicher Besitz jedoch ist ihnen verboten.

Über Hildegard berichten die Quellen dieser Jahre nur wenig; sie ist oft krank, fastet häufig, spricht kaum – so viel ist bekannt. Im Jahr 1136 wird sie die Leiterin des Frauenkonvents.

Und sie hat Visionen. Ein Licht, so schildert sie es später, dringe aus dem Himmel in ihr Innerstes und lasse sie plötzlich den Sinn der biblischen Schriften begreifen. Über ihre „Schauen“ schreibt sie: „Ich habe sie bei vollem Bewusstsein erhalten, im vollkommenen Wachzustand meines Körpers. Die inneren Augen meines Geistes und die inneren Ohren haben mir meine Visionen übermittelt.“

Kein Rausch, kein Wahn, keine Ekstase. Und doch hält Hildegard ihre Erscheinungen geheim. Bis sie mit 42 Jahren einen inneren Befehl vernimmt: „Schreibe sie, wohlbelehrt, nieder und sprich davon.“

Insgesamt 26 Visionen ritzt Hildegard in den folgenden zehn Jahren in Wachstafeln: Ihr Werk „Wisse die Wege“ wird ein gewaltiges Welt- und Heilsdrama voller Zahlensymbolik und apokalyptischer Bilder, in dessen Mittelpunkt der Kampf zwischen Gott und dem Leibhaftigen steht.

**SIE LEBT IN EINER ZEIT** des Umbruchs und der Widersprüche. Einerseits nimmt die Bevölkerungszahl zu, lassen Stadtbürger prächtige Gotteshäuser errichten, stiften Adelige zahlreiche neue Klöster. Andererseits beklagen Gläubige, dass Priester die Seelsorge vernachlässigen, missachten Ordensleute oft ihr Gelübde, indem sie ein bequemes Leben in Wohlstand führen.

Strenggläubige Christen fordern vom Klerus den Verzicht auf irdische Güter und weltliche Macht – manche von ihnen wenden sich sogar enttäuscht von der Kirche ab und schließen sich ketzerischen Sekten an.

Ihre Visionen aber, davon ist Hildegard überzeugt, können den Menschen Wege aus der Sünde zu Gott zeigen: Sie wird noch zwei weitere Werke mit göttlichen Eingebungen füllen, in denen sie Ketzerei, Hochmut, Stolz und Heuchelei anprangert und die Christen zur Umkehr auffordert.

Hildegards Beichtvater überträgt die Texte auf Pergament und glättet ihr ungelenkes Latein. Wer aber wird den Worten einer unbekannten Nonne Glauben schenken? Und hat der Apostel Paulus die Frauen nicht geheißen, in der Kirche zu schweigen?

Doch Hildegards Sorgen sind offenbar unbegründet. Auf Bitten des Mainzer Erzbischofs, der für das Kloster zuständig ist, lässt Papst Eugen III. im Jahr 1147 die Visionen der Nonne aus Bingen von einer Kommission untersuchen.

Als dieser Ausschuss die göttliche Inspiration der Gläubensbilder bestätigt, erteilt der Papst Hildegard „im Namen Christi die Erlaubnis, alles zu veröffentlichen, was sie vom Heiligen Geist erfahren habe“, so ihr Biograf später, um 1185.

Bald kursiert Hildegards Name auf Märkten, in Klöstern, Domkapiteln und Burgen. Wenig später bricht sie aus der Frauenklause am Benediktinerkloster aus und gründet 30 Kilometer entfernt ein eigenes Kloster: auf dem Rupertsberg.



Um 1150 siedelt Hildegard mit 20 Nonnen auf die Anhöhe über, auf der bereits eine Kapelle steht. Den notwen-

digen Grundbesitz stiftet oder finanzieren Hildegards Verwandte sowie weitere Gönner. Denn ihre Mitgift müssen die Frauen zum größten Teil dem Männerkloster überlassen – dies ist der Preis für die Unabhängigkeit, die der Mainzer Erzbischof den Frauen 1158 endgültig zusichert.

Kern der Klosteranlage wird eine dreischiffige Basilika. Über den Kreuzgang auf der Südseite gelangen die Nonnen in den Wohntrakt: Schlafsaal, Speisesaal und Latrinen, Küche und Vorratskammern sind nach außen

## Sie weiß um die **HEILKRAFT** der Pflanzen

streng verschlossen. An die Klausur schließen sich wahrscheinlich Schreibstuben und Krankenzimmer an.

Im Laufe der Zeit entstehen um die Kirche mehrere hohe und niedrige Gebäude – darunter vermutlich das Wohnhaus des Propstes, ein Gästehaus sowie Unterkünfte für das Gesinde, ferner Wirtschaftsgebäude und eine Schule. Zum Kloster gehören außerdem ein Garten, ein Friedhof mit Kapelle, Gehöfte und Mühlen, Weinberge, Ackerland und Wiesen.

Reisende, die an Bingen vorbeikommen, verbreiten Hildegards Ruf als Seherin in ganz Europa. Aus allen Himmelsrichtungen eilen Boten mit Nachrichten herbei, Geistliche und Laien bitten um Gebete und tragen persönliche Anliegen vor. Die frommen Menschen hören auf ihre Worte – auch, weil sie im Namen des Herrn spricht.

Obwohl die Äbtissin niemals das Schicksal einzelner Menschen vorausagt, gilt sie als Prophetin. Sie spendet Rat und Trost, und wo sie Ungerechtigkeiten, Unglauben oder Machtmisbrauch ausmacht, reagiert sie mit mahnenden Briefen – gleichgültig, ob es sich um den König von England, den Bischof von Prag, den Papst oder den deutschen Kaiser handelt (den sie in der nahe gelegenen Ingelheimer Kaiserpfalz persönlich trifft).

Im Jahr 1163 stellt Friedrich I. ihr Kloster unter seinen Schutz. Gleichwohl scheut sie vor Kritik an seiner Politik nicht zurück. Friedrich indes schlägt alle Mahnungen in den Wind: 1167 nimmt er Rom ein.

Doch als es papsttreuen Truppen gelingt, die Stadt zurückzuerobern, muss Friedrich, der Unterlegene, Papst Alexander III. die Ehre des Fußkusses erweisen und ihm den Steigbügel halten. Damit geht das Schisma zu Ende.

**MIT DEN IDEALEN** des Klosterlebens ist Hildegards öffentliches Wirken nur schwer in Einklang zu bringen: „Sich dem Treiben der Welt entfremden“, fordert die Regel des Mönchsverbandes Benedikt. Ein immergleicher Rhythmus aus Beten, Singen und Arbeiten bestimmt das Leben in der benediktinischen Gemeinschaft, gleich ob Frauen- oder Männerkloster.

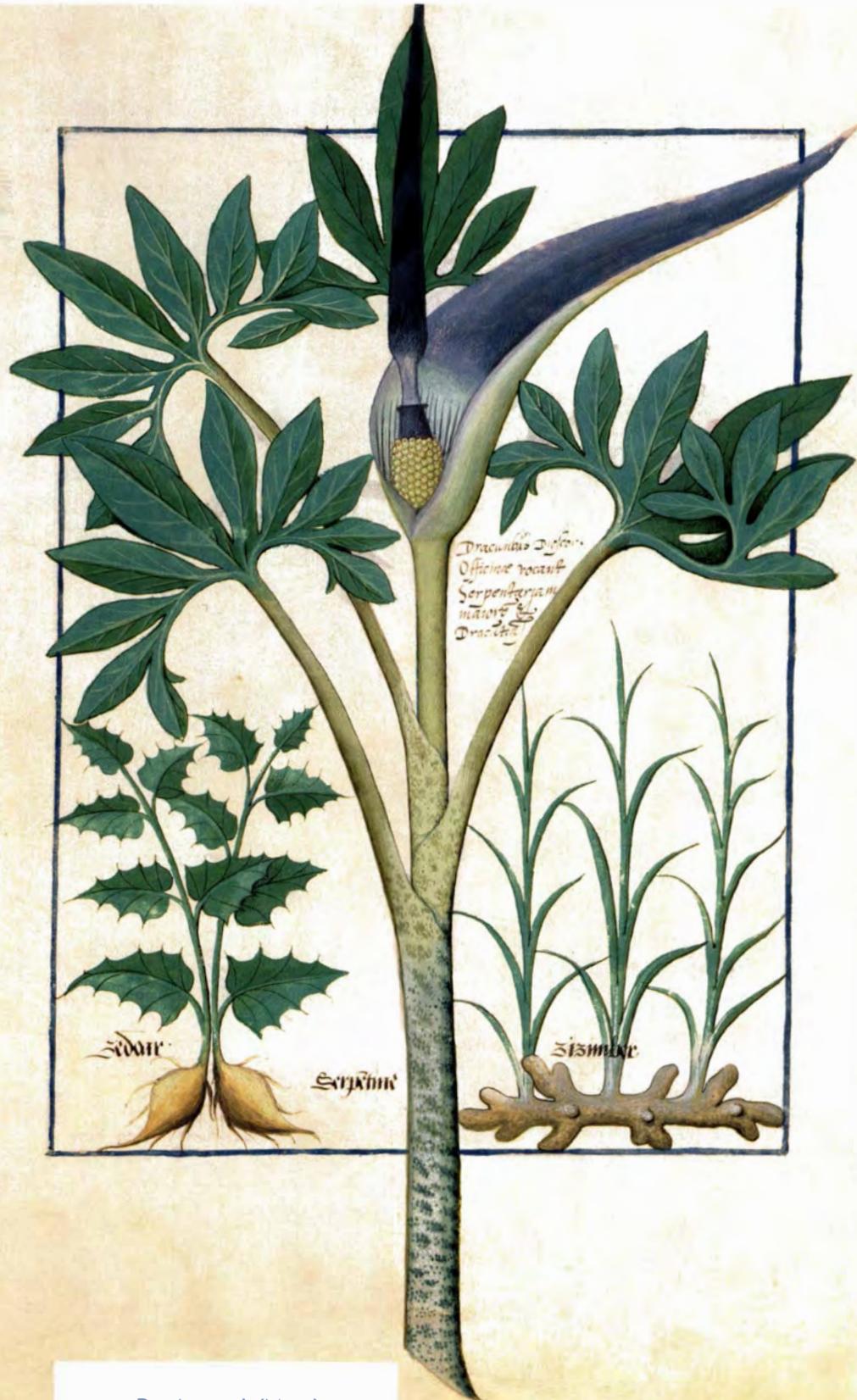
Inmitten der Nacht, zwischen null und zwei Uhr, erheben sich die Nonnen und Mönche von ihren Strohsäcken im Schlafsaal. Von dort aus begeben sie sich in die Klosterkirche, wo sie mit der Morgenfeier im Chorraum den Tag beginnen. Bis zum Abend folgt etwa alle drei Stunden eine weitere Andacht mit Gebeten, Lesungen aus der Heiligen Schrift und Gesängen.

Die Zeit zwischen den Chorgebeten verbringen die Konventsangehörigen mit Arbeit. „Sie sticken, spinnen, weben und nähen vom Morgengrauen bis zum Abendbrot. Müßiggang wird nicht geduldet. Kein ungeziemendes



Heiler schreiben der  
 Kamille (oben links) beruhigende  
 sowie harntreibende  
 und entzündungshemmende  
 Wirkungen zu

Anardus dicit haec Tormella  
 conuenire cum magis e tunc pro-  
 prietate nostrum cum folium  
 quae est forma concreta et viribus  
 tam in diversum secundum ut ameta sunt  
 Paracelsus qui ideo maxima bonitatem  
 vulnera sanare facere. Contemps nulla  
 quid uerba falso credat hinc docimur  
 quis Itali post pauci ad pullos, et in pul-  
 los postea esse reperit Pentaphyllo. et  
 pullos concremat cum albo et frumentis filos, et  
 decripsit Hippocratis in lib. de rebus



Der Aronstab (Mitte)  
gilt als Linderungsmittel bei  
Schnupfen, Scharlach  
und eitrigem Hauausschlag  
bei Säuglingen

Wort fällt“, beschreibt Hildegards Sekretär Wibert den Alltag der Nonnen.

Gesinde und Handwerker aus der Umgebung übernehmen oft die anstrengenden Tätigkeiten. Etwa das Anfertigen des Pergaments: Für eine Evangelienhandschrift müssen Spezialisten die Häute von 400 Schafen mehrere Wochen einweichen, anschließend mit einem halbmondförmigen Schabeisen die oberste Schicht sowie das Unterhaut entfernen, sodann die Lederhaut in einer Kalklösung entfetten und sie über einen Rahmen spannen. Erst nach dem Trocknen übergeben die Handwerker das reißfeste Material an Nonnen oder Mönche.

Die schneiden die Bögen zu, falten sie im Skriptorium des Klosters jeweils zu Lagen aus mehreren Blättern und ziehen gleichmäßige Linien über die Seiten. Ihre Federn tauchen die Kopisten in Tinte, die etwa aus einem Sud von Weißdorn- oder Schlehenzweigen unter Zusatz von Wein oder Eisensulfat hergestellt wird.

Gekrümmmt sitzen die Schreiber an ihren Pulten, kopieren liturgische Gebets- und Liedtexte, schreiben Klosterannalen und Heiligenvitien ab oder Wundergeschichten.

Im Gegensatz zu den Klosterschülern müssen die Kopisten für ihr Werk nicht Latein verstehen – einige Schreiber malen die Texte einfach ab, Buchstabe für Buchstabe. Von Zeit zu Zeit schärfen die Ordensleute dabei den Kiel ihrer Feder mit einem Messer, schaben falsch geschriebene Passagen sorgfältig vom kostbaren Pergament.

Je nach Inhalt der Texte schmücken Maler die Seiten mit kunstvollen Ornamenten, szenischen Bildern, Pflanzen- oder Tiermotiven. Die meisten ihrer Farben werden aus Mineralien gewonnen, das leuchtend blaue Ultramarin etwa aus dem sehr teuren Halbedelstein Lapislazuli.

Erst wenn alle Schreib- und Malarbeit vollendet ist, näht der Buchbinder die einzelnen Pergamentlagen zusammen, versieht sie mit einem schützenden Einband aus Leder oder Holz, schlicht oder mit Gold und Edelsteinen verziert.

Ohne Unterlass arbeiten die Mönche. Im Winter fällt es ihnen schwer, oft frieren den Schreibern die Finger steif: Das Kloster hat nur einen beheizbaren Raum, die Wärmestube.

Während die Kopisten und Maler dem Kloster im Skriptorium dienen, kümmern sich andere Mönche und Nonnen um den Garten, versorgen Pilger – oder pflegen die Kranken.

Denn Benedikt hat die Krankenpflege zur Pflicht der Stifte erhoben. Manche Klöster sind Horte der Heilkunde: Dort wird medizinisches Wissen vermittelt und angewendet; kennen Brüder und Schwestern die pharmakologische Wirkung von Kräutern und Pflanzen; werden Gebrechliche im Spital betreut und in speziellen Räumen zur Ader gelassen. Und dort, in den Kräutergarten der Klöster, wachsen die notwendigen Heilmittel.

In der Schrift „Physica“ schreibt die Äbtissin über Pflanzen, Metalle und Mineralien, verzeichnet deren medizinische Wirkung, erläutert die Herstellung von Pillen, Pulvern, Spülungen und Räucherungen.

Einem Menschen mit „übermäßig viel Schleim im Kopf, in der Brust oder im Magen“ empfiehlt sie einen Sud aus gekochten Ameisen: „Er atme den Dampf zehn- oder fünffmal durch die Nase und den Mund ein.“

**IN DER SCHRIFT** „Causa et curae“ widmet sie sich unter anderem dem Grund der Krankheiten: Sie glaubt, dass der Mensch durch den Sündenfall zu Unheil und Siechtum neigt. Freimütig schreibt die Äbtissin auch über Sexualität, den weiblichen Fruchtbarkeitszyklus und Geburtenkontrolle. Und beschäftigt sich mit Ernährung: „Speisen mit zu viel Fett“ seien ungesund, Wein und Bier besser als Wasser.

Zur Mittagszeit werden im Kloster in der Regel gekochte Hülsenfrüchte, Gemüse, Fisch oder Eiergerichte serviert. Die Benediktregel erlaubt für das Hauptmahl zwei warme Speisen, dazu werden Wein, Brot und zuweilen Obst gereicht. Fleisch, zumindest das von Vierfüßern, sollen die Ordensleute nach Benedikt nicht verzehren. Dennoch bereiten die Klosterköche nicht selten auch Gerichte aus Hammel- oder Schweinefleisch zu.

Wie im Schlafraum und in der Kirche gilt an der langen Tafel im Speisesaal ein striktes Sprechverbot, wäh-



Auch Hildegard tut sich als Heilkundige hervor. Zwischen 1150 und 1160 verfasst die Autodidaktin mehrere naturkundliche Schriften.

Dabei haben Konziliarien den Ordensleuten jede ärztliche Tätigkeit verboten: weil die Behandlung von Kranken, mittlerweile ein lukratives Geschäft, sie allzu oft von ihren theologischen Studien ablenke. Und schon bald wird die Heilkunst zur universitären Wissenschaft. So gehören Hildegards Arbeiten zu den letzten großen Werken der Klostermedizin.

An der Tafel  
gilt striktes  
**SPRECHVERBOT**

rend an anderen Orten des Klosters zumindest über das Notwendigste gesprochen werden darf, wenn auch oft nur zu bestimmten Tageszeiten. Die Mönche und Nonnen verständigen sich mit einer Zeichensprache. Beim Verteilen der Speisen etwa bedeutet Hand an die Gurgel „Essig“, eine Schwimmbewegung „Fisch“.

Nach einem kalten Abendimbiss und dem letzten Chorgebet des Tages, der Komplet, zwischen 18 und 20 Uhr, beginnt im Benediktinerkloster die Nachtruhe. Obwohl die Mönche und Nonnen auch eine Mittagspause haben, reicht der Schlaf kaum: Immer wieder nickt beim Chorgebet jemand ein.

Hildegard jedoch sorgt sich um das körperliche und seelische Wohlbefinden der Ordensleute. Im Streit um die richtige monastische Lebensweise legt sie die Klosterregel deshalb milde aus und lehnt eine allzu asketische Lebensweise ab: Alles, was Benedikt nicht ausdrücklich verboten habe, sei erlaubt – etwa der Genuss von Geflügel. Die Äbtissin wendet sich gegen übermäßiges Fasten, setzt sich für kürzere Gebetszeiten und ausreichend Schlaf ein.

**SIE SELBST ABER** kommt nicht zur Ruhe. Von ihrem 60. Lebensjahr an macht sich Hildegard zu Predigtfahrten durch die deutschen Lande auf.

Das Reisen ist eine Qual. Zu Pferd, zu Fuß, in schwankenden Booten und rumpelnden Kutschen legt sie 25 bis 30 Kilometer am Tag zurück. In Mainz, Trier, Köln, Bamberg und anderen Städten sucht sie die großen Plätze und Kirchen auf.

Dort ermahnt sie die Menschen zu Umkehr und Buße, „gemäß dem, was Gott ihr offenbart hatte“, schreibt ihr Biograf Theoderich.

Hildegard predigt vor allem gegen die Ketzerei der Katharer. Die angeblich „wahren Christen“ leben in strengster Armut und sind mit ihrer weltfeindlichen, antikirchlichen Lehre

inzwischen von Südfrankreich aus über Mainz bis nach Köln vorgedrungen (siehe Seite 48).

Auch der weltliche Lebenswandel mancher Priester ist ihr zuwider: „Ihr seid Nacht, die Finsternis aushaucht, und wie ein Volk, das nicht arbeitet und aus Trägheit nicht im Lichte wandelt“, geißelt sie etwa die Kölner Priester.

Der Klerus ist erschüttert, das Volk erstaunt. Wohl nie zuvor hat eine Nonne so offen das Wort ergriffen.

## Hildegards Grab wird zur **PILGERSTÄTTE**

Viele Zuhörer sind von Hildegard fasziniert: „Als ihr von uns gegangen wart“, schreibt ihr der Domdekan von Köln, „waren wir von großer Bewunderung ergriffen, dass Gott in ein so zerbrechliches Gefäß solche Wunder Seiner Geheimnisse wirkt.“

In Scharen strömen die Menschen zum Rupertsberg. Wohl schon zu Lebzeiten werden der alten Äbtissin in den Dörfern und Städten Wunder-taten nachgesagt – Spontanheilungen etwa, nur durch das bloße Auflegen ihrer Hände.

Hildegard rühmt sich solcher Wunder freilich nicht; sie spendet Rat und gibt den Kranken Heilmittel für ihre Gebrechen. Selbst hat sie oft solche Schmerzen, „dass sie mich zu Tode zu bringen drohen“. Nicht nur auf dem Rupertsberg ist die Äbtissin jetzt gefordert: In Eibingen bei Rüdesheim hat sie, weil ihr Kloster so beliebt ist, eine Dependance gegründet.

Die letzte Kraft aber raubt ihr ein Kampf mit der Mainzer Kirche.

1179 verhängt das Erzbistum ein Interdit über das Rupertsberger Kloster. Hildegard hat einen exkommunizierten Adeligen auf ihrem Friedhof beisetzen lassen und sich später geweiht, dessen Leiche wieder zu entfernen.

Mit der Kirchenstrafe nehmen ihr die Mainzer Geistlichen das Liebste: Hildegard und ihre Nonnen dürfen das Gotteslob nicht mehr singen. Auch die Kommunion und das Glockengeläut fallen unter das Interdit.

Die 81-jährige Äbtissin reist nach Mainz; erklärt, dass sich der Gebannte vor seinem Tod mit der Kirche ausgesöhnt habe, protestiert, weint, fleht. Vergebens. Erst der Erzbischof, der beim Papst in Rom weilt, hebt auf Bitten Hildegards das Interdit auf.

Ausgezehrt von Kampf und Krankheit, stirbt die von ihren Zeitgenossen als *proprietissa teutonica*, „deutsche Prophetin“, verehrte Äbtissin wenige Monate später am 17. September 1179 im Kloster auf dem Rupertsberg. Bei ihrer Beerdigung läuten wieder die Kirchenglocken.

Hildegards Grab wird schnell zu einer Pilgerstätte. 1228 beantragt der Rupertsberger Konvent in Rom die Heiligsprechung der Äbtissin. Obwohl der Versuch scheitert, wird sie später in das „Martyrologium Romanum“, den vatikanischen Heiligenkalender, aufgenommen. Hildegard bleibt einstweilen inoffizielle Heilige.

Aber auch als solche provoziert die Äbtissin noch.

Um 1270 meldet sich der künftige Erzbischof von Canterbury zu Wort, John Peckham. Hildegards Prophetie entspringe „unmittelbar aus der List des Teufels“, erbost er sich.

Und ihre Schriften bezeichnet der englische Theologe als „Geschreibsel einer Vermessenen“.

Denn Hildegard von Bingen hatte das Unerhörte getan: als Frau ihre Stimme erhoben. □

# Kämpfer für die Eintracht der Christenheit

NIKOLAUS VON KUES

Nach Jahrzehnten der Spaltung versucht der Geistliche, die katholische Kirche wieder unter dem Papsttum zu einen

**D**er Titel seiner ersten großen Schrift „De concordia catholica“ ist das Programm seines Lebens: allgemeine Übereinstimmung. Danach strebt der Kleriker als papstkritischer Teilnehmer des Basler Konzils, darum ringt er als papsttreuer Kirchenreformer in den deutschen Landen, dafür kämpft er bis zu seinem Tod als Kardinal in Italien.

1401 wird Nikolaus in Kues an der Mosel als Sohn eines wohlhabenden Schiffers geboren. Die Welt, so scheint es vielen Menschen in jener Zeit, ist aus den Fugen geraten, die Christenheit ist tief zerstritten: Gleich drei Päpste sehen sich als Stellvertreter Christi auf Erden. Zwar beendet das Konstanzer Konzil 1417 die Spaltung der Kirche – es gibt nun wieder nur einen Heiligen Vater –, andere drängende Probleme aber sind noch nicht gelöst.

Was zum Beispiel soll man tun gegen die Verweltlichung des Klerus, den Verfall der Klostergemeinschaften, den Missbrauch von Abgaben, den Aberglauben, die Verrohung der Gesellschaft?

Eine Reform der römischen Kirche ist dringend notwendig, doch wer soll dabei das Sagen haben: der Papst oder das Konzil?

Nikolaus, der unter anderem an der Universität Padua eine umfassende Ausbildung als Kirchenrechtler genossen und anschließend als Sekretär des Erzbischofs von Trier weitreichende praktische Erfahrungen gesammelt hat, setzt sich auf dem 1431 einberufenen Konzil in Basel anfangs für eine Stärkung der Kirchenversammlung ein: Was alle angeht, darüber sollen auch alle entscheiden, davon ist er überzeugt.

Als er jedoch während des Konzils die Erfahrung macht, dass die Mehrheit sich Unfehlbarkeit anmaßt und die Minderheit tyrannisiert, schwenkt er um: Eintracht gewährleiste allein der Papst. Sein Meinungswechsel löst Empörung aus – besonders bei manchen seiner Landsleute, die ihn nun als „des Papstes Herkules wider die Deutschen“ schmähen.

Nikolaus kümmert das wohl nicht. Zwei Jahre nach dem Ende des Konzils, 1451, nimmt er die Reformen persönlich in Angriff. Als päpstlicher Gesandter reist er fortan unermüdlich durchs Heilige Römische Reich, lässt Synoden einberufen, Klöster neu organisieren und in den Kirchen auf Deutsch verfasste Tafeln mit dem Vaterunser und den Zehn Geboten anbringen – volkssprachliche Texte, lange vor Martin Luther.

Später setzt Nikolaus seine Arbeit am päpstlichen Hof fort. Doch sein Lebensziel, die Eintracht der Kirche, erreicht er nicht. Die heraufdämmernde Reformation wird die Gegensätze sogar noch vertiefen. Dem Denker Nikolaus von Kues indes gelingt die Synthese. In Gott als der unendlichen Einheit fallen alle Gegensätze und Widersprüche zusammen. Diese These begründet und entfaltet er in zahlreichen mathematischen, naturwissenschaftlichen und theologischen Schriften.

Sein theologisches Fazit: Allen Glaubenslehren liegt eine wahre Religion zugrunde. Daher ist gegenseitiger Respekt geboten, Übereinstimmung möglich. 1464 stirbt der Kirchenphilosoph in Italien.

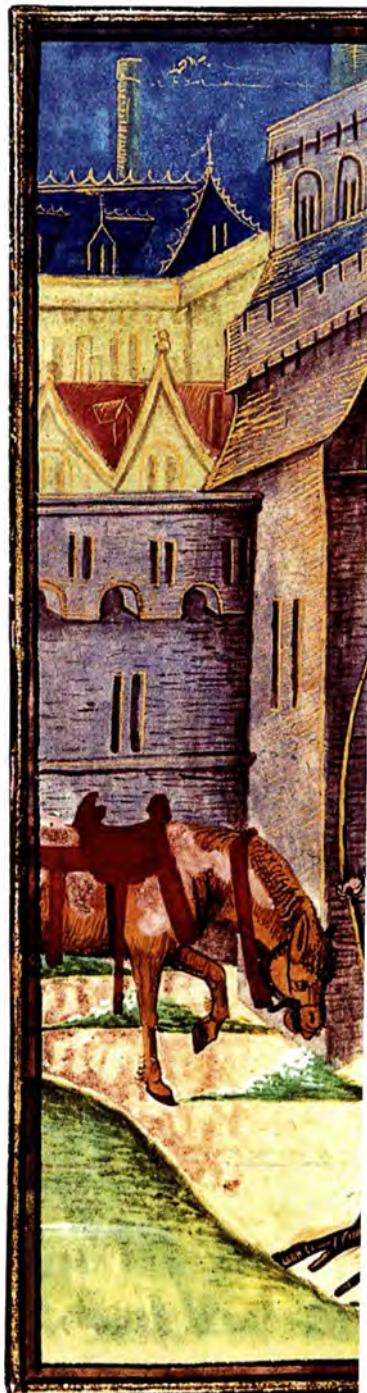
KLAUS MEYER



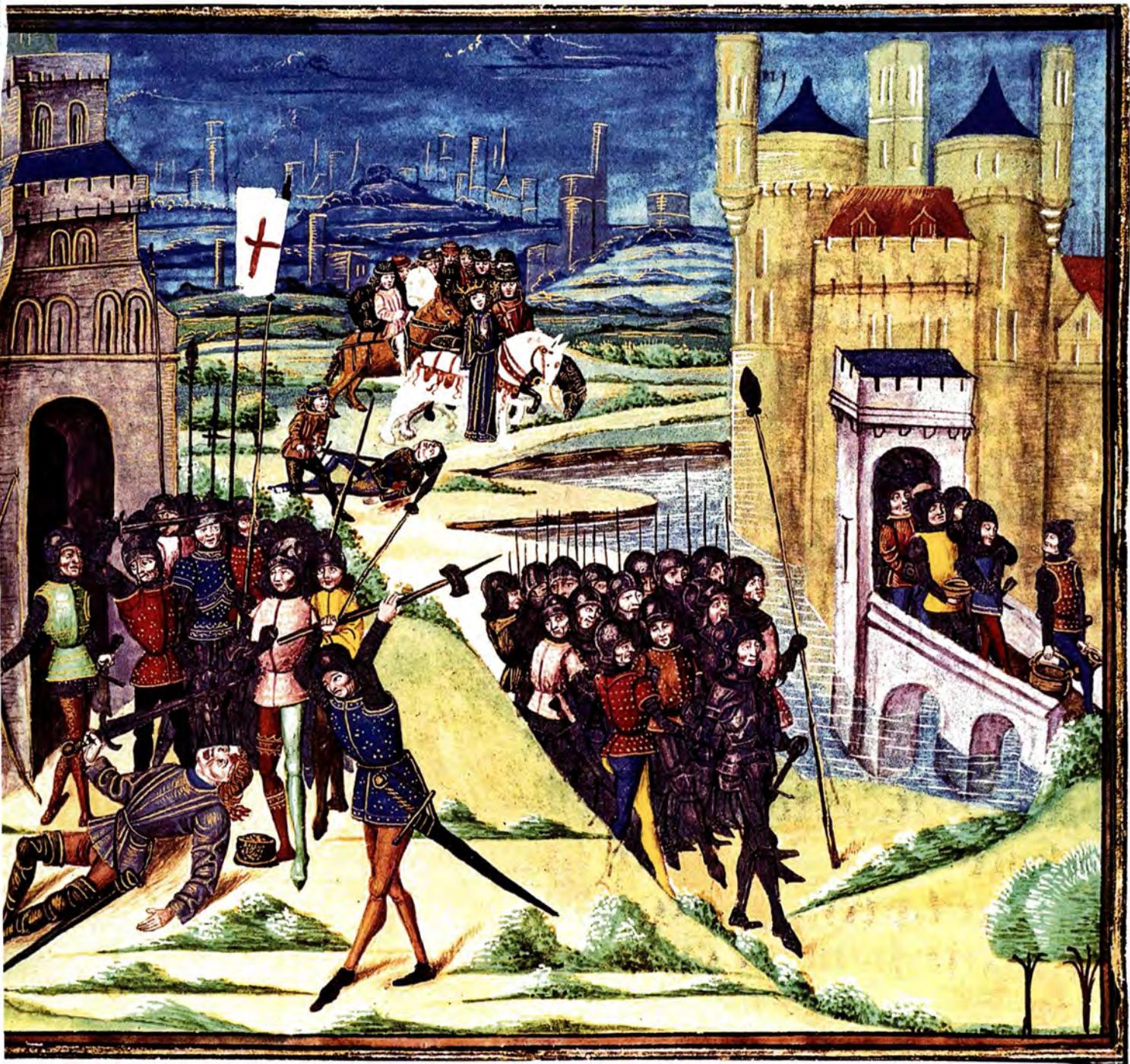
# SOMMER DER REBELLION

— Von WALTER SALLER

*Im Jahr 1381 erheben sich Englands Bauern gegen ihre Herren. Sie fordern Freiheit und die Abschaffung der Leibeigenschaft. Angeführt von ehemaligen Soldaten und abtrünnigen Priestern, streifen Zehntausende plündernd durch das Land. Im Juni erreichen sie London*



Aus ganz England ziehen im Frühsommer 1381 Rebellen nach London.  
Während des Marsches ermorden sie vor den Toren von Norwich den Gouverneur  
der Stadt, Sir Robert Salle (Buchmalerei, um 1475)



Seine Flucht vor den rebellischen Bauern endet an einem Flussufer bei Lakenheath, einem Weiler in der Grafschaft Suffolk. Das Boot, mit dem Sir John zu entkommen hoffte, ist fort. Eine Frau aus dem Dorf hat den Kahn losgebunden. Der Adelige sitzt in der Falle. Es ist Freitag, der 14. Juni 1381.

Kurz darauf stellen bewaffnete Bauern Sir John de Cavendish. Er ist Chief Justice, Englands oberster Richter, und für die Aufständischen verkörpert Sir John all das Unrecht im Königreich: die Steuern, die sie um den Lohn ihrer Arbeit bringen; die Gesetze, die ihnen die Freiheit rauben; die Gerichte, deren Rechtsprechung in den Augen der Rebellen nichts als Willkür im Sinne des Königs und der Grundherren ist.

Jetzt herrscht Krieg. Das Landvolk hat sich gegen seine Herren erhoben. Aufgestachelt und angeführt werden die Aufständischen oft von Priestern. Wie John Wrawe, dem Kopf der Bauern in Suffolk. Oder John Ball, dem exkommunizierten Prediger, der die Gleichheit aller Menschen fordert.

Aber auch viele Kriegsveteranen sind unter den Aufständischen. Walter „Wat“ Tyler aus Kent ist der einflussreichste von ihnen.

Dolche, Äxte, Knüppel, Sicheln, Bögen sowie Pfeile: Das sind die Waffen der Rebellen. Manche sind beritten, wenige gerüstet mit Brustpanzern, Schilden und leichten Helmen. Viele tragen kaum mehr am Leib als Hosen und einen Überwurf aus Wolle.

Die Bauern gehen nicht blindwütig vor. Gezielt greifen sie Institutionen ihrer Unterdrückung an. Sie stürmen Gefängnisse und befreien die Häftlinge. Sie dringen in Gerichtsgebäude ein, in Ämter und Archive und vernichten Rechnungsbücher, Urkunden, Akten. Sie überfallen Klöster und Landsitze, ermorden Grundherren, legen Brände. Und jetzt ist Sir John ihr Gefangener.

Die Rebellen machen mit Englands oberstem Richter keinen langen

Prozess: „Matheus Millere amputavit caput Johannis Cavendyssh.“ So vermerken es später die Akten des Königlichen Gerichts: „Matthew Miller hat John Cavendish geköpft.“

Die Hinrichtung des Chief Justice durch einen Mann aus dem niederen Volk ist eine unerhörte Herausforderung und Demütigung der Krone.

In der Nähe von Lakenheath fällt den Rebellen auch der Prior John de Cambridge, Vorsteher eines nahe gelegenen Klosters, in die Hände. Wie Sir John wird auch er enthauptet.

Die Rebellen spießen die Köpfe auf Stöcke und tragen sie vor sich her. So ziehen sie in die einige Kilometer entfernte Stadt Bury St Edmunds. Dort stellen sie die blutverschmierten Häupter zur Schau. Gleichsam als Standarten ihres Aufstands, der sich seit Anfang Juni 1381 im Südosten Englands rasant ausbreitet.

Binnen zweier Wochen erfasst er die Grafschaften Essex, Kent, Cambridgeshire, Suffolk, Norfolk, Hertfordshire und Middlesex.

**Ein Bauer bei der Haferaussaat. Der Brei aus dem Getreide ist ein Hauptnahrungsmittel der Armen in England**



Mehrere Zehntausend Bauern, Tagelöhner, Knechte, Handwerker und auch einige Städter sammeln sich in den rebellischen Haufen. Ein Chronist berichtet gar von 100 000 Aufsässigen allein in Kent und Essex.

Und am 14. Juni, dem Tag der Enthauptung von Sir John, belagern Aufständische bereits den Londoner Tower. Schon tags zuvor haben sie die Hauptstadt in ihre Gewalt gebracht, ohne Gegenwehr. Viele Tagelöhner, Diener und

Handwerksgesellen verbünden sich mit ihnen. Nie zuvor haben sich in England derart viele Menschen erhoben.

Die Wucht des Aufstands trifft die Regierung und den König völlig unvorbereitet. Der Hof ist überrumpelt. Eilig verschanzen sich der Monarch und sein Gefolge – mehrere Earls, der Kanzler, der Schatzkanzler, Kammerherren – im Tower. Hinter den Mauern harren vielleicht 1200 Soldaten mit ihnen aus.

Bei Einbruch der Dunkelheit sammeln sich viele Rebellen an der Ostseite der Festung zur Nachtruhe. Andere lagern am Tower Hill im Nordwesten. Dem König ist die Flucht nun unmöglich.

Richard II. ist erst 14 Jahre alt. Seine Berater sehen nur einen Ausweg: Der Herrscher muss den Aufständischen Versprechungen machen und sie beschwichtigen. Und zwar dringend. Weil dieser unglaubliche Aufruhr die politische Ordnung Englands hinwegfegen könnte.

Aber weshalb erheben sich die Untertanen gerade jetzt? Und derart gewaltsam? Und wieso kann sich ihr Aufstand so rasch ausweiten zu der größten Massenrevolte seit Bestehen des Königreichs?

Gründe gibt es viele. Manche reichen lange zurück. Doch die entscheidenden Ursachen finden sich in den Jahrzehnten vor dem Aufstand.

Denn das 14. Jahrhundert ist in England eine Zeit der Katastrophen. Sie erschüttern die gesamte Gesell-

schaft und lösen auch die Erhebung von 1381 aus – jenen Aufstand, der im Inselreich die überkommene Ordnung der Standesunterschiede und der feudalen Privilegien von Adel und Kirche infrage stellt.

**M**ehr als fünf Millionen Menschen leben um 1300 in England, fast alle auf dem Land. Seit dem frühen Mittelalter hat sich die Zahl der Einwohner mehr als verdoppelt.

Möglich wurde dieses Bevölkerungswachstum durch den Wechsel von der Zweifelder- zur Dreifelderwirtschaft; nun werden Sommer- und Wintergetreide angebaut, und so liegt nicht mehr jeweils die Hälfte der Äcker brach, um sich zu regenerieren, sondern nur noch ein Drittel.

Doch obwohl die Bauern jetzt viel effizienter wirtschaften, nimmt die Nachfrage nach Nahrungsmitteln weit aus schneller zu; Ackerboden wird

knapp und wertvoll. Die Preise für Feldfrüchte und Getreide steigen. Bauern wie Grundherren weiten die Anbauflächen aus.

Fruchtbare Land ist die Quelle von Reichtum. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hat König Wilhelm I. den gesamten Boden zu seinem Eigentum erklärt und anschließend einen großen Teil den Grundherren als Lehen übertragen, wie auch die Privilegien zu Jagd und Fischfang sowie Vorrechte zur Nutzung der Wälder, Flüsse, Bäche und Seen. Dafür sind sie dem Monarchen zur Treue verpflichtet.

Neben dem König und den adeligen Grundherren, den Herzögen,

Grafen, Baronen und Rittern, ist die Kirche der größte Landbesitzer. Doch die Hauptlast zur Aufrechterhaltung der englischen Gesellschaft trägt die einfache Landbevölkerung: Bauern, Tagelöhner, Gesinde. Die meisten dieser Menschen leben als Leibeigene auf den Gütern der Grundherren.

Die Vorfahren der Unfreien haben sich in Notzeiten wohl vielfach freiwillig in die Abhängigkeit eines Adeligen oder Klostervorstehers begeben. Nach einer Missernte etwa.

Denn nach der Devise *heads for food* (Köpfe gegen Nahrung) müssen die Leibeigenen und ihre Nachfahren im Tausch gegen Getreide aus den Kornkammern der Lords Frondienste leisten: unentgeltlich deren Felder bestellen, bei der Ernte helfen, Holz in den herrschaftlichen Forsten schlagen.

Und weil die Bauern die Höfe meist gepachtet haben, müssen sie dem Grundherrn einen Teil der Ernte übergeben. Auch dürfen sie sein Gut nicht

**Mehrere Missernten  
und eine verheerende Hun-  
gersnot beenden ab 1315  
einen lang andauernden  
Aufschwung der englischen  
Landwirtschaft; viele  
Bauern sterben oder  
verelenden**





**John Ball (zu Pferd),  
exkommunizierter  
Priester und einer der  
Anführer der Rebellion  
von 1381, wiegelt die  
Bauern zum Kampf um  
die Freiheit auf**

verlassen. Rechtlose Sklaven sind sie aber nicht. Im Streit um Frondienste können die Bauern ein königliches Gericht anrufen – eine Freiheit, die allerdings nach und nach beschnitten wird.

Auch sind längst nicht alle dieser Leibeigenen arm. Mancher von ihnen kann durch Zahlungen in Geld oder Ackerfrüchten sogar seine Frondienste ablösen. Denn viele Grundherren leben in dieser Zeit vor allem von Pachtentnahmen; eigene Felder bestellen sie kaum noch.

Doch spätestens im 13. Jahrhundert, als mit dem Bevölkerungszuwachs der Verkauf von Getreide lukrativer wird, beginnen die Grundherren ihre Güter wieder selbst zu bewirtschaften und bauen sie von Jahr zu Jahr aus.

Nun erinnern sie sich an die Dienstpflicht der Leibeigenen sowie andere teils uralte Vorrechte – und erfinden neue dazu: Will ein Bauer seine Tochter verehelichen, muss er fortan eine Heiratsgebühr zahlen; schlafst sie mit dem Bräutigam vor der Trauung, verlangt der Herr ein Strafgeld; soll der Sohn des Bauern eine Schule besuchen, verdient der Adelige auch daran.

Wehren können sich die Unfreien kaum noch. Denn mittlerweile ist für sie nicht mehr der König oberster Richtsherr, sondern der Grundbesitzer.

**M**eist leben die Bauern in armeligen Hütten aus Holz und Stein, die aus einem langen, scheunenartigen Raum bestehen. Der Boden ist nichts als gestampfte Erde, die Fenster sind ohne Glas und nur schlecht verschließbar mit Läden, das Dach decken oft Schilf und Lehm.

In der Mitte des Raums steht ein Steinherd. So gut wie immer brennt ein Feuer und erhitzt Tontöpfe mit Wasser und Milch. Oder mit Haferbrei, einem Grundnahrungsmittel der Bauern. Über dem Herd hängt ein Trichter. Darunter sammelt sich der beißende Rauch und wird zu einem Loch im

Dach geleitet. Die Bauernfamilie teilt sich diesen Raum mit Hühnern, Hunden und Katzen. Wanzen, Läuse, Flöhe und Fliegen tummeln sich hier ebenfalls. Und wegen der Mäuse und Ratten ist aller Vorrat an Mehl, Eiern, Brot und Bohnen in Körben und Taschen untergebracht, die an Schnüren von den Dachsparren baumeln.

Gestank, Qualm und Dampf füllen den Raum, überall hängt Wäsche. Im Winter ist es zugig und kalt, stickig im Sommer. Und feucht im Herbst. Weil das Dach häufig undicht ist.

Gegessen wird gemeinsam. Die Familie sitzt auf Bänken oder Stühlen um den Tisch, meist eine Platte auf Böcken. Auf Bretterregalen verstauen die Bewohner ihre Tonkrüge und die hölzernen Löffel und Teller, in Truhen die Überwürfe, Hosen, Kittel und Decken. Geschlafen wird auf dem Boden, auf einer Art Palette, gepolstert mit Stroh. Und zur Körperhygiene gibt es ein Wasserfass, in dem sich auch ein Bad nehmen lässt.

Die Lebenserwartung der Bauern ist niedrig, die Sterblichkeit ihrer Kinder sehr hoch. Wohl etwa 30 von 100



Am 13. Juni 1381 stürmen  
die Aufständischen  
London und ermorden  
den Erzbischof von  
Canterbury (mit rotem  
Umhang) sowie den  
Schatzkanzler

Babys kommen vor dem ersten Geburtstag um. Auch die Erwachsenen sind stets vom Tod bedroht. Denn schon ein eitriger Zahn, eine winzige Wunde kann eine Blutvergiftung bedeuten und das Ende bringen.

Die Länge des Arbeitstags bestimmt die Sonne, von ihrem Aufgang bis zum Untergang, sechsmal die Woche. Am Sonntag und an den Feiertagen gehen die Bauern in die Kirche.

Das Arbeitsjahr beginnt, wenn nach dem Winter der Boden Ende Februar aufweicht. Mit Ochsen, die den Eisenpflug ziehen und die Erde umbrechen – Pflügen ist Schinderei. Dann bringen die Landleute nach und nach die Saaten aus. Die Sommergetreide, etwa Hafer, sowie Erbsen und Bohnen.

Um Ostern, das höchste Fest der Kirche, treiben Bauern die Schafe auf die Weiden. Der Juni ist der Monat der Schafschur. Und die Heuernte beginnt. Bis Ende Juli zieht sich das unermüdliche Mähen mit Sicheln und Sensen.

August und September sind die Monate der Getreideernte. Meist mit der Sichel schneidet der Bauer jetzt bis zur Erschöpfung Korn. Dann bindet er die Ähren zu Garben und stapelt sie auf zu großen Haufen, die er auf dem Rücken in die Scheune schleppt.

Im späten September wird mit Flegeln unablässig Getreide gedroschen. Die Luft, die man atmet, ist voller Staub und Fasern. Obst ist nun auch zu ernten. Und im Oktober müssen die Felder für die Wintersaaten gepflügt werden. Roggen und Weizen. Dann folgen die Wochen der langen Nächte, der abnehmenden Arbeitszeit, der Erholung. Das Weihnachtsfest feiern die Menschen am 25. Dezember, mit Tänzen, Krippenspielen und gewiss auch mit Ale, dem hellen Bier.

So verstrecken die Jahre.

Doch ab 1315 beginnen sich die Verhältnisse in England zu ändern. Denn in jenem Herbst kommt es zu einer verheerenden Missernte. Zugleich grassieren Viehseuchen. Auch in den folgenden Jahren sind die Ernteausfälle gewaltig.

Der Hunger geht um auf der Insel. Viele Menschen fallen ihm unmittelbar

zum Opfer. Andere sind derart unternährt und ausgezehrt, dass ihnen selbst einfache Erkältungen den Tod bringen. Noch leichter sterben Säuglinge und Kleinkinder.

Zudem müssen die Landbewohner bald auch die Lasten des Krieges tragen, den die englischen Monarchen seit 1337 um die Vorherrschaft in Frankreich führen.

**D**och die Missernten, die Hungersnot und der Krieg sind nur ein kleines Vorspiel für jene Plage, die England nun in einen Totenacker verwandelt: die Pest. Im Juni 1348 nimmt die Katastrophe ihren Anfang, in einer Hafenstadt im Süden der Insel. Matrosen schleppen die fürchterliche Krankheit ein. Bald quälen Fieber und Eiterbeu-

## Die Macht des Königs droht zu kollabieren

len die Menschen. Sie spucken Blut, und schließlich sterben sie. Massenhaft.

Entsetzen und Panik erfassen das Land. Denn vor der Pest ist niemand gefeit. „Sie tötet gleichermaßen Juden, Christen und Sarazenen“, klagt ein englischer Zisterzienser. „Sie rafft zugleich Beichtvater und Büßer dahin.“

Dass es nun jeden treffen kann, verstört viele Menschen. Und bringt häufig ihren Glauben an die Gnade

Viele Landarbeiter verlieren ihr Einkommen, als immer mehr Grundherren zur lukrativeren Wollproduktion übergehen



Gottes und dessen Gerechtigkeit ins Wanken. Die engsten Beziehungen zerbrechen angesichts des Schwarzen Todes: Mütter fliehen vor ihren pestkranken Kindern, Männer vor ihren mit Beulen übersäten Frauen.

Fast jeder ist bereit, seinen Nächsten im Stich zu lassen – aus Angst vor Ansteckung und Tod.

1349 wütet die Pest in ganz England. Über manchen Landstrichen liegt schon bald die Stille der Friedhöfe. Etwa zwei Millionen Menschen rafft die Todesseuche bis 1350 dahin, fast die halbe Bevölkerung des Inselreichs.

Die soziale, politische und wirtschaftliche Bilanz der Seuche ist katastrophal. Durch den Tod derart vieler Menschen sind etliche Bereiche der Gesellschaft vom Zusammenbruch bedroht: die öffentliche Sicherheit, das Steuersystem, die Zünfte, der Bergbau, die Manufakturen, der Handel, die Kirchengemeinden.

Überall fehlen Sheriffs, Steuereintreiber, Meister, Kaufleute, Kleriker. Sowie Heerscharen an Arbeitern.

Die Regierung stemmt sich mit aller Kraft gegen den Zerfall der staatlichen Einrichtungen. Und tatsächlich gelingt es ihr, den Kollaps zu verhindern. Die Behörden führen ihre Amtsgeschäfte weiter.

Am schwersten ist die Landwirtschaft getroffen, das Fundament der englischen Gesellschaft, der politischen und wirtschaftlichen Ordnung. Zahlreiche Güter sind wüst und leer, viele Bauernfamilien ausgelöscht. Und mancher verarmte Adelige entlässt seine letzten Bauern für Abfindungen von zehn oder 20 Pfund in die Freiheit.

Doch viele Leibeigene können solche Summen, für die ein Tagelöhner zwei bis vier Jahre arbeiten muss, nicht aufbringen. Auf anderen Gutshöfen hat kein einziger Bediensteter überlebt. Den Grundherren fehlen nun Zehntausende Arbeitskräfte.

Zudem sind viele Unfreie geflohen. Das ist in diesen Tagen leicht möglich, denn zur Erntezeit ziehen Schlepper übers Land, die Gesinde anwerben und gegen eine Gebühr an besser zahlende Herren vermitteln.



Die Löhne steigen. So stark, dass die Regierung beschließt einzutreten. Zum einen, weil sie durch Teuerung wohl eine Gefahr für die Herrschaft des Adels und der Kirche sieht – die wichtigsten Stützen der Königsmacht. Und zum anderen, um die Versorgung Englands mit Nahrung sicherzustellen.

Am 18. Juni 1349 erlässt die Regierung ein Edikt zur Kontrolle der Bauern und Arbeiter: die „Ordinance of Labourers“. Alle Löhne werden auf den Stand vor der Pest eingefroren.

**Um die Aufständischen zu beschwichtigen, verspricht ihnen der erst 14 Jahre alte König Richard II. (auf dem Schiff) die Erfüllung ihrer Forderungen**

Außerdem zwingt dieser königliche Erlass all jene Männer und Frauen zur Lohnarbeit für ihren Grundherrn, die sich und ihre Familie nicht durch eigene Landwirtschaft oder einen Handwerksbetrieb ernähren können.

Nun können die Adeligen und Geistlichen alle Männer und Frauen, die weniger als drei Hektar bewirtschaften, zur Feldarbeit für sich verpflichten. Niemand darf sich von einem fremden Grundherrn mit besserer Bezahlung abwerben lassen.

Überwacht werden die Regeln von königlichen Beamten. Wer gegen sie verstößt, dem drohen Geldbußen. Und bei Wiederholung Gefängnis.

Das neue Gesetz wird rigoros vollstreckt und 1351 nochmals erweitert.



**Obwohl bei den Verhandlungen mit dem König ein Anführer der Rebellen getötet wird (oben), vertrauen die Bauern dem Herrscher – und lassen sich besänftigen**

Für das Jahr darauf verzeichnen allein die Akten der Grafschaft Essex 7556 Verurteilungen von Bauern und Arbeitern wegen der Annahme zu hoher Löhne.

Ein erneutes Aufflackern der Pest in den Jahren 1361 und 1369 verschärft den Mangel noch. Und das nun zu verhängende Strafmaß.

Flüchtige Leibeigene verfallen nun auch der Acht – sie gelten als Gesetzlose. Und um sie für immer als solche zu zeichnen, werden sie bei ihrer Ergreifung gebrandmarkt. Mit glühenden Eisen brennt man ihnen ein F für *fauxine*, Falschheit, auf die Stirn. Zudem zieht die Regierung den gesamten Besitz der Geächteten ein.

Die Lohndrückerei sowie die Zwangsarbeit, die selbst Alte noch auf die Felder hetzt, dazu Enteignung und Ernidrigung durch Brandzeichen: All das führt dazu, dass die Arbeitsgesetze

verhasst sind unter den Bauern und gerade die Leibeigenen gegen ihre Herren aufringen – vor allem im Südosten Englands, wo die Behörden mit besonderer Strenge auf die Einhaltung der Bestimmungen achten.

**U**nd trotz der Drohung mit glühenden Eisen, trotz der Ordnungshüter zu ihrer Überwachung, breitet sich unter den Bauern eine zunehmend rebellische Stimmung aus.

Gegen die Justiz, die sie unterdrückt und gängelt. Gegen die Verachtung und den Dünkel der Herren.

Viele Leibeigene flüchten nach der zweiten Pestwelle in die Städte, verdingen sich dort als Lohnarbeiter. Denn die Stadtrechte bieten oft Schutz vor einer Auslieferung. Und so sind die Verluste der Grundherren sehr groß, die Pest und Landflucht auslösen.

Daraufhin lassen manche Adelige ihre Bauern noch mehr arbeiten. Andere wandeln ihre Felder in Weideland um – für die Zucht von Schafen oder Schweinen braucht man nur wenige Männer. Mit Wolle und Fleisch ist nun mehr zu verdienen als mit Getreide.

Wieder andere Gutsherren erschließen sich neue Geschäftsfelder und lassen Baumaterialien oder Leder produzieren.

Ihre Arbeiter legen Gruben an, kratzen Lehm aus der Erde und formen Ziegel, die dann gebrannt werden. Sie brechen Quader in Steinbrüchen. Oder sie weichen in stinkenden Gruben

die Häute von Rindern und Schweinen ein und gerben sie zu Leder.

Doch die Unzufriedenheit der Landbevölkerung nimmt weiter zu.

Die Ratgeber des Königs und die hohen Beamten beeindruckt das offenbar wenig, sie erheben sogar Sondersteuern für den Krieg auf dem Kontinent. Dass es gärt auf dem Land, ist nichts Neues. Irgendwann werden sich die Bauern schon beruhigen. So ist es immer gewesen im Königreich England. Diesmal nicht.

Im Sommer 1380 fallen französische Soldaten in den Südosten Englands ein – wieder einmal. Mehr als vier Jahrzehnte dauert dieser Konflikt schon an. Und seit Langem steht es schlecht für England.

Die Landbevölkerung ist besorgt, fürchtet eine Invasion der Feinde, Plünderung und Verwüstung. Kaum jemand glaubt noch, dass der König sein Volk schützen kann. Wofür gibt er denn all die Kriegssteuern aus? Die Stimmung ist hochexplosiv.

Doch die englische Regierung benötigt für eine erneute Offensive weitere 100 000 Pfund. Steuereinnehmer sollen die gewaltige Summe herbeischaffen.

Jede Gemeinde muss pro Einwohner über 14 einen Schilling zahlen. Zwar sollen die Begüterten die Steuer der Armen zum Teil übernehmen. In vielen Dörfern aber leben keine reichen Bauern oder Handwerker.

Und so muss fast jeder den Gegenwert von zwei Schafen aufbringen. So viel wie nie zuvor.

Einen Schilling pro Kopf! Viele verbergen sich vor den Steuereintreibern. Andere verweigern wohl ganz offen die Zahlung. Mit Vorhaltungen und Zureden allein ist längst nichts mehr auszurichten beim Landvolk.

Ab Mitte März 1381 untersuchen Kommissionen in zahlreichen Grafschaften die Steuerhinterziehung. Sie sollen die Kriegsabgabe nun offenbar massiv eintreiben.

Das ist der Funke, der den Aufstand der Bauern im Südosten der Insel auslöst. Die Landleute begehrten auf. Wahrscheinlich greifen bald darauf

erste Männer zu Stöcken und Messern, lauern den Vertretern des Königs auf, überfallen sie und verjagen sie aus ihren Gemeinden – vor allem in Essex, wo etliche Dorfgemeinschaften die zweite Rate schuldig bleiben. Doch die Regierung gibt nicht nach. So flackern an immer mehr Orten kleine Unruhen auf.

**A**ngeführt werden die Aufrührer von Männern wie dem exkommunizierten Priester John Ball, der predigt: „Als

Adam grub und Eva spann, wer war dann der Edelmann?“ Sie weisen den Bauern die Richtung. Nun geht es nicht mehr nur um eine Steuer.

Jetzt erheben sich die Bauern und Tagelöhner und fordern nicht weniger als: ihre Freiheit.

Der bewaffnete Aufstand beginnt vermutlich am 30. Mai 1381 im Süden von Essex. Diesmal haben sich Landbewohner aus weit voneinander entfernten Dörfern versammelt und atta-

## Die Rebellen rücken schließlich wieder ab

ckieren Steuerbeamte und einen Richter. Am 2. Juni erheben sich auch die Bauern in Kent. Sie stürmen das Kloster von Lessness und nehmen den Abt gefangen. Dann zwingen sie ihn, zu schwören, ihren Aufstand zu unterstützen.

Binnen Tagen erfasst die Revolte den gesamten Südosten Englands. Es

**Leibeigene müssen hohe Abgaben entrichten und Frondienste etwa bei der Ernte für ihre Grundherren leisten**



ist, als hätte das Landvolk seit Langem schon nur noch auf das Zeichen zur Rebellion gewartet.

Die Regierung in London ist völlig überrascht und kann die Aufständischen nicht am Einmarsch in die Hauptstadt hindern – weil auch „das verräterische niedere Volk“, wie ein Chronist notiert, innerhalb der Mauern auf Seite der Rebellen steht und daher Torwächter der Stadt dazu zwingt, eine bereits geschlossene Zugbrücke wieder herabzulassen.

In London lassen die Rebellen ihrer Wut freien Lauf. Sie plündern Geschäfte und die Stadthäuser reicher Bürger, verwüsten die Räume der königlichen Juristenschule im New Temple und legen Brände.

Die Priorei St John of Jerusalem, die Zentrale der englischen Johanniter, steht bald in Flammen. Sieben flämische Kaufleute, die sich dort aufzuhalten, werden ermordet.

Nun soll Richard II., der junge König, die Aufständischen beruhigen. Denn gegen die Monarchie zielt die Revolte nicht, das wissen die Berater des Herrschers.

Am Samstag, dem 15. Juni 1381 – einen Tag nach der Enthauptung des Richters Cavendish – trifft sich Richard II. mit den Rebellen in der Nähe eines Klosters in Smithfield, nordwestlich von London.

Am frühen Abend stehen sich die Parteien gegenüber. Der König und sein Gefolge haben nahe der Abtei Aufstellung genommen, die Rebellen unter ihrem Anführer Wat Tyler ein Stück westlich davon. Dazwischen liegt ein breiter Streifen Land.

Boten fordern Wat Tyler auf, vor Richard II. zu treten. Allein reitet der Kopf der Aufständischen zum König.

Schon am Vortag hat der Monarch eine Petition der Bauern entgegengenommen, in der sie die Abschaffung der Leibeigenschaft verlangen, das Ende aller unfreien Dienste und eine Begrenzung der Pachtgebühr.

Um sie zu besänftigen, hat er versprochen, ihnen nachzugeben, und seine Zusage sogar von einem Schreiber verbrieft lassen.

Aber nun wollen die Rebellen mehr. Sie fordern die Enteignung des gesamten kirchlichen Besitzes und die Verteilung der Güter an das Volk.

Darüber hinaus beanspruchen sie eine Beteiligung an der Regierung sowie das freie Jagd- und Nutzungsrecht in allen Bächen, Seen, Wildgehegen und Wäldern. Nur die Stellung des Königs wollen sie nicht antasten.

**R**adikale Forderungen sind das. Und ob der kindliche König das Ausmaß ihrer Tragweite überhaupt begreifen kann, ist mehr als ungewiss.

Doch kurz darauf endet das Treffen überraschend: Wat Tyler gerät in ein Handgemenge mit Männern des Königs – und wird erstochen.

Ob die Bauern, die weit entfernt lagern, in der einbrechenden Dämmerung überhaupt wahrnehmen, was da geschieht, ist ungewiss. Ein Chronist berichtet, sie hätten zunächst geglaubt, Richard würde Tyler zum Ritter schlagen. Doch dann erkennen sie: Ihr Anführer ist tot.

Vermutlich ist der Bluttat ein heftiger Wortwechsel zwischen dem Rebellenführer und einem königlichen Begleiter vorausgegangen. Ein Streit vielleicht. Oder eine Beleidigung. Genaueres ist nicht bekannt.

Doch so viel berichten die Chronisten: Ohne Begleitung reitet der junge König nun auf die Rebellen zu, ganz im Vertrauen auf die Unantastbarkeit seiner Person, und ruft, als er sie erreicht hat: „Was ist los, meine Männer? Ihr wollt doch nicht auf euren König schießen? Ich nämlich werde euer Hauptmann und Anführer sein.“

Damit sind die Aufständischen offenbar zufrieden – nun wird sie der König selbst führen. Und so merkwürdig es klingen mag: Sie rücken einfach ab. Im Vertrauen auf den Monarchen ziehen sie zurück nach Hause.

Tatsächlich aber ist mit dem Tod von Wat Tyler ihr Kampf verloren. Zwar streiten Leibeigene vielerorts noch weiter für ihre Freiheit. In Suffolk etwa, wo die Rebellen die abgeschlagenen Köpfe des Chief Justice und des

Priors von Bury St Edmunds öffentlich aussstellen.

In Essex flammen die Kämpfe nach der Heimkehr der Rebellen aus London sogar noch heftiger auf – weil die Rebellen nun glauben, mit königlichem Segen zu handeln.

Nahe der Stadt Manningtree etwa suchen die aus der Hauptstadt zurückgekehrten Bauern einen Grundherrn: um ihn, wie sie erklären, mit des Königs Billigung hinzurichten (die Suche bleibt erfolglos).

Am 22. Juni erreichen Soldaten die Grafschaft. An ihrer Spitze Richard II. Sofort senden die Rebellen

## Der Prophet des Aufstands stirbt am Galgen

Boten in sein Lager, um den König an seine Zusagen zu erinnern. Doch der König weist sie zurück: „Knechte seid ihr“, soll er ihnen zugerufen haben, „und in der Knechtschaft werdet ihr verharren.“

Von nun an schlagen seine Truppen den Aufstand mit aller Härte nieder. Die in die Defensive geratenen Rebellen gehen zurück auf ihre Höfe. Oder verbergen sich in den Wäldern. Doch wohl nur wenige entkommen. Allein am 28. Juni töten Richards Soldaten in einem Waldstück 500 Bauern.

Rasch verbreiten sich die Nachrichten von der Gegenoffensive in den anderen Grafschaften. Nun schrumpfen die Rebellenarmeen. Zugleich schließen sich Kleinadelige, Grundherren, Ritter sowie reiche Bürger zu Trupps

Weitaus mehr als die Hälfte der englischen Bauern im 14. Jahrhundert sind Leibeigene



zusammen, um ihre Feinde zu vertreiben. Binnen weniger Wochen zerschlagen Einheiten des Königs, bewaffnete Adelige und sogar Bischofsarmeen den Aufstand.

Schon am 2. Juli widerruft der König seine verbrieften Versprechungen mit einer förmlichen Proklamation.

Die Führer der Rebellen sterben am Galgen, darunter John Ball, der Prophet des Aufstands. Am 15. Juli 1381 wird er in St Albans bei London aufgehängt und anschließend gevierteilt.

Auch John Wrawe, den Priester, lässt die Obrigkeit im Mai 1382 hängen. Insgesamt werden wohl etwa 100 Auführer exekuiert.

Und die Bauern? War ihr Aufstand vergebens?

Die Rebellion hat, wenn auch nur für kurze Zeit, Englands Gesellschaft schwer erschüttert. Und es ist wohl die Furcht vor einem erneuten Aufflammen der Unruhen, die das Verhalten der Regierung und der Grundherren nun prägt. Denn fortan wagt es kein Parlament und keine Regierung mehr, das Volk erneut mit einer Kopfsteuer zu belegen.

Ihr großes Ziel – die sofortige Abschaffung der Leibeigenschaft – erreichen die Rebellen zwar nicht. Aber in den Jahrzehnten nach dem Aufruhr geben zahlreiche Grundherren die Bewirtschaftung ihrer Güter auf. Die Zahl der Unfreien schrumpft.

Immer mehr Knechte, Tagelöhner und Bauern suchen sich ihre Herren nun selbst – zunächst vor allem auf dem Land, später auch in den Städten, wo sie sich in den Wollwebereien verdingen, die überall entstehen, seit auf den ehemaligen Äckern Zehntausende Schafe grasen.

Auf diese Weise nimmt die Zahl der Unfreien im Verlauf der Jahrzehnte immer weiter ab – was dazu führt, dass die Leibeigenschaft auf der Insel, anders als auf dem Kontinent, zu Beginn des 16. Jahrhunderts fast überall so gut wie verschwunden ist.

Und so hat in England die Revolte der Leibeigenen und Tagelöhner am Ende doch noch einen gewissen Erfolg. □

# Sammler des RECHTS

EIKE VON REPGOW

**Um 1225 schafft der juristische Laie die erste Zusammenstellung  
deutscher Rechtsnormen, den »Sachsenspiegel«**

**D**er Verfasser des ältesten deutschen Rechtsbuches muss ein kritischer Geist gewesen sein. Zwischen den Paragrafen reflektiert er in kurzen Sätzen über das Unrecht seiner Zeit: „Dass ein Mann einem anderen gehören kann“, leuchtet ihm nicht ein. Leibegenschaft sei durch Gewalt entstanden, „die man seit alters her in unrechte Gewohnheit gezogen hat und nun für Recht halten will“.

Im Auftrag des Grafen Hoyer von Falkenstein sammelt Eike von Repgow um 1225 die gewohnheitsrechtlichen Normen der Sachsen in seiner Heimat Ostfalen (heute südliches Niedersachsen/westliches Sachsen-Anhalt) und zeichnet sie auf.

Der gebürtige Reppichauer ist dafür ganz offensichtlich prädestiniert. Die wenigen Urkunden, die neben der Vorrede zu seinem Gesetzeswerk Auskunft über sein Leben geben, weisen ihn als Zeugen bei Rechtsgeschäften aus. Eike von Repgow, über den kaum mehr Biografisches überliefert ist, kannte also die Abläufe bei Gericht, war vermutlich angesehen und gebildet.

Sein zunächst auf Lateinisch verfasster, später ins Deutsche übertragerne „Sachsenspiegel“ umfasst zivilrechtliche wie strafrechtliche Regelungen und gibt so den gesetzlichen Rahmen vor für Ehe, Familie und Dorfgemeinschaft; er behandelt aber auch die Verfassung des Reiches und das Lehnrecht.

Eingehend beschäftigt sich Eike mit dem Erbrecht, das Söhne bevorzugt, doch die Rechte der Frauen berücksichtigt: „Ein Weib kann mit Unkeuschheit ihres Lebens ihre weibliche Ehre mindern; ihr Recht verliert sie damit nicht noch ihr Erbe.“

Auch die Bedingungen, unter denen Erwachsenen erlaubt ist, Kinder zu züchten, sind festgelegt: „Zerrauft“ ein Mann ein Kind, bleibt er ohne Buße – doch

nur, wenn er „auf die Reliquien schwört“, dass die Züchtigung ausschließlich „wegen einer Missetat“ erfolgt ist.

Sind aber bei einem Delikt Strafen vorgesehen, können sie drastisch ausfallen: „Wenn einer bei Nacht Korn stiehlt, der verschuldet den Galgen.“

Andererseits lassen sich selbst Tötungen durch Geldbußen sühnen. Möglichen Streit beugen Nachbarschaftsregeln vor: „Backofen und Abtritt und Schweinekoben sollen drei Fuß von dem Zaun stehen.“ Oder: „Es darf niemand seine Dachtraufe in eines anderen Mannes Hof hängen.“

Das Rechtsbuch enthält auch die ersten schriftlich fixierten Verkehrsregeln: „Des Königs Straße soll so breit sein, dass ein Wagen dem anderen ausweichen könne. Der leere Wagen soll ausweichen dem beladenen.“

Und Bauvorschriften: „Man kann einen Hof befestigen mit Zäunen so hoch, wie ein Mann auf einem Ross sitzend reichen kann.“ Denn nicht jeder soll der Bau einer Festungsanlage gestattet sein.

Die erste volkssprachliche Fassung erlebt mehrere Überarbeitungen. Erst um 1270 liegt der „Sachsenspiegel“ in einer endgültigen Version vor.

Schon bald prägt die ursprünglich private Gesetzesammlung die Rechtsentwicklung nicht nur Sachsen, sondern auch weiter Teile Osteuropas. Entlang der großen Handelsstraßen findet der „Sachsenspiegel“, meistens im Verbund mit dem Magdeburger Stadtrecht, bis ins Baltikum und die Ukraine Verbreitung.

In Anhalt und Thüringen werden einige seiner Bestimmungen erst 1900 durch das „Bürgerliche Gesetzbuch“ abgelöst. Und noch 1932 nimmt ein Urteil des Reichsgerichts Bezug auf das Werk Eikes von Repgows – rund 700 Jahre nach dessen Tod.



KLAUS MEYER

# SIENA

## KAPITALE EINER NEUEN KUNST

— Von CHRISTOPH KUCKLICK



Um 1300 kommt es unter den Malern Italiens zu einer Revolution ihrer Weltsicht. Einer der Hauptorte dieser Umwälzung ist Siena. Denn in der toskanischen Handelsmetropole lösen sich die Meister von den Traditionen der bis dahin vorherrschenden byzantinischen Ikonenmalerei. Sie schaffen unter anderem gewaltige Marienbildnisse, die Mutter und Kind so menschlich zeigen wie nie zuvor. Und geben erstmals Städte und Landschaften detailliert wieder

Die Stadtherren Sienas erteilen 1337 Ambrogio Lorenzetti den Auftrag, das Rathaus mit Sinnbildern für das Wirken guter und schlechter Politik zu schmücken. Und so schafft der Künstler die wohl erste Ansicht einer tatsächlich bestehenden Stadt Europas





Duccio di Buoninsegna ist  
Sienas berühmtester Maler.  
Der Meister schafft Marien-  
bildnisse von bis dahin un-  
erreichter Lebendigkeit – wie  
um 1315 diese melancholi-  
sche Madonna mit Kind

Noch nie wurde ein Gemälde derart gefeiert, niemals wieder wird eines so verehrt werden. Es ist Mittwoch, der 9. Juni 1311, der Tag vor Fronleichnam, und die Bürger Sienas drängen sich in die schmalen Gassen ihrer Stadt, um das Bild – gewaltiger und gewagter als alle zuvor – von der Werkstatt des Malers in den Dom zu begleiten.

Doch einigen, die das Madonnen-  
gemälde erblicken, als es aus den hohen  
Atelierräumen an der südwestlichen  
Stadtmauer gewuchtet wird, dürfte es  
nicht nur dank seiner Pracht den Atem  
verschlagen – denn der Maler, dieser  
freche Mensch, hat seinen Namen in  
goldenem Lettern zu Füßen der Himmelskönigin Maria gesetzt, neben den  
von Siena: „Oh, heilige Mutter Gottes,  
mögest du Siena Frieden schenken und  
dem Duccio ein langes Leben, da er  
dich so gemalt hat.“ Eine Ungeheuer-  
lichkeit, müssen manche denken, eine  
Anmaßung ohne Vorbild.

Pikant, dürften andere urteilen,  
aber offensichtlich hat Duccio di Buoninsegna sich diese Unverschämtheit  
absegnen lassen von höchster Stelle:  
Schließlich zeigt die Miene des Bischofs von Siena, der den Festumzug  
anführt, keinerlei Anzeichen von Ärger.

Der Kirchenfürst hat vielmehr die  
Priester der Kathedrale, dazu alle Nonnen,  
Mönche, Schwestern und Brüder  
der Stadt herbeiföhren, damit sie der  
gemalten Maria huldigen – immerhin  
leben rund 900 von ihnen in Siena.

Die Geschäfte und Kontore blei-  
ben zur Feier des Tages geschlossen;

eine der großen und bedeutenden italienischen Städte gibt sich und ihren 50 000 Bewohnern frei.

Den Marsch begleiten Trompeter,  
Schalmeien- und Kastagnettspieler  
(der Eintrag über ihren schmalen Lohn  
ist bis heute in den Rechnungsbüchern  
der Stadt erhalten).

## SO WIE ER MALT KEINER

Hinter dem Bischof, den Domherren, den Priestern, Mönchen und Nonnen schreiten die *nove*, die neun gewählten Gouverneure der Stadt. Ihnen schließen sich die Funktionäre der Macht an, Notare, Richter und Beamte. Dann folgen die angesehenen Bürgerfamilien, aus deren Mitte die Mitglieder der Stadtregierung stammen.

Wahrscheinlich ziehen nach ihnen die vornehmen *magnati* durch die Gassen, die reichsten und streitlustigsten Familien Sienas. Sie bewohnen die prächtigsten *palazzi* der Stadt, besitzen große Güter auf dem Land und dominieren Handel und Bankwesen.

Dahinter marschieren die Goldschmiede, Metzger, Tuchmacher, alles andere als mittellos, aber doch weit entfernt vom Gewisper der Wichtigen.

Schließlich die Frauen und Kinder, hinter denen der Zug sich dann nach und nach ausfächer im Gewoge der Armen und Almosenempfänger, die gut ein Viertel der Bevölkerung stellen.

Sie alle eint an diesem Tag das tröstende Angesicht der Madonna, die in der milden Junisonne riesenhaft durch die Gassen schwebt, eine Verheißung groß wie der Himmel: Fast vier-einhalb Meter breit ist die „Maesta“ von Duccio und mehr als zwei Meter hoch, wuchtiger als jedes Altarbild zuvor und größer als viele Häuserfronten.

Zudem sind beide Seiten bemalt, die hintere mit einer nie gesehenen Fülle an Bibelszenen, die vordere mit dem gebenedeiten Hofstaat der Gottesmutter: 30 Engel und Heilige vor nichts als purem Gold.

Das Gemälde gleißt, als würde nicht die Sonne, sondern Maria selbst ihr Licht in diese Welt gießen. Nicht wenige Gläubige fallen auf die Knie, als der himmlische Schein über ihnen lichtet, und schlagen ergriffen das Kreuz.

Die Prozession führt in einer Schleife durch die Stadt, über den Campo, den großen Platz, vorbei am Palazzo Pubblico, dem prächtigen Rathaus, das erst kürzlich nach mehr als zehn Jahren Bauzeit fertiggestellt worden ist. Dann zurück die Via Galgoria entlang, wo aus den Fenstern ihrer Stadtpaläste die Frauen der Magnati





Duccios »Jungfrau mit Kind«: Jesus greift nach dem Gewand seiner Mutter, als wolle er sie aufmuntern, doch deren Blick bleibt traurig. Denn sie weiß, welches Schicksal ihrem Sohn vorherbestimmt ist. Duccio malt diesen Flügelaltar für einen Kardinal

herabstaunen, und schließlich zum blendend weißen Dom, den dunkle Marmorbänder einfassen wie ein Juwel.

Wie aber die Handwerker die kolossale Madonna auf einem Karren über die Gassen stemmen, wo doch schon eine schweißnasse Hand das Blattgold von Rahmen und Bild lösen kann, ist unbekannt. Auch wo sich Duccio einreihet, wissen wir nicht.

Als Jesu Mutter endlich ins Dunkel des prächtigen Doms eintaucht, geschieht dort das eigentliche Wunder: Denn nicht für die Sonne und nicht für das Kunstlicht von Museen ist die „Maestà“ geschaffen, sondern für das tanzende Licht aus Hunderten Kerzen.

Es bricht sich in den winzigen eingeritzten Ornamenten der Heiligen scheine, in den Bordüren der faltenreichen Gewänder, in den Kanten des goldenen Rahmens. Das Bild funkelt, sprüht wie aus unzähligen Engelsaugen, es atmet Licht. Und macht so anschaulich, was niemand bezweifelt und doch jeder ersehnt: Maria ist gegenwärtig, Gott ist gegenwärtig. Hier und jetzt. In Siena. Im Jahre des Herrn 1311.

Es ist ein vielfacher Triumph. Des Duccio natürlich, der mit der „Maestà“ den Gipfel seines Schaffens erklimmt. Und von Siena, das mit dem enormen Altarbild Florenz aussichtet, die größere, reichere Konkurrentin. Ein Sieg ist es auch für die neuen Glaubensideale der Bettelorden, vor allem der Franziskaner und Dominikaner, die dem Christentum ein menschlicheres Antlitz verleihen – und damit der Malerei.

Und es ist ein Beginn: In Duccios Epoche nimmt die Malerei des Wes-

tens ihren Ausgang, nicht allein, aber maßgeblich von ihm geprägt. Die byzantinische Ikonentradition wird in Mittelitalien mit einem frischeren Geist übermalt, und Duccio verleiht diesem neuen Blick eine Zartheit und einen Eigensinn wie kaum ein anderer.



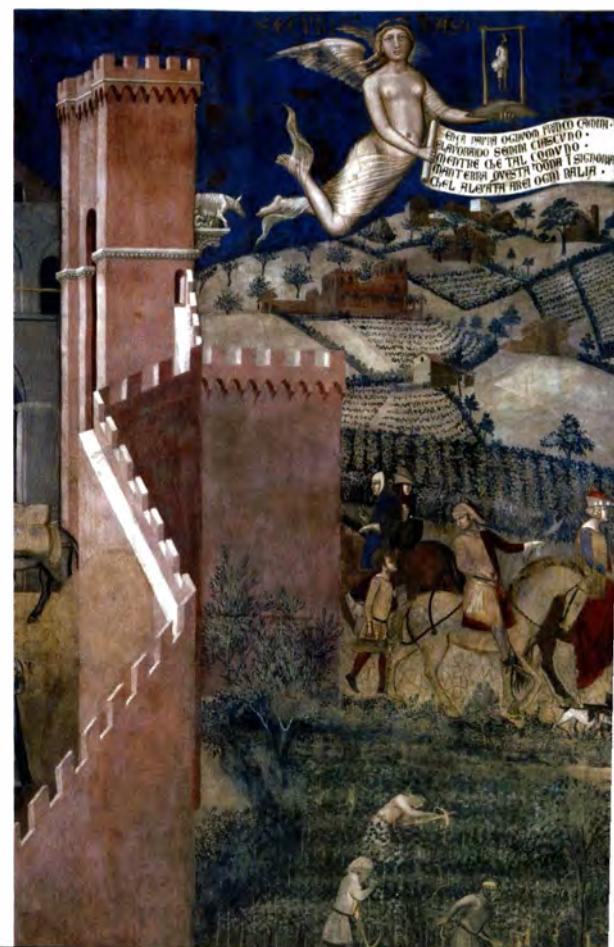
Seine Zeit beginnt irgendwann um 1255, wann genau er geboren wird, ist nicht überliefert. Doch im Jahr 1278 bemalt er für das Sienesische Schatzamt zwölf Dokumentenkisten, er ist also volljährig und ein etablierter Maler: Im Rechnungsbuch ist notiert, dass „Duccio pictori“ – Duccio, der Maler – dafür seinen Lohn erhalten hat.

Aber Kisten verzieren? Es ist dies alles andere als unwürdige Arbeit, bis weit in die Renaissance hinein sind auch die berühmtesten Maler vielseitige Handwerker, die Truhen dekorieren, Buchdeckel, Geschirr, Fahnen, Schilder und – besonders lukrativ – jene Baldachine, die Könige oder Fürsten bei ihren Besuchen in Siena beschirmen.

Ob Duccios Vater als Maler arbeitet, woher seine Mutter stammt, wissen wir nicht. Wichtiger als die

Herkunft ist die Welt, in die er hineinwächst: in die große Ära Sienas.

Die Stadt, strategisch günstig gelegen an der Via Francigena, die Rom mit Oberitalien und Frankreich verbindet, flirrt vor Gier und Abenteuerlust. Sienas Kaufleute schwärmen bereits im frühen 13. Jahrhundert aus, um einen beschwerlichen, aber lukrativen Ringhandel zu organisieren: Sie kaufen in Venedig Gewürze und Luxusgüter aus dem Orient, schaffen sie über die Alpen zu den Messen in der französischen Champagne, wo sie Wolle und



Stoffe erwerben, die sie in der Heimatstadt verarbeiten und dann in den Mittelmeerraum liefern. Mit den Erlösen kaufen sie in Venedig anschließend wieder neue Waren ein.

Bald begreifen die Weitgereisten, dass ihre einträglichste Ware das Geld selbst ist, das in immer größeren Mengen zu zirkulieren beginnt und Europas Wirtschaftsaufschwung speist. Und so gründen Sienesen Handelsniederlassungen in Venedig, Paris, London, stellen Wechsel aus, finanzieren Könige und Päpste und errichten in ihrer Heimatstadt grandiose Paläste – die Stammsitze der Bonsignori, der Salimbeni, der Piccolomini, der Tolomei.

Den ungeheuren Wohlstand, den Siena erlangt, investieren die Stadtsherren in die Kunst. Und den Krieg.

Die Metropole verstrickt sich wie fast alle Orte Ober- und Mittelitaliens zu dieser Zeit ohne Unterlass in Scharmützel in der Nachbarschaft, wagt Er-

oberungszüge und versucht beständig, ihren Einflussbereich zu vergrößern – unter anderem, um den lebenswichtigen Nachschub an Getreide zu sichern.

für jeden Kriegszug müssen die Bürger selber zu den Waffen greifen, oft widerwillig. Mehr als einen Radius von etwa 30 Kilometern um die Stadt beherrscht Siena jedoch nie – auch bedeutende Städte sind zu dieser Zeit nicht viel mehr als muskulöse Dörfer.

Die Kunst hat dennoch die Größe Sienas zu feiern. Und die Frömmigkeit der Republik. Die Regierung gibt gewaltige Summen aus für die Verschönerung der Stadt und für jene Gemälde, in denen Siena sich ein Bild von sich selbst erschafft.

**ES BEGINNT** in einem Wundermoment im Jahr 1260. Als kleiner Junge wird Duccio die Erregung in der Gefahr gespürt haben. Im Osten, vor den Toren, lagert das weit überlegene Heer der Florentiner, die Unabhängigkeit Sienas scheint schon verloren. Da zieht das Volk in den Dom, und der Bischof beschwört die Gottesmutter: Möge sie

## DIE KUNST FEIERT SIENAS GRÖSSE

Deshalb auch greift Siena immer wieder nach der fruchtbaren Region Maremma etwas weiter im Süden, die rund 80 000 Menschen ernähren kann. Ein stehendes Heer aber gibt es nicht,

In der Fortsetzung seines Freskos für das Sieneser Rathaus porträtiert Ambrogio Lorenzetti die Umgebung der Stadt, in der dank kluger Politik Wohlstand herrscht: Alles ist gut geordnet, eine reiche Wein- und Getreideernte wird eingebracht



die Stadt „aus den Händen dieser treulosen Florentiner Hunde“ befreien!

Und tatsächlich. Die Heilige erhört die Gebete, niemand begreift wie, aber die Sienesen siegen in der Schlacht und widmen ihre Stadt voller Inbrunst der Jungfrau: als „civitas virginis“. Der Marienkult wird hier fortan auf die Spitze getrieben. Auch mit immer prächtigeren Bildnissen.

**WIE VIELE GEMÄLDE** Duccio fertigstellt, ist nicht zu ermitteln. Nur die „Maestà“ wird seinen Namen tragen, ein anderes Werk ist ihm zweifelsfrei zuzuordnen, bis zu neun weitere mit einiger Sicherheit. Das ist bereits eine stattliche Zahl, denn schätzungsweise bloß ein bis zwei Prozent aller Werke des 13. Jahrhunderts sind noch erhalten. Und es wurde nicht wenig produziert.

In Siena sind zu Duccios Zeit 60 bis 80 Maler Mitglied ihrer Gilde, eine erstaunlich große Gemeinschaft. Die

meisten arbeiten in Werkstätten, die sich zu den Gassen, zum Licht öffnen. Man kennt sich, besucht einander – jeder technische Fortschritt spricht sich

tagen im Jahr hat die Arbeit zu ruhen. Wer vertragswidrig hochwertige Farben durch billige ersetzt oder Blattgold durch Zinn, muss hohe Strafen zahlen. Als noch schlimmeres Vergehen gilt das Abwerben von Assistenten. Sie sind unerlässlich.

Denn Malen ist ein unfassbar mühsames Gewerbe. Das beginnt mit dem Malgrund. Für Holzpaneel und Rahmen heuert der Künstler einen Schreiner an, oder der Auftraggeber liefert ein fertiges Paneel. In der Toskana werden fast ausschließlich Bohlen aus Pappelholz verwendet, weil geeignetere Baumarten dort wegen der Entwaldung nicht mehr vorhanden sind. Pappel aber ist ein weiches Holz, das sich leicht verzieht, schnell gewachsen, voller Astlöcher und Schwachstellen.

Die Handwerker setzen mehrere Bretter aneinander und verstärken das Paneel mit Verstrebungen auf der Rückseite. Anschließend glätten die Maler und deren Gehilfen die rauhe Oberfläche. In monatelanger Arbeit röhren sie allerlei Sorten Gips und Leim an. Sie kochen Schaf- und Ziegenhäute aus, bis der Leim klar wird wie Gelatine – in mehreren Schichten wird er aufgetragen, um die Saugkraft des Holzes zu reduzieren.

Ein Handbuch für Maler beschreibt diese Lagen als eine Art Vorspeise für das Holz: So bekomme es Appetit auf mehr, auf Leim und Gips.

Fein gewebte, in Leim getränkte Stücke aus Leinenstoff bereiten die ebene Fläche auf die Grundierung vor.

Den *gesso grosso*, den groben Gips, den Untergrund aller mittelalterlichen Tafelbilder, brennen die Meister im Ofen, mahlen ihn, vermischen ihn mit Leim zu einer dicken Paste und tragen ihn mit einem Spachtel Zentimeter für Zentimeter auf das Holzpaneel auf – um ihn anschließend möglichst eben wieder abzuschaben. Das kann bei großen Bildern mehrere Tage dauern.

Und ist doch nur die Vorbereitung für den *gesso sottile*, den feinen Gips. Er wird einen Monat lang in Wasser gelöscht, in Laiben getrocknet, wieder gewässert, in Tüchern ausgewrungen, in Scheiben geschnitten, mit Leim ver-

## FARBEN, TEURER ALS GOLD

rasch herum. Zumal die Maler sich zeitweise gegenseitig anheuern, um bei größeren Projekten auszuhelfen. Die Gilde regelt das Leben der Maler mit strenger Hand. An mindestens 75 Fest-



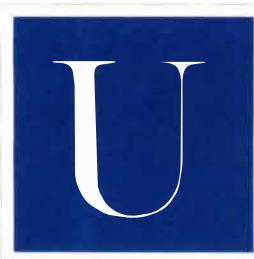
1311 vollendet Duccio die »Maestà« für den Dom von Siena. Die Stadtregierung hat von ihm ein Altarbild verlangt, das alle Mariendarstellungen übertreffen soll

mengt und geknetet, schließlich über einem Wasserbad warm gehalten, was eine Kunst ist: Er darf auf keinen Fall zu heiß werden und Schaumbläschen werfen, die beim Trocknen auf dem Paneel winzige Krater reißen würden.

Mindestens acht Lagen des warmen Gesso sottile muss der Handwerker kurz hintereinander auftragen, notfalls bis tief in die Nacht – und auch diesen Gips anschließend schleifen, bis der Grund makellos glatt ist. Man prüfe dies, rät das Handbuch, indem man Kohlenstaub über die weiße Oberfläche bläst: Wo dieser sich absetzt, ist der Schliff noch unsauber.

Denn nur die geschmeidigste Oberfläche hält das Blattgold. Das wird zwischen Lagen von Pergament aus Goldstückchen gehämmert, bevorzugt aus der vergleichsweise reinen, 24-karätigen Florentiner Goldmünze, die man überall in Europa als wertstables Zahlungsmittel schätzt.

Und doch: Nicht grundieren, nicht hämmern, nicht köcheln und nicht schleifen ist die größte Mühsal – sondern das Extrahieren der Farbpigmente. In Siena werden etliche als Pulver verkauft, andere aber müssen die Künstler eigenhändig herstellen.



Ultramarin etwa, die schönste und kostbarste Farbe, teurer als Gold, wird aus dem Halbedelstein Lapislazuli gewonnen, dessen einzige Quelle Minen in Afghanistan sind. Was den Namen erklärt: *azzurro oltremarino*, Blau von jenseits des Meeres.

Der Lapislazuli wird in einem Mörser zerstoßen, dann zu Pulver zermahlen – aber Vorsicht, nicht zu fein, sonst geht der violette Unterton ver-

loren –, in eine Mischung aus Bienenwachs, Pinienharz und Mastix geknetet, die wochenlang täglich gewalkt wird, um daraus in einer alkalischen Lösung die Pigmente auszuwaschen, die sich anschließend absetzen.

Oder das Zinnober: Erhitze Quecksilber und Schwefel in einer Rettorte. Aus dem Dampf schlägt sich an einer kalten Oberfläche der rote Farbstoff nieder, der allerdings noch geduldig zu zermahlen ist.

Aber wie nachtief dann Marias ultramarinfarbene Robe schimmert! Und wie kraftvoll die siedend roten Gewänder der Heiligen leuchten, wie in tausend Feuern! Die Mühsal der Farbenmacher erhält göttlichen Lohn.

Für solche Schönheit muss eine Werkstatt die Arbeit streng teilen: Einige Männer applizieren nichts als Gesso, andere polieren nur das Gold, wieder andere sind Spezialisten für Architektur oder Figuren.

Wie viele Lehrlinge und Assistenten Duccio beschäftigt, ist nicht bekannt. Aber drei seiner sechs Söhne werden Maler: Ambrogio, Galgano, Giorgio. Vereinzelt könnten auch Frauen das Handwerk erlernt haben, Duccios einzige Tochter aber, Margherita, gehört nicht dazu.

Duccio hat seine Werkstatt fest im Griff. Sonst wären ihm seine großen Meisterwerke nicht gelungen. Und Auftraggeber und Publikum wissen sehr genau, welcher Maler über ein gutes Atelier verfügt. Die Gilde spricht offen von den „Begabtesten und Weisesten“ unter ihnen, und die Patronen reißen sich um die Berühmtesten.

So lebhaft wie Duccio versteht eben kein anderer die Madonna zu malen. Bereits sein erstes Marienbild, um 1280 für eine Kirche bei Siena geschaffen, hat das bewiesen. Die Muttergotte hält hier einen Jesus mit durchsichtigem Kleidchen auf dem Arm. Durch den Stoff schimmert ein dicklicher Kinderkörper, nicht ein geschrumpfter Mannesleib wie zuvor üblich.

1285 gibt eine Laienbruderschaft aus Florenz bei ihm eine Madonna für ihre Kapelle in der noch unvollendeten Dominikanerkirche Santa Maria No-

vella in Auftrag. Der Vertrag verlangt von Duccio „alles und jegliches, das zur Schönheit der besagten Tafel beiträgt“.



Er enttäuscht die Bruderschaft nicht: Viereinhalb Meter hoch und fast drei Meter breit ist das Paneel. Die gewaltige Fläche zierte ein Bild außerordentlicher Anmut und Lebendigkeit. Engel senken Mariens Thron auf die Erde, wenden den Blick zur Muttergottes und dem Kind, das sich auf ihrem Schoß lummelt wie ein ganz gewöhnlicher Knabe.

Und Marias Gewand ist so raffiniert gemalt, wie es keinem je zuvor gelungen ist. Die Zeitgenossen sind begeistert, sie erkennen: Ein wahrer Meister hat dieses Werk vollbracht.

Sein Lohn dafür beträgt 150 Lire. Das könnte ihn wohlhabend machen, immerhin verdient ein Schreiber im Schatzamt nur etwa 20 Lire im Jahr.

Doch Duccios Händchen für Geld ist nicht so golden wie das für seine Madonnen. Immer wieder erhält er Strafen wegen unbezahlter Schulden. Als Kollegen bereits Landbesitz erwerben, zahlt Duccio noch Pachtverträge ab, nur eine bescheidene Haushälfte bleibt ihm am Ende.

Ein unsteter Charakter ist er, das scheint sicher, er zieht häufig um. Spätere wollen in ihm sogar den ersten Bohemien sehen, den Urtypen des rebellischen Künstlers. Denn nicht nur unbeglichene Schulden tragen ihm Geldbußen ein, sondern auch eine imposante Reihe weiterer Vergehen.

Im Jahr 1280 etwa muss er die Summe von 100 Lire als Strafe zahlen – wofür, wissen wir nicht. 1285: Ausgangssperre gebrochen. 1289: Abwesen-

heit vom Rat des Volkes. 1302: Duccio verweigert den Militärdienst – 18 Lire, zehn Soldi. 1309 erneut 100 Lire für ein unbekanntes Delikt, vier Jahre später lehnt er sich wiederum Geld.

Aber lässt sich daraus das Treiben eines Rebellen ablesen? Womöglich sagt der Strafkatalog viel mehr aus über die Stadt Siena als über Duccio.

Denn die Herrscher der Metropole, die Nove, spinnen ein feinmaschiges Netz von Vorschriften, Gesetzen und Verhaltensmaßgaben, in dem sich viele Bürger verfangen. Nichts bleibt unreguliert in den gewundenen Gassen. So verbieten die Nove allen Bürgern außer Rittern, Richtern und Ärzten, einen Wams aus Seide zu tragen. Sie verpflichten alle, die an gepflasterten Straßen wohnen, zum wöchentlichen Kehrtag; sie verordnen den Hausbesitzern am Campo die gleichen Fensterformen mit Säulen, um das architektonische Ebenmaß des Platzes zu sichern; und den Wohlhabenden verlangen sie fast jährlich Zwangsanleihen ab, etwa um Kriege zu finanzieren.



Alles wird überwacht, erfasst, registriert. Dafür sorgen bald mehr als 900 Beamte, darunter Zöllner, Steuereintreiber, Kneipeninspektoren, Brunnenkontrolleure, Weizenprüfer. Und alles wird Besteuer, Einkommen, Verkäufe, praktisch jede Ware, darunter am einträglichsten: der Handel mit Wein, der dem Haushalt der Republik bis zu 40000 Lire in einem Jahr einbringt.

Nichts fürchten die Stadtoberen mehr als Aufruhr, als Unordnung und Gewalt, daher setzen sie mehrere Polizeitruppen gleichzeitig ein, kaum 150 Bürger kommen auf einen Polizis-



ten – diese Kontrolldichte ist hoch im Vergleich mit anderen Städten.

Zudem übertrumpfen zahlreiche Gerichte einander im Strafen. Illegal nachts Wein ausschenken – 25 Lire. Alles, was den Frieden stört – 100 Lire. Ein Kind aussetzen – milde 10 Lire, was dazu führt, dass sich in einem Jahr mehr als 300 Findlinge im Hospital Santa Maria della Scala wiederfinden. Dieben trennt man eine Hand ab, Lüg-

nern schneidet man die Zunge heraus, Sodomisten hängt man auf.

Wie könnte Duccio da straffrei bleiben? Vielen gelingt es nicht: Von 1275 bis 1296 werden mehr als 17000 Bürger des Staates Siena wegen Verbrechen verurteilt. Auch bei der Verweigerung des Kriegsdienstes ist Duccio nicht allein: In nur sechs Monaten verzeichnet die Kommandantur 135 Männer, die sich dieser Pflicht entziehen.



Im Zentrum der viereinhalb Meter breiten »Maestà«, mit der sich Duccio von der Starrheit der bis dahin vorherrschenden Ikonenmalerei löst, thront die Muttergottes mit ihrem Sohn auf dem Schoß inmitten einer Schar von Engeln und Heiligen

Seine Mitbürger jedenfalls sehen in ihm wohl keinen Sonderling. Tölpelhaft im Umgang mit Geld – ja das ist er, aber kein Abweichler. Würden sie ihn sonst mit wichtigen Aufgaben betrauen? Immerhin sitzt er in einer Kommission, die den Standort eines

neuen Brunnens festlegen soll, eine eminent wichtige Aufgabe im wasserarmen Siena. Und würde die Regierung ihm sonst den bedeutendsten Kunstauftrag der Stadtgeschichte geben?

Denn sie haben Duccio ausgerufen, das neue Hochaltarbild für den

prächtigen Dom zu malen, den Stolz der Sieneser Bürger.

Elegant ziehen sich wechselweise grüne und weiße Marmorbander um das Kirchenschiff, doch Raum für Fresken lassen sie nicht. Im Inneren steht vor dem alten Altarbild eine prächtige

Kanzel. Nun aber soll ein gewaltiges Werk mit einem eigenen Bildprogramm den großen Kirchenraum krönen. Und das Wunder bewirken muss Duccio.

Obwohl die Konkurrenz härter geworden ist. In Florenz und Padua malt Giotto di Bondone, ein Genie der kühlen Raumbeherrschung, der Werke von neuer, glasklarer Ästhetik schafft – und in dem viele später den strahlenderen Stern der Epoche sehen.

Auch in Duccios Heimatstadt wachsen junge Meister nach: Simone Martini und Ambrogio Lorenzetti suchen den Meister zu übertreffen. Aber noch beherrscht Duccio di Buoninsegna das Feld, noch kommen Sienas Herren an ihm nicht vorbei.

Allerdings verlangen sie mehr als je zuvor. Sie wünschen ein Bild für den Hochaltar, das alle früheren Madonnentafeln aussticht, eine Maestà, wie sie noch niemand gesehen hat – ein Ereignis, eine Ungeheuerlichkeit, von der ganz Italien sprechen soll.

**.ANNO DOMINI MCCCVIII,** die VIIIII mensis octubris“, im Jahre des Herrn 1308, am neunten Tage des Monats

Oktober, so beginnt der Vertrag, mit dem die Stadtherren Duccio verpflichten, das besonders große Paneel zu gestalten. Duccio gelobt, dass er „malen wird, so gut er nur kann und es versteht und Gott ihm beisteht“. Und dass er keine andere Arbeit beginnt, bis die „Maestà“ beendet ist.

## DIE »MAESTÀ« IST SEIN TRIUMPH

Zudem muss er „daran mit eigenen Händen“ malen – was wohl heißen soll: Am Ende hat das Werk wie ein echter Duccio auszusehen. Also alle Assistenten streng an die Kandare nehmen. Sicherheitshalber lassen die Auftraggeber den Maler auf die Bibel

schwören, jedes Detail in gutem Glauben und ohne Betrug auszuführen.

Wahrscheinlich zieht Duccio ein weiteres Mal um, in ein Atelier bei der Porta Stalloreggi, das groß genug ist für das neue Bild und in Domnähe liegt.

Denn er muss sich unablässig konsultieren mit den Klerikern und den Stadtherren: Welche biblischen Szenen sollen das enorme Werk zieren, welche Heiligen begleiten Maria? Jede Entscheidung ist ein Politikum, sendet eine Botschaft an die Gläubigen. Ein Werk wie die „Maestà“ unterliegt nicht der gestalterischen Freiheit.

Für die Rückseite wird Duccio pro abgelieferte Einzelszene bezahlt, für die Front erhält er monatlich einen festen Lohn sowie ein zusätzliches Honorar für jeden geleisteten Arbeitstag – was vermutlich mit der immensen Größe der Bildtafel zusammenhängt, die sich nicht in einzeln kalkulierbare Abschnitte aufteilen lässt.

Wie viele Maler Duccio zusätzlich beschäftigt, um die jeweils rund 18 Quadratmeter großen Flächen auf Vorder- und Rückseite zu füllen, wissen wir nicht. Und wir kennen auch nicht die Zahl der Stunden, die er verbracht



hat, um über die Gestalt von Hauptbild, Rückseite, Altarsockel und Giebelbildern nachzusinnen und die insgesamt rund 70 verschiedenen Szenen in eine große Erzählung einzubinden.



Wie die „Maestà“ am Ende genau aussieht? Auch dies ist nicht bekannt. Im 18. Jahrhundert wird sie krude zersägt, ihre Rahmungen werden vernichtet, einige Teile später verkauft. Glücklicherweise sind nur fünf Einzelszenen und bis zu zwölf kleine Giebelbilder verloren gegangen – genug ist erhalten, um zu ermessen, wie Duccio dieses Bildmonster gebändigt hat.

Die Herren der Dombaubehörde bekommen ein Werk voller Innovatio-

nen. Denn die Ganzfigur der Madonna erzwingt einen ganzfigurigen Chor der Heiligen: So etwas hat es noch nicht gegeben. 20 Engel und zehn Heilige stellt Duccio der Mutter Gottes bei, die vorderen vier Schutzpatrone der Stadt knien, wie es das Protokoll bei einem Staatsbesuch verlangen würde: Maria als Königin von Siena.

Die größte Leistung aber besteht darin, dieser Unendlichkeit von Bildflächen eine Einheit aufzuzwingen, ihr einen Zusammenhang zu verleihen – konsequenter, einfallsreicher als je zuvor. Alle Szenen werden unabhängig von der jeweiligen Tageszeit durch eine imaginäre Sonne von schräg links beleuchtet; auf diese Weise fokussiert Duccio die Blicke der Betrachter.

Den Aposteln gibt er Gewänder in unterschiedlichen Farben, so lassen sie sich leichter durch die einzelnen Szenen verfolgen; auch wahrt er die Einheit der Orte, mit Hingabe etwa stellt er den Garten Gethsemane in zwei verschiedenen Szenen gleich dar.

Im Zuge seines neuen Naturalismus lässt er den heiligen Johannes gar altern im Verlauf der Erzählung: Aus dem jugendlichen Apostel mit glattem

Kinn wird in der „Beerdigung der heiligen Jungfrau“ ein Mann mit Bart.

Solche Details zählen. Denn die Bilder dienen auch als Bücher der Analphabeten, sollen den gläubigen Laien die Heilsgeschichte vor Augen stellen.

Bilder sind weitaus mehr als nur jene Kunstobjekte, zu denen sie später degradiert werden: Sie öffnen Pforten zum Himmel, sie laden ein ins Paradies. Gott spricht sogar zu Franziskus durch ein Kruzifix, er lässt Bilder bluten oder Wunder durch sie wirken.

Moderne Forscher betrachten die „Maestà“ allerdings mit anderen Augen. Sie haben Duccios Bilder mit Röntgenbildern und Infrarotaufnahmen untersucht. Sie sehen: ein Genie des Improvisierens, einen schnellen Geist, der die großen Linien kennt – und beständig im Kleinen korrigiert.

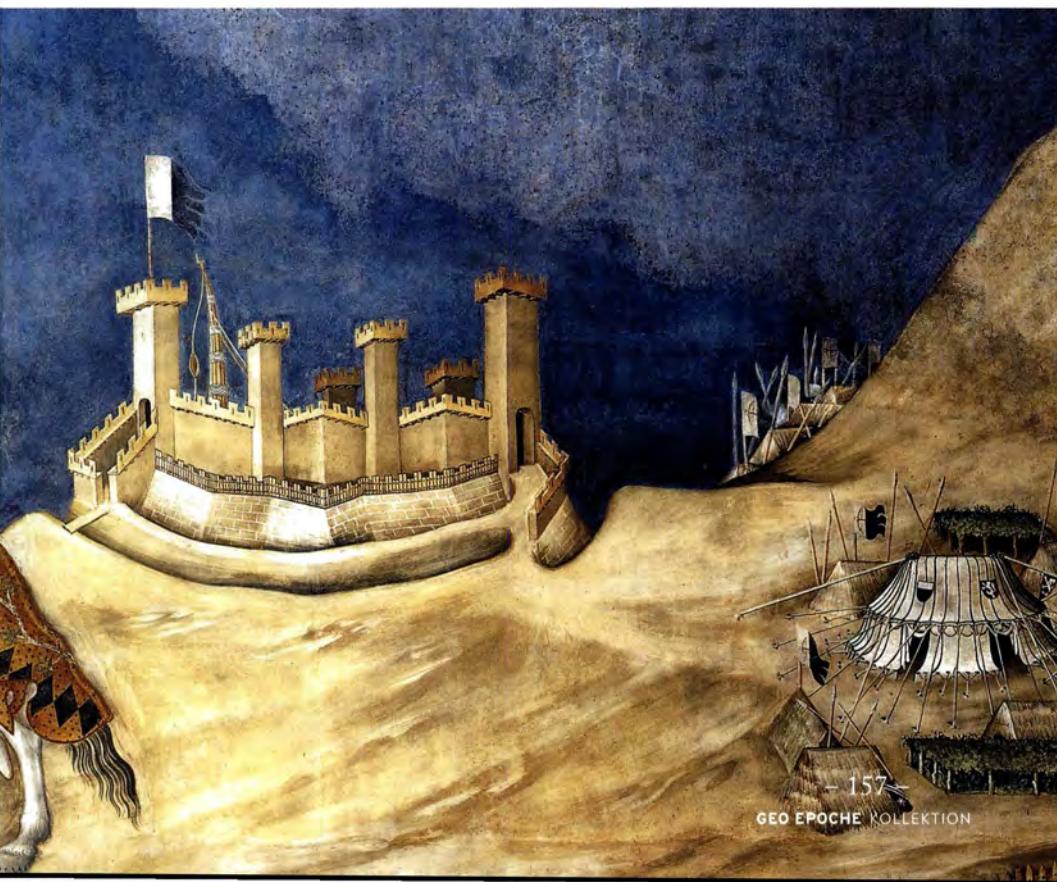
Seine Handschrift ist gut zu erkennen – mal ein kratzender Strich mit der Feder, der tief in den Gesso sottile drückt, mal ein leichter Pinselschwung –, mit der er die einzelnen Bilder vorzeichnet, die wichtigsten Personen fixiert, die Proportionen bestimmt.

Auf diese Weise entscheidet Duccio, wie das Werk im Großen aussehen hat. Assistenten malen im Kleinen anschließend nach, füllen aus.

Die Stärken des Meisters sind die zarte Lyrik seiner Figuren, die Vermenschlichung des Heiligen, die Nähe zur Erfahrungswelt der Betrachter.

Wie sehnüchsig sich die Engel an Marias Thron schmiegen – das hat nichts mehr von der alten Statik des Himmlischen: Diese Flügelwesen verzehren sich nach jedem Funken von Marias Licht.

Und wie hingebungsvoll jener junge Mann an Jerusalems Stadtmauer den purpurnen Mantel für Jesus aus-



breitet. Und wie herzergreifend einsam schließlich Gottes Sohn, als er nach der Verurteilung abgeführt wird.

Niemand wird Duccio in der Kunst des Altarbildes jemals übertreffen. In Massa Marittima geben die Stadtväter eine Kopie für ihren Dom in Auftrag, müssen aber wegen der immensen Kosten mit einer kleinen Version vorliebennehmen. In Rom soll Giottos Werkstatt die Sieneser „Maestà“ in den Schatten stellen, doch wird weder die Wucht noch die Vielschichtigkeit des Vorbilds erreicht.



Duccios „Maestà“ bleibt das reichste und komplexeste Altarwerk Italiens. Und der Umzug der „Maestà“ am 9. Juni 1311 ist der größte Triumph des Künstlers. Was er danach malt, ist unbekannt. Ob er überhaupt noch malt?

Er macht weiterhin Schulden, sodass seine Kinder nach Duccios Tod im Jahr 1318 oder 1319 das Erbe vermutlich zugunsten ihrer Mutter ausschlagen. Seine Haushälften im Stadtteil San Quirico darf die Witwe behalten.

Wo sein Grab liegt? Unbekannt. Duccio verschwindet so lautlos aus der Geschichte, wie er sie betreten hat.

Die Nove aber sorgen dafür, dass die Sieneser Malerei nicht mit ihm

stirbt. Allerdings geben sie immer häufiger ihren Künstlern den Auftrag, nicht mehr Maria, sondern ihre Stadt und ihre Regierung zu Helden der Bilder zu machen.

Das ist ein neues Selbstbewusstsein, aber ein verständliches. Denn die Nove, die so sehr das Strafen lieben, bilden eine der stabilsten und umsichtigsten Regierungen der Zeit.

Fast 70 Jahre, von 1287 bis 1355, herrscht das Kollektiv, das fast immer aus neun Mitgliedern besteht. Nie ist

die Stadt überschuldet, nie verliert sie ihre Unabhängigkeit, etliche Rebellionen übersteht sie, und die zahlreichen Hungersnöte steigern sich nie zu Katastrophen.

Es ist ein eigenwilliges Kollektiv: Die neun Gouverneure regieren nur zwei Monate lang, dann werden neue gewählt, in einem komplizierten Akt, der Betrug und den Einfluss einzelner Familien oder Gruppen mit gemeinsamen Geschäftsinteressen minimieren soll. Das ist der Trick, mit dem Siena



Die Rückseite der „Maestà“ versieht Duccio mit Szenen aus der Passionsgeschichte Christi, etwa der Begegnung mit Pontius Pilatus oder der Kreuzigung. Welche Episoden er zu malen hat, schreibt ihm die Dombaubehörde Sienas genau vor

die Herrschenden zu beherrschen sucht: Das Kollegium besitzt nahezu unbegrenzte Macht – amtiert aber für so kurze Zeit, dass es sie nicht missbrauchen kann.

**EIN REGIME DER WENIGEN** bleibt es dennoch, nur rund 60 Familien stellen im Laufe der Zeit sämtliche Amtsinhaber. Die Kandidaten müssen bei ihrer Wahl mindestens 30 Jahre alt sein, Steuern zahlen, seit zehn Jahren in der Stadt leben, des Lesens mächtig sein

und, wie es ein Statut festlegt, „den Händlern oder den mittleren Leuten“ angehören, der *gente media*.

„Mittlere“ ist gelogen: Das Regime rekrutiert sich aus wohlhabenden Familien. Nur die Magnati sind ausgeschlossen, fast 80 alteingesessene Familien, die zu reich und zu mächtig sind. Man fürchtet ihre Dominanz und dass der Frieden im Staat unter ihren Rivalitäten leiden könnte.

Auch Ritter, Ärzte, Notare und Richter, die in Siena hohen gesell-

schaftlichen Status besitzen, sind von der Wahl ausgeschlossen.

Die Nove dürfen während ihrer zweimonatigen Amtszeit das Rathaus nur zu ausgewählten Anlässen und in Notsituationen verlassen und haben keinen Kontakt zu ihren Familien. Sie übernachten im Rathaus, werden von eigenen Köchen verpflegt, von Barbieren geschoren und feiern die Messe in einer eigenen Kapelle.

Alle Anfragen der Bürger müssen sie innerhalb von fünf Tagen beantworten.



ten. Und noch zehn Jahre nach einer Amtszeit dürfen sie nicht der Folter unterzogen werden.

Viel Zeit nehmen sich die Nove für die Kunst. Aber zunehmend hat sie der Repräsentation der Stadt zu dienen. So verlangt das neu errichtete Rathaus nach Dekoration. Und dafür werden jene jungen Sieneser Maler sorgen, die von den Werken des großen Duccio gelernt haben.

**IM JAHR 1337** erteilen die Nove dem Maler Ambrogio Lorenzetti, möglicherweise ein Schüler Duccios, den Auftrag, einen Saal im Rathaus zu schmücken. Ihr Wunsch: Lorenzetti möge eine Allegorie auf die gute Regierung malen – und im harten Kontrast dazu die grässlichen Auswirkungen einer schlechten.

Die Gouverneure stellen ihm einen ungeheuren Raum zur Verfügung, drei Wände in ihrem Sitzungssaal, rund 35 Meter mal drei Meter Bildfläche. Ambrogio Lorenzetti füllt sie mit gleich vier Weltpremieren.

Zum einen malt er ein gewaltiges Panorama, die anmutige Umgebung Sienas: Nie zuvor war eine Landschaft der einzige Gegenstand eines Bildes.

Zum anderen liefert er eine einzigartige Stadtansicht – auch dafür gab es nur kleine Vorarbeiten bei Duccio und einigen anderen.

Und schließlich die beiden Allegorien auf die gute und die schlechte Herrschaft, ebenfalls komplexer und anspielungsreicher als alles zuvor. Ein Freskenzyklus als Monumentaldrama. In den Hauptrollen: die Gerechtigkeit und die Stadt Siena (dargestellt als thronender Herrscher), flankiert von einer weiblichen Tugendschar; Mäßigung, Klugheit und Großmut sind darunter, über ihnen schweben Glaube, Liebe und Hoffnung.

Als Gegenspieler treten auf: die Tyrannie, begleitet von dunklen Mächten, etwa der Grausamkeit, der Trennung, dem Krieg; und am Himmel darüber thronen das Laster des Stolzes und andere widrige Gesellen.

In Nebenrollen ist ein fröhlich schaffendes Volk zu sehen, das in zar-

ten Details gezeichnet wird: als tanzen-de Schar, als Hausbauer, als Händler.

Die Stadt, in der sie friedlich leben, ist deutlich erkennbar Siena – der gestreifte Dom verrät es. Und auf der schrecklichen Gegenseite: Plünderer und Menschenräuber, angetrieben von der alten Hexe *Timor* – „Angst“ –, die drohend ihr Schwert schwingt.



**Niemand wird Duccio in der Kunst des Altarbildes je übertreffen: Auch die Szenen auf der Rückseite seiner »Maestà« (hier die Gesamtansicht) sind von einzigartiger Komplexität**

So komplex ist das Werk, so viele Anspielungen enthält es, dass bis heute darüber gestritten wird: Hat der belebene Maler die erst kurz zuvor entdeckten Schriften des Griechen Aristoteles interpretiert oder eher lokale Staatsdenker, die an römische Quellen anschließen? Worin genau besteht das von Lorenzetti beschworene Allgemeinwohl, das *ben comun*?

Wir werden es nie erfahren, aber unbestritten ist, dass Lorenzetti mit seiner Allegorie Sienas mittelalterliche Welt zusammenfasst wie kein anderer: ein Panorama des Lebens und Denkens seiner Zeit.

Er kann nicht wissen, dass er einen Nachruf malt.

Denn nur acht Jahre nach der Vollendung der Fresken, am 9. Juni 1348, schreibt Ambrogio Lorenzetti im Angesicht des Todes sein Testament, auf den Tag genau 37 Jahre nach dem triumphalen Umzug von Duccios „Maestà“ durch die Gassen Sienas.

Denn wie eine biblische Plage ist die Pest zuvor in in die Stadt eingefallen, innerhalb weniger Monate kommt mehr als die Hälfte der Bevölkerung elendiglich um.

Auch Ambrogio Lorenzetti stirbt und mit ihm die große Epoche der Sieneser Maler. Nie wieder wird die Stadt führend sein in der Kunst. Nie wieder führend in irgendetwas. Auch die Nove überstehen die „große Pestilenz“ nicht lange, 1355 fegt eine Rebellion sie hinfort.

Nur die Malerei stirbt nicht. Aber sie verändert sich. Die alten Werkstattverbünde zerbrechen, in Siena, in Florenz, in allen Städten, denen die Pest die Künstler raubt. Die überlebenden Meister verzichten vorerst auf Experimente und Großprojekte, sie trösten sich mit Bewährtem.

Aber ein Ende ist es nicht. Sondern die stille Geburt der Renaissance.

Der Glaube hat die meisten Bilder des Spätmittelalters inspiriert. Und so mächtig sind diese Gemälde, dass sie ihrerseits den Glauben formen – etwa den der Mystikerin und Kirchenlehrerin Katharina von Siena.

Die große Heilige wird 1347 in der Stadt geboren. Fast aller ihrer mehr als 20 Geschwister sterben an der Pest. Schon in jungen Jahren widmet sie ihr Leben Jesus Christus, später zeigen sich auf dem Körper der Bußschwester die Wundmale Jesu, und immer wieder hat sie Visionen, die auf magische Weise den Bildern von Duccio ähneln, von Martini und Lorenzetti.

So trifft sie eines Tages ein von Christus ausgehender Lichtstrahl – ähnlich wie er zu Duccios Zeiten erstmals gemalt worden ist. Und in einer ihrer Visionen nimmt sie ihr Herz aus der Brust und schenkt es Jesus: nach dem Vorbild der Caritas in Lorenzettis Fresko im Sieneser Rathaus.

Der Glaube, die Bilder und die Hoffnungen: Sie sind nicht zu trennen.

Auch Maria überlebt. Als Siena im Zweiten Weltkrieg von Bombern bedroht wird, strömen die Bürger der Civitas Virginis wieder in den Dom und rufen ihre Schutzherrin an.

Die Stadt wird verschont. □

# Stifter des WISSENS

RUPRECHT I.

**Im 14. Jahrhundert entstehen die ersten deutschen Universitäten – etwa in Heidelberg, der Residenz des pfälzischen Kurfürsten**

**A**m 19. Oktober 1386 beginnt in Heidelberg die erste Universität auf deutschem Boden mit der Lehre. Gegründet hat sie Ruprecht I. Der Pfalzgraf bei Rhein will seine kaum 4000 Einwohner zählende Residenzstadt zu einem Anziehungspunkt für Studenten und Gelehrte aus allen Teilen Europas machen, seinen Untertanen in den weit verstreuten Territorien seiner Herrschaft imponieren und sich als Förderer der Wissenschaften darstellen.

Dafür musste der Fürst zuvor ein Gründungsprivileg des Papstes erwirken, denn der wacht über das jahrhundertealte Lehrmonopol der Kirche – erst recht, nachdem Gelehrte um 1150 in Bologna erstmals eine Schule gegründet haben, um das alte Römische Recht zu studieren (zuvor hatten nur Kloster- und Domschulen Studien angeboten, etwa in Theologie, Rhetorik, Musik und Mathematik).

Seit dem 13. Jahrhundert gründen Laien und Kleriker vor allem in Italien, Spanien und Frankreich weitere Bildungseinrichtungen, die bald „Universitäten“ genannt werden: als Bezeichnung für die Gemeinschaft von Lehrenden und Studierenden (*universitas magistrorum et scholarium*). Doch während Papst und Herrscher südlich der Alpen die Gründung von Hochschulen fördern – um hoch qualifizierte Akademiker als Diplomaten und Beamte zu gewinnen –, entsteht die erste Universität Mitteleuropas erst 1348. In Prag.

In Heidelberg unterrichten 16 Magister 165 Studenten. Ruprecht hat selbst keine höhere Bildung geossen, dennoch gelingt es ihm, Professoren so renommierter Universitäten wie der in Paris abzuwerben. Adelige sind kaum unter den meist über 14-jährigen Studienanfängern – jeder Zweite kommt aus einer wohlhabenden Kaufmanns- oder Handwerkerfamilie.

Aber auch die Söhne ärmerer Sippen sind zugelassen und werden von der (geringen) Einschreibegebühr befreit. Untergebracht sind sie in Studentenheimen, deren Bewohner sich zuweilen zu dritt ein Bett teilen.

Das Grundstudium beginnt an der Artes-Fakultät mit Seminaren zur lateinischen Grammatik und den Schriften des Aristoteles. Doch besuchen nur wenige eine Universität, um sich für einen Beruf zu qualifizieren: Kaum mehr als zehn Prozent melden sich nach etwa fünf Jahren zum Magisterexamen an – den meisten genügen ein bis zwei Jahre. Dann beherrschen sie die Grundlagen der lateinischen Sprache und wissenschaftliche Methoden (anschließend treten viele wohl in den väterlichen Betrieb ein). Und längst nicht jeder Magister besucht danach die weiterführenden Fakultäten für Medizin, Juristerei oder Theologie.

Gelehrt wird in Vorlesungen, in denen die Texte der antiken Lehrmeister erläutert werden, sowie in streng reglementierten Debatten, in denen Magister und Studenten sich einem Problem stellen, es definieren und durch ein Streitgespräch aus These und Gegenthese lösen.

13 Universitäten entstehen bis zum Ende des Mittelalters in deutschen Landen – so in Köln (1388) und Erfurt (1389). Um 1520 haben bereits 250 000 Studenten eine deutsche Universität besucht. Nach dem Examen beginnen viele eine Karriere als „gelehrte Räte“, beeinflussen die Politik der Landesherren, werden Richter oder Advokaten, Leib- oder Stadträzte.

Ruprecht I. erlebt nicht mehr mit, welche Bedeutung Heidelbergs Universität erlangt. Der Pfalzgraf bei Rhein stirbt 1390, vier Jahre nach der Gründung der Hochschule, die bis heute seinen Namen trägt.

CAROLINE LAHUSEN



# DAS BILD der Erde

Die Vorstellung, welche die Menschen des Mittelalters von der sie umgebenden Welt haben, ist weitaus stärker von ihrem Glauben als von wissenschaftlichen Erkenntnissen geprägt. Und so finden sich auf den kunstvollen Karten, die zumeist Mönche anfertigen, immer wieder auch Sehnsuchtsplätze als reale Orte: etwa das Himmlische Jerusalem –

sowie das Paradies ————— Texte: FRANK OTTO





Auf dieser Karte, die um 1300 im Kloster Ebstorf entsteht, ist die Welt als Leib Christi dargestellt: Kopf, Hände und Füße des Heilands umrahmen die Erde. Jerusalem ist sein Nabel. Form und Lage wirklicher Orte in diesem Dokument haben nichts mit der Realität zu tun: Das Mittelmeer ist ein Gewirr von Kanälen, die charakteristischen Umrisse Griechenlands (unterhalb Jerusalems) und Italiens, seit Jahrhunderten bekannt, sind nicht zu erkennen



# NACH DEM ALTEN Testament

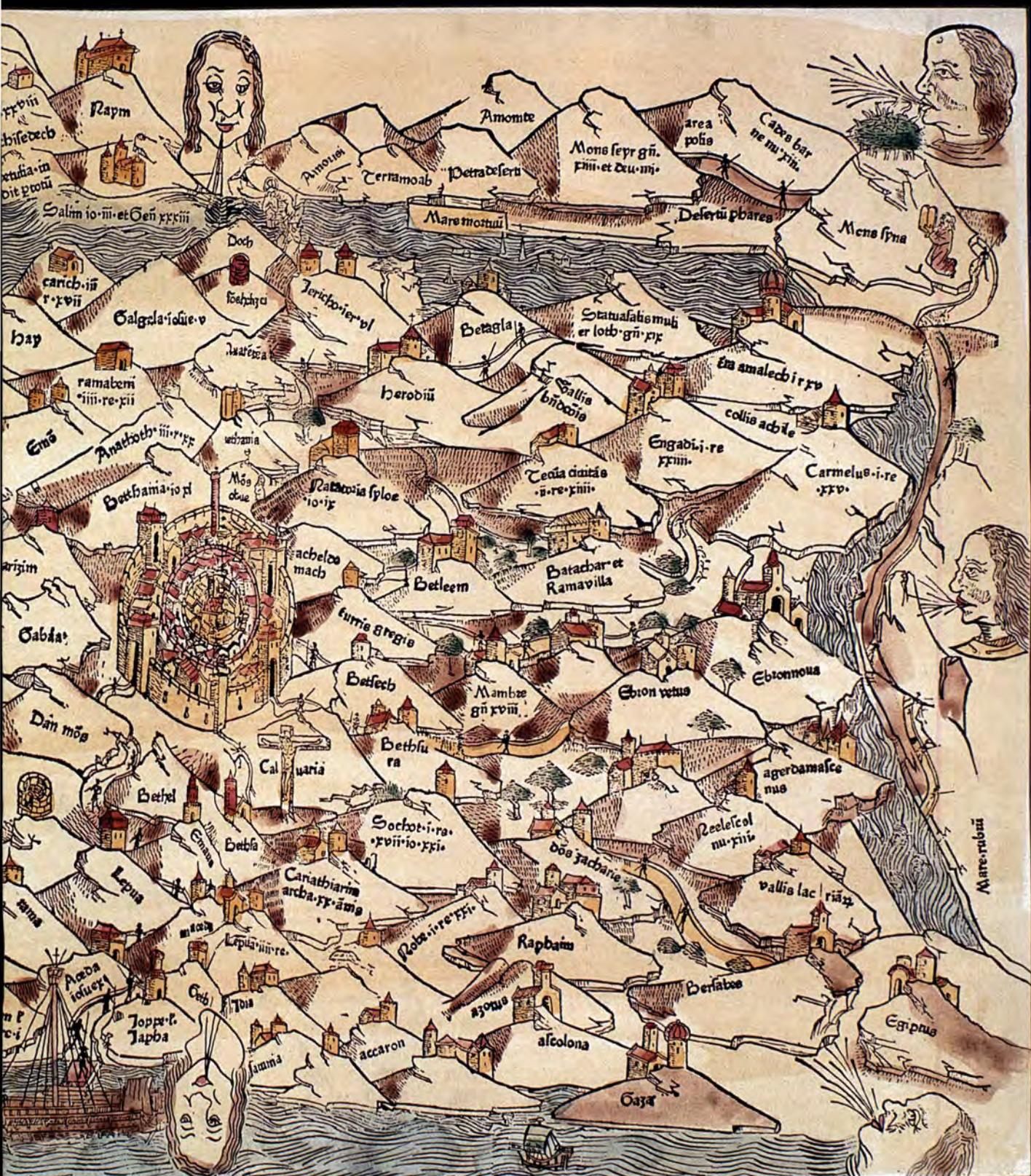
Die mittelalterlichen Kartographen zeigen die Welt, wie sie sein soll – wie sie tatsächlich ist, ist ihnen gleichgültig. Diese um 1050 gefertigte Darstellung bildet ganz oben das Paradies ab, in dem Eva gerade den Apfel pflückt. Und getreu der alttestamentarischen Festlegung ist die Erde in drei Kontinente geteilt: Asien, Afrika und Europa, wo Rom (im Bild Mitte links) größer ist als die deutschen Lande (»Germania«, links außen)



## REISE NACH Jerusalem

Glauben und Realität verschmelzen selbst in Gebrauchskarten, wie diesem Überblick des Heiligen Landes, 1475 in Lübeck erschienen, der Wallfahrern den Weg nach Jerusalem (Mitte) weisen soll. In der Hügellandschaft sind nicht nur Stationen der Reise verzeichnet – etwa Damaskus am linken Rand, Jericho oben in der Mitte und der Berg Sinai (oben rechts) –, sondern ist auch das Kreuz Christi zu sehen







## VERSCHÜTTETES Wissen

Das mittelalterliche Abendland ist ein Kontinent fast ohne Forschung – über Jahrhunderte stammt das Wissen europäischer Gelehrter vornehmlich aus Büchern. Auch die Kartenzeichner stützen sich im Wesentlichen auf einige antike Geographen und kaum auf Erkenntnisse von Reisenden aus ihrer Zeit. Doch selbst das, was Griechen und Römer noch wussten, ist in Teilen verloren gegangen. So sind bei der englischen Weltkarte von 1290 (oben) die Namen von Afrika und Europa vertauscht. Und die Darstellung des Benediktiners Andreas Walsperger (rechts), entstanden 1448, bei der der Süden oben ist, bildet etwa die Größenverhältnisse der Inseln im Mittelmeer vollkommen falsch ab



### Karten – 11. bis 15. Jahrhundert



# WIEDER- ENTDECKTE Horizonte

Der Grieche Claudius Ptolemäus hat um 150 n. Chr. das geographische Wissen seiner Zeit kompiliert: Mehr als 8000 Orte waren dem Gelehrten bekannt sowie die Umrisse vieler Länder und auch die Kugelgestalt der Erde. Doch lange Zeit kennt niemand in Europa seine Werke. Erst im 15. Jahrhundert werden seine Erkenntnisse wieder aufgegriffen. Auch deshalb zeigt diese nach einer antiken Vorlage gefertigte Karte von 1482 vor allem für Europa, Nordafrika und den Nahen Osten erstmals nach langer Zeit wieder realistische Konturen.



# DAS GEHEIMNIS DES MEISTERS

— Von WALTER SALLER

*Orangen, Pelze und ein Lüster. 1434 porträtiert der niederländische Meister Jan van Eyck ein Kaufmannspaar – und erschafft eines der rätselhaftesten Kunstwerke jener Zeit: ein Bild, das in Perspektive und Detailreichtum das Mittelalter hinter sich lässt. Hat der Maler jede Einzelheit so gewählt, dass es eine Geschichte voller Allegorien und Rätsel erzählt? Und wer sind die geheimnisvollen Figuren im gewölbten Spiegel?*

#### DER STOLZ DES HÄNDLERS

Die rechte Hand wie zum Schwur erhoben, die linke der Frau gereicht: Die Gestik des Mannes lässt bis heute rätseln, was auf dem Gemälde genau zu sehen ist – ein junges Paar, das Besucher empfängt, oder eine nicht standesgemäße und deshalb geheime Eheschließung, eine Hochzeit »zur linken Hand«



# E

Ein Paar in einem Gemach, umgeben von Alltäglichem: Ausgerechnet eine auf den ersten Blick banale Szene wird zu einem der rätselhaftesten Bilder seiner Zeit.

Es scheint, als hätten der Mann und die Frau eben erst ihre Schuhe abgestreift. Nun reichen sie einander die Hände. Doch ihre Blicke treffen sich nicht. Ein Hündchen streicht um ihre Füße. Der Mann hebt seine Rechte. Zu einem Schwur vielleicht? Zum Gruß?

Die Sonne spielt in den bunten Butzenscheiben über dem geöffneten Fenster. Orangen leuchten vom Sims herüber und von der Truhe davor.

Prächtige Möbel schmücken das Zimmer: ein Bett mit Baldachin, eine Bank mit edlem Tuch und Kissen, ein Stuhl mit hoher Lehne und reichem Schnitzwerk sowie ein sechsarmiger Deckenleuchter. Ein Teppich, vermutlich aus dem Orient, zierte den Boden, ein gewölbter Spiegel die Wand.

Manche Dinge wirken wie bei-läufig: die hingeworfenen Holzschuhe im Vordergrund links, die roten Pantoffeln hinten an der Bank, die Südfrüchte am Fenster, eine Gebetskette und eine Kleiderbürste, die an der Rückwand hängen.

Doch vermutlich – davon jedenfalls gehen manche Kunsthistoriker aus – ist nichts zufällig in diesem Gemälde. Ist alles religiöse Deutung, Moral oder Symbol, jede Einzelheit Teil einer verborgenen Geschichte.

Geschrieben in einer Bildsprache, die im 15. Jahrhundert fast jeder zu lesen vermag. Die aber heute allenfalls noch von Spezialisten entschlüsselt

werden kann. Von Experten, die sich angesichts dieses Gemäldes allerdings nur in drei Punkten einig sind: dass es sich um ein Werk des Malers Jan van Eyck aus dem Jahr 1434 handelt; dass es mit Ölfarben auf Eichenholz gemalt wurde; und dass es ein reiches Bürgerpaar zeigt.

Über so gut wie alles andere wird gestritten.

So vermag beispielsweise niemand mit Sicherheit zu sagen, wen es überhaupt zeigt. Denn der Maler hat die Namen der Dargestellten auf dem Bild selbst nicht festgehalten, der ursprüngliche Rahmen aber – oder eine Rechnung an den Auftraggeber – ist nicht erhalten.

1434 ist van Eyck etwa 45 Jahre alt. Der Niederländer zählt schon lange zu den berühmtesten Künstlern seiner Heimatregion.

Seit einigen Jahren bemühen sich die Maler in Flandern in ihren Bildern um räumlichen Realismus und Detailgenauigkeit – und keiner ist darin so virtuos wie van Eyck. Geistliche wie weltliche Herrscher und zunehmend auch reiche Bürger schwärmen von seinen Bildern, dem malerischen Ausdruck, der Strahlkraft der neuen, auf der Basis von Leinöl gemischten Farben sowie der verblüffend wirklichkeitstreuen Darstellung.

Und sie sind fasziniert von seinen Ideen. Ob van Eyck die Werke seiner italienischen Kollegen wie Masaccio kennt, kann heute niemand mehr sagen. Doch wie sie weiß er wohl um die Gesetze der Zentralperspektive – jener kurz zuvor von dem Florentiner Filippo Brunelleschi entwickelten Methode, die es einem Maler ermöglicht, mithilfe von Fluchtlinien Details in einem Bild so nach hinten zu verjüngen, dass ein wirklichkeitstreuer Eindruck räumlicher Tiefe entsteht.

Möglicherweise hat van Eyck von der Entdeckung Brunelleschis aber auch noch gar nicht gehört, und sein verblüffendes Gefühl für Räumlichkeit speist sich allein aus seiner ungemein präzisen Weltbetrachtung.

Denn seinen Bildern liegt, anders als bei den Italienern, kein geometrisch

exaktes System genau berechneter Fluchtpunkte und Linien zugrunde. Ihm kommt es offenbar kaum auf mathematische Präzision an.

Van Eyck geht es vielmehr um die Wirkung der von ihm geschaffenen Räume, deren berückende Klarheit und Tiefe den Betrachter einlädt, durch eine Fülle an Details zu schweifen.

Seit Jahren schon steht er als Hofmaler in Diensten Philipps des Guten, des Herzogs von Burgund, der auch über Fürstentümer in den Niederlanden herrscht. 1432 erwirbt der Künstler ein Haus in Brügge, der wichtigsten Residenz des Herzogs. Hier lässt er sich vermutlich im Viertel der Höflinge nieder. Und hier wird er zwei Jahre später das Bürgerpaar porträtieren.

Brügge ist zu dieser Zeit ein Zentrum der Tuchindustrie und bedeutender Handelsplatz. Aus Skandinavien und Russland führen Kaufleute Holz und Pelze ein. Über Genua und Venedig gelangen Gewürze, Teppiche und Seide aus dem Orient in die Stadt, die Iberische Halbinsel liefert Orangen und andere Früchte.

Brügge, das ist die Stadt der Reichen, der Großkaufleute, der Bankiers. Hier findet van Eyck seine Auftraggeber. Denn längst verlangen nicht mehr nur Fürsten und Adelige danach, ihre Heimstätten mit imposanten Kunstwerken zu schmücken. Auch die Wohlhabenden aus dem Bürgertum bestellen sich nun Maler ins Haus.

Erfolgreiche Geschäftsleute wie etwa die Familie Arnolfini, die aus der Stadt Lucca in der Toskana stammt.

**G**iovanni di Nicolao Arnolfini, dessen Name schon 1421 in den Archiven Brüggens verzeichnet ist, leitet im Jahr 1434 die niederländischen Unternehmungen seiner Familie. Mehrere Brüder und Cousins kommen später nach Brügge.

Ist dieser Giovanni der Auftraggeber des geheimnisvollen Doppelporträts? Ein Indiz gibt es dafür: 1516 erwähnt ein Inventar Margaretes von Österreich van Eycks Gemälde, gut 80 Jahre nach dessen Entstehung.



#### BLICK ZURÜCK IN DEN RAUM

Keine fünf Zentimeter misst in van Eycks Gemälde der Spiegel an der Rückwand des Zimmers. Dennoch bringt der Maler darin das Abbild der gesamten Szene unter – und zwei Männer, die dem Ehepaar gegenüberstehen. Einer der Beobachter könnte van Eyck selbst sein

Ein spanischer Adeliger hat es der Statthalterin der Niederlande geschenkt, doch wie es in seinen Besitz gelangte, ist nicht überliefert. „Ein großes Tafelbild, das man nennt Hernoul le Fin mit seiner Frau in einem Zimmer“, heißt es in der Liste.

„Hernoul le Fin“ – das kann eine Wiedergabe der französischen Schreibweise „Arnoulin“ sein. Sollte die Zuschrift zutreffen, zeigt das Gemälde einen Arnolfini. Aber welchen?

Giovanni Arnolfini lebt 1434 in Brügge. Er ist reich genug, sich und seine Ehefrau von Jan van Eyck malen zu lassen. Doch ist er auf dem rätselhaften Bild tatsächlich zu sehen? Zeigt es, wie manche Kunsthistoriker vermuten, Giovanni und dessen zweite Frau (die erste war verstorben) kurz nach der Hochzeit beim Empfang von Gästen?

**O**der sehen wir möglicherweise, so eine weitere These, ein ganz anderes Mitglied der Familie? Einen Cousin Giovannis vielleicht, der sich mit einer Frau von geringerem Stand als er selbst verbindet, im Geheimen und ohne Priester? Und die er deswegen nur „zur linken Hand“ heiratet, wie es das Bild zu zeigen scheint?

In dieser Rechtsform, die große Familienvermögen vor Zersplitterung schützen soll, verzichtet eine Ehegattin, die aus niedrigerem Stand kommt, für sich und ihre Kinder auf alle Erbrechte. Sie erhält im Fall der Witwenschaft zwar eine Rente, doch das Vermögen des Gatten fällt einem von dessen Verwandten zu.

Tatsächlich ruht die rechte Hand der Frau offen in der Linken des Mannes. Es ist, als würde sie ihr Schicksal buchstäblich in seine Hand legen.

Die Berührung wirkt feierlich. Van Eyck hat sie ins Zentrum des Bildes gerückt und auf diese Art aufgeladen mit Bedeutung.

Aber sind das Reichen der Hände und die mutmaßliche Geste des Schwurs wirklich deutliche Zeichen einer Eheschließung? Viele Experten glauben mittlerweile, dass die Szene eher die Verlobung des Paares zeigt –



#### EIN MÄCHTIGER STAATSDIENER

Um 1437 malt Jan van Eyck seinen Auftraggeber, den Politiker Nicolas Rolin, bemerkenswert realistisch – und in der gleichen Größe wie die Muttergottes. Auch das ist ein Zeichen der neuen Zeit: Niemals hätte ein Beamter des Mittelalters es gewagt, sich auf so anmaßende Weise darstellen zu lassen wie der aus einfachen Verhältnissen zur Macht aufgestiegene Regierungschef des Burgund

oder gar nur die ganz informelle Präsentation der Braut vor Verwandten und Freunden, die der Bräutigam mit erhobener Hand begrüßt.

Der Mann ist in einen ärmellosen Überwurf aus Samt gekleidet, verbrämmt mit Borten aus Pelz. Ein schwarzer Hut mit breiter Krempe bedeckt sein Haupt. Der erlesene Stoff und der prachtvolle Pelzbesatz bezeugen seinen Reichtum; ebenso die exotischen Zitrusfrüchte am Fenster, der Teppich und der Kronleuchter aus Messing. Und der Spiegel an der Rückwand des Raums.

**D**ie junge Frau trägt ein weißes, in fünf Lagen gefaltetes Rüschtuch über ihren aufwendig frisierten Haaren. Ihr Bauch wölbt sich als Symbol für weibliche Fruchtbarkeit. Die Figur der heiligen Margarete auf der Stuhllehne, die neben ihrem Kopf zu sehen ist, könnte in die gleiche Richtung weisen. Denn diese Heilige wird angerufen, um Frauen vom Fluch der Unfruchtbarkeit zu befreien.

Das Hündchen zu Füßen des Paares steht vielleicht für die Treue der Ehefrau. Die Perlen der Gebetskette an der Rückwand des Raums könnten als Zeichen ihrer Reinheit zu lesen sein. Und die brennende Kerze im Leuchter als das Symbol des Lichts, das durch Christus in die Welt gekommen ist.

All das mag auf die innige und religiös überhöhte Verbindung der zwei dargestellten Menschen hinweisen.

Aber vollzieht das abgebildete Paar wirklich eine Zeremonie? Vor allem die Gesten – die Berührung der Hände und die Schwurhaltung – sprechen letztlich gegen eine Hochzeit gleich welcher Art, sondern allenfalls für eine Verlobung.

Und was bedeutet die Signatur, mit der van Eyck das Bild über dem Rundspiegel kennzeichnet?

„Johannes de eyck fecit“ wäre eine in jener Zeit übliche Form der Signatur: „Jan van Eyck hat es geschaffen“. Tatsächlich aber steht dort zu lesen: „Johannes de eyck fuit hic. 1434“ – „Jan van Eyck ist hier gewesen. 1434“. Er gibt sich also als Zeuge des Geschehens

aus. Und verleiht dem Bild damit noch zusätzliches Gewicht.

Denn in dem Rundspiegel unterhalb der Signatur wiederholt van Eyck nicht nur das Bildgeschehen, von hinten betrachtet und durch die Wölbung verzerrt. Er erweitert auch das Blickfeld und zeigt, was sich vor dem Paar befindet: nämlich ein weiteres Fenster – und eine geöffnete Tür, in der zwei Männer stehen. Der eine in Blau, der andere in Rot gekleidet. Die beiden verfolgen die Vorgänge im Raum.

Nun mögen einzelne Details, die zurückgeworfen werden von Spiegeln oder polierten Flächen, schon in früheren niederländischen Gemälden zu finden sein. Doch die Spiegelung einer Szene hat vor van Eyck wohl noch niemand gewagt.

Sein Bild im Spiegel ist nicht einfach nur eine Wiedergabe der gemalten „Wirklichkeit“, eine optische Spielerei, sondern auch ein Symbol der Reflexion. Ein Anstoß zum Nachsinnen über die Rätsel der Erscheinungen.

Die Männer in der Tür stehen ungefähr an der Stelle, von der aus van Eyck den Betrachter die Szene sehen lässt. Hat sich der Künstler also selbst ins Bild gemalt? Ist er, wie die Signatur verkündet, wirklich „hier“ gewesen? Als einer der beiden Zeugen für eine Verlobung? Ist vielleicht das ganze Bild ein Zeugnis, eine Art Beurkundung?

Gut möglich aber auch, dass das Bild tatsächlich Giovanni Arnolfini und dessen zweite Frau zeigt, wie sie nach ihrer Hochzeit in ihrem Gemach Gäste empfangen.

Dazu fassen sie sich an den Händen. Der Mann erhebt die Rechte zum Gruß der Eintretenden und präsentiert ihnen seine Angetraute.

Doch auch in diesem Fall bezeugt die Signatur des Malers vor allem eines: dass van Eyck sich selbst längst zum wohlhabenden und einflussreichen Bürgertum zählt und das auch in seinen Auftragswerken verewigt. Als Gleicher unter Gleichen.

Vermutlich wird nie herauszufinden sein, welches Paar van Eyck tatsächlich porträtiert hat. Wohl niemals zuvor aber hat ein Künstler das Bürger-

tum so ins Bild gesetzt. Denn die ganzfigurige Darstellung ist vor allem religiösen Szenen oder Herrscherporträts vorbehalten; und ein bürgerliches Paar zudem in einem so intimen Interieur zu zeigen, ist einzigartig in der Malerei der Zeit (zumindest hat sich kein früheres Beispiel erhalten).

Die Gesichtszüge der Frau wirken dabei noch idealisiert und erinnern an die Madonnen in anderen Bildern van Eycks – die des Mannes dagegen erwecken bereits den Eindruck von Unverwechselbarkeit, von Individualität, der typisch werden wird für die nun aufblühende Renaissance.

Das Doppelporträt markiert auf vollendete Weise die Anfänge einer Kunst, die den Raum weitgehend perspektivisch exakt und den Menschen individuell und getreu der Wirklichkeit wiedergibt. Die „Arnolfini-Hochzeit“ wird so zum Auftakt einer neuen Epoche. Und van Eyck einer der Begründer jener Malerei, die nördlich der Alpen die Renaissance einleitet, in der sich die Meister von den erstarrten Traditionen der mittelalterlichen Kunst lösen.

**B**is zu seinem Tod steht van Eyck als Hofmaler in Diensten von Philipp dem Guten. Über seine letzten Lebensjahre ist nicht viel bekannt. Der Meister aus Brügge stirbt vermutlich im Juni 1441. Denn zu jener Zeit erhält der Schatzmeister einer Kirche der Stadt Geld für die Kosten seiner Beerdigung.

Der Ruhm des Malers verbreitet sich bald in ganz Europa – und dringt auch nach Italien. Der individuelle Ausdruck seiner Gestalten, die Technik und der Detailreichtum seiner Ölgemälde beeinflussen schon bald italienische Künstler wie Vittore Carpaccio und Gentile Bellini.

Und so wird die Kunst jener Zeit mit geprägt durch einen Mann des Übergangs, der weitab von den Meistern in Italien arbeitete, der möglicherweise allein für sich die Zentralperspektive entdeckte – und der mit der scheinbar simplen Darstellung eines Paares eines der großen Rätselwerke der Kunstgeschichte erschuf. □

Die Hanse – um 1400

Hulla sum merore voluptus  
G. Gysel

# Von Koggen und Kontoren

— Von CAY RADEMACHER

Zahlreiche deutsche Städte vereinen sich im  
Mittelalter nach und nach zur Hanse, einer Organisation  
zur Durchsetzung von Handelsinteressen. Ihre Schiffe  
kreuzen Nord- und Ostsee, ihr Reichtum lockt viele Glücks-  
ritter an. Männer wie Hildebrand Veckinchusen, der  
ein Vermögen verdient – und wieder verliert



Große Niederlassungen unterhält die Hanse in England, Flandern, Norwegen und Russland. Das älteste dieser von allen Mitgliedern getragenen Kontore ist der »Stalhof« in London – in dessen Räumen Hans Holbein d. J. 1532 den Danziger Kaufmann Georg Gisze porträtiert



Welcher Weg führt zu Ruhm und Macht, wenn einer nicht als Fürst oder Ritter geboren wird? Wenn er sich nicht berufen fühlt oder von seinen Eltern auserwählt wird, Gott in Kirche oder Kloster zu dienen? Wenn er nichts hat als Mut und Ehrgeiz – und den Willen, sein Glück zu versuchen?

Dann wird so jemand Kaufmann.

Dem wird das Kontor zur Burg und das Rechnungsbuch zur Bibel. Den führen nicht Kreuzzüge in die Fremde, sondern Geschäfte. Dem verleihen weder Schwert noch Hirtenstab Sicherheit, sondern Gulden und Dukaten. Der hat oft keine Vergangenheit, auf die stolz zu sein sich lohnt – wohl aber eine Zukunft, auf die sich Wechsel ziehen lassen.

Dies ist die Geschichte eines Kaufmannes, der aus einer Stadt kommt, deren Namen man heute nicht mehr kennt. Der eines Tages auswandert in die Welt der Messen und Koggen, in der Pelze zu Zehntausenden gehandelt werden und dazu Bernstein und Spezereien und alles, was Okzident und Orient hergeben. Wo Schnelligkeit mehr zählt als die Abstammung. Wo man mit einer einzigen Idee ein Vermögen gewinnen und es durch einen Fehler auch wieder verlieren kann.

Dies ist die Geschichte vom Aufstieg und Fall des Hansekaufmannes Hildebrand Veckinchusen, von seiner Leidenschaft an der Spekulation, von reich beladenen Schiffen und riskanten Krediten, von Geld und Ehre – und davon, wie einer beides gewinnt und wieder verliert.

Den Kaiser, so wird Hildebrand Veckinchusen schreiben, habe er 1377 in Dortmund gesehen, „als ich noch im Schellenkleide herumhüpfe“, also als Kind. Ein paar Jahre zuvor ist er demnach wohl geboren worden, wahrscheinlich irgendwo in Westfalen.

Nichts ist bekannt über die Familie, die vermutlich nicht arm gewesen ist. Wo haben die Veckinchusens gelebt? Was war ihr Gewerbe? Dokumente über die älteren Veckinchusens haben die Zeiten nicht überdau-

ert. Eines nur scheint sicher zu sein: Die Eltern bringen Hildebrand und seine Geschwister in halb Europa unter, im größten Handelsraum der Alten Welt.

Dem der Hanse. Einer Macht, wie es zu jener Zeit keine andere gibt in Europa: Sie ist kein Reich, kein militärisches Bündnis – vielmehr eine Handelsvereinigung, deren Grenzen im Ungefährten verlaufen.

Wo liegen die Wurzeln der *dudeschen hense*? Niemand vermag es genau zu sagen.

Im Frühmittelalter befahren Wikinger und Friesen Nord- und Ostsee. Spätestens um 1100 bekommen sie Konkurrenz von anderen deutschen Händlern. Aus dieser Zeit sind Urkunden überliefert, die zeigen, dass Kaufleute aus Köln und Bremen nach England und Skandinavien reisen. Sie werden in der Nordsee zu Pionieren der Hanse.

An der Ostsee eröffnet Adolf II. von Schauenburg, Graf von Holstein, im Jahr 1143 ein neues Zeitalter. Der Landesherr gründet auf einer von Flüssen umschlossenen, 135 Hektar großen Landzunge nicht weit von Hamburg eine Niederlassung für deutsche Zuwanderer, die er nach einer slawischen Vorgängersiedlung Lübeck nennt.

Die neue Stadt ist knapp 20 Kilometer vom Meer entfernt, sodass Seeräuber sie nicht leicht überfallen können, doch durch die Trave mit der Ostsee verbunden. Zudem am kürzesten Landweg nach Hamburg gelegen, dem Tor zur Nordsee.

Werber schickt der Graf aus, nach Holland, ins Rheinland – und nach Westfalen, in die Heimat der

**Der Weinmarkt in Brügge vor dem Hafenlastenkrahn, um 1530.**  
**Die flämische Stadt ist der wichtigste Handelsplatz Westeuropas. Hier fädelt der Lübecker Bürger Hildebrand Veckinchusen seine Geschäfte ein**



Veckinhusens. Diese Abgesandten versprechen Einwanderern Bauland und die Unterstützung der neuen Ansiedlung durch den Landesherren, dazu Freiheit von manchen Abgaben und günstige Bedingungen für den Fernhandel. Und so kommen Abenteurer in den Norden, denen ihre Städte und Dörfer am Rhein oder an der Emscher zu eng geworden sind.

Zunächst säumen nur Buden den Marktplatz. Doch der Ort ist gut gewählt, denn hier kreuzen sich Handelswege von Nord- zu Ostsee, von Osteuropa und Skandinavien nach Mitteleuropa, und so werden die hölzernen Bauten der Pioniere schon bald durch größere Steinhäuser ersetzt. Da es im Land kaum Brüche gibt, aus denen sich Granit oder andere Steine gewinnen lassen, verwenden die Baumeister hier vor allem gebrannte Ziegel, den „Backstein“.

Viele Häuser sind Kontore, also Wohn- und Geschäftsgebäude zugleich: schmale, spitzgiebelige Bauten mit einer Diele und manchmal auch der *scrivekamere*, der „Schreibkammer“ des Kaufmannes, zu ebener Erde. In den Geschossen darüber liegen die Speicher, noch weiter oben dann die Räume der Händlerfamilien und ihres Gesindes.

Bald fassen steinerne Kais den Hafen ein, später trägt ein Kran die Lasten der Schiffe von Bord. Eine für die Lagerung von Stoffen errichtete Tuchhalle wird zum Rathaus umgewidmet und mehrfach erweitert. Nördlich und südlich des Marktes wachsen Marienkirche und Dom in die Höhe.

**Lübeck um 1570: Der 1143 nahe der Ostsee gegründete Ort entwickelt sich binnen weniger Generationen zur zweitgrößten deutschen Stadt mit 20 000 Einwohnern – und zum wichtigsten Hafen und politischen Zentrum der Hanse**

Vor allem St. Marien, die Kirche des Rates, wird zum Symbol der Stadt: Klar ist dieses Gotteshaus, von außen unverschnörkelt – und himmelstürmend. 125 Meter ragen ihre schmalen Doppeltürme auf, fast doppelt so hoch wie die wuchtigen Stümpfe der berühmten Kathedrale Notre-Dame zu Paris.

**L**übeck blüht auf wie nie zuvor eine Stadt im Reich. Um 1400 leben etwa 20 000 Menschen an der Trave, ein städtisches Verzeichnis nennt 1876 Häuser. Die Gründung des Grafen von Holstein ist innerhalb von 250 Jahren zur zweitgrößten Gemeinde Deutschlands geworden. Nur Köln mit 40 000 Einwohnern ist größer, doch reicht die Geschichte der Rheinmetropole schließlich bis in die Römerzeit zurück.

Mehr noch: Zur Zeit von Lübecks Gründung Mitte des 12. Jahrhunderts sehen seine Bürger schnell, dass es anderswo an der Ostsee kaum Städte gibt. In Skandinavien finden sich überwiegend bäuerlich geprägte Weiler, ebenso in Polen, in Livland, in Preußen. So entwickelt sich Lübecks erstes großes Exportgut: Menschen.

Denn unentwegt strömen Glücksritter aus dem Westen hierhin. Viele schleust die Stadt weiter an die Gestade rund um das Mare Balticum. Von Lübeck aus tragen deutsche Kaufleute im 13. Jahrhundert zur Gründung von Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswald bei.

Manche verschlägt es in die abgelegene Doppelstadt Berlin-Cölln. Andere fahren nach Schleswig, das zu Dänemark gehört, nach Schweden,



Norwegen, Nowgorod und ins Innere Russlands; selbst die Wildnis von Finnland hält das Versprechen auf Gewinne bereit.

Einige dieser deutschen Kaufleute, die regelmäßig die im Zentrum der Ostsee gelegene Insel Gotland besuchen und von dort aus weiter nach Osten fahren, schließen sich schon bald zu einer Genossenschaft zusammen, um ihren Handel zu koordinieren. Auch sie sind Wegbereiter der Hanse.

In England treffen die Pioniere aufeinander: all die Kölner, Lübecker und Bremer (und inzwischen auch Hamburger) Unternehmer, die in London kaufen und verkaufen – sowie die anderen Händler von der Ostsee, die es im 13. Jahrhundert nun ebenfalls dorthin zieht.

Der englische König Heinrich III., der ihnen in den Jahren 1266/67 neue Privilegien zugesteht, nennt sie „hansa“. Es ist die älteste Überlieferung dieses Namens für eine Gruppe deutscher Kaufleute. (Der Begriff geht auf das germanische Wort für „Schar“ zurück.)

A nfangs stehen die Kaufleute aus deutschen Landen, die nach und nach als „Hansen“ bekannt werden, in harter Konkurrenz zu einander. Doch sie merken bald, dass sie günstiger einkaufen und teurer verkaufen können, wenn sie kooperieren. Dass sie sich besser gegen Steuerforderungen lokaler Fürsten behaupten können. Und, vor allem: dass es für sie leichter ist, über große Entfernungen

## Eine solche Wirtschaftsmacht hat es zuvor noch nicht gegeben

Geschäfte abzuschließen, wenn sie den Handel gemeinschaftlich organisieren. Also arbeiten sie fortan zusammen, wenn auch noch meist nur in eher unverbindlicher Form.

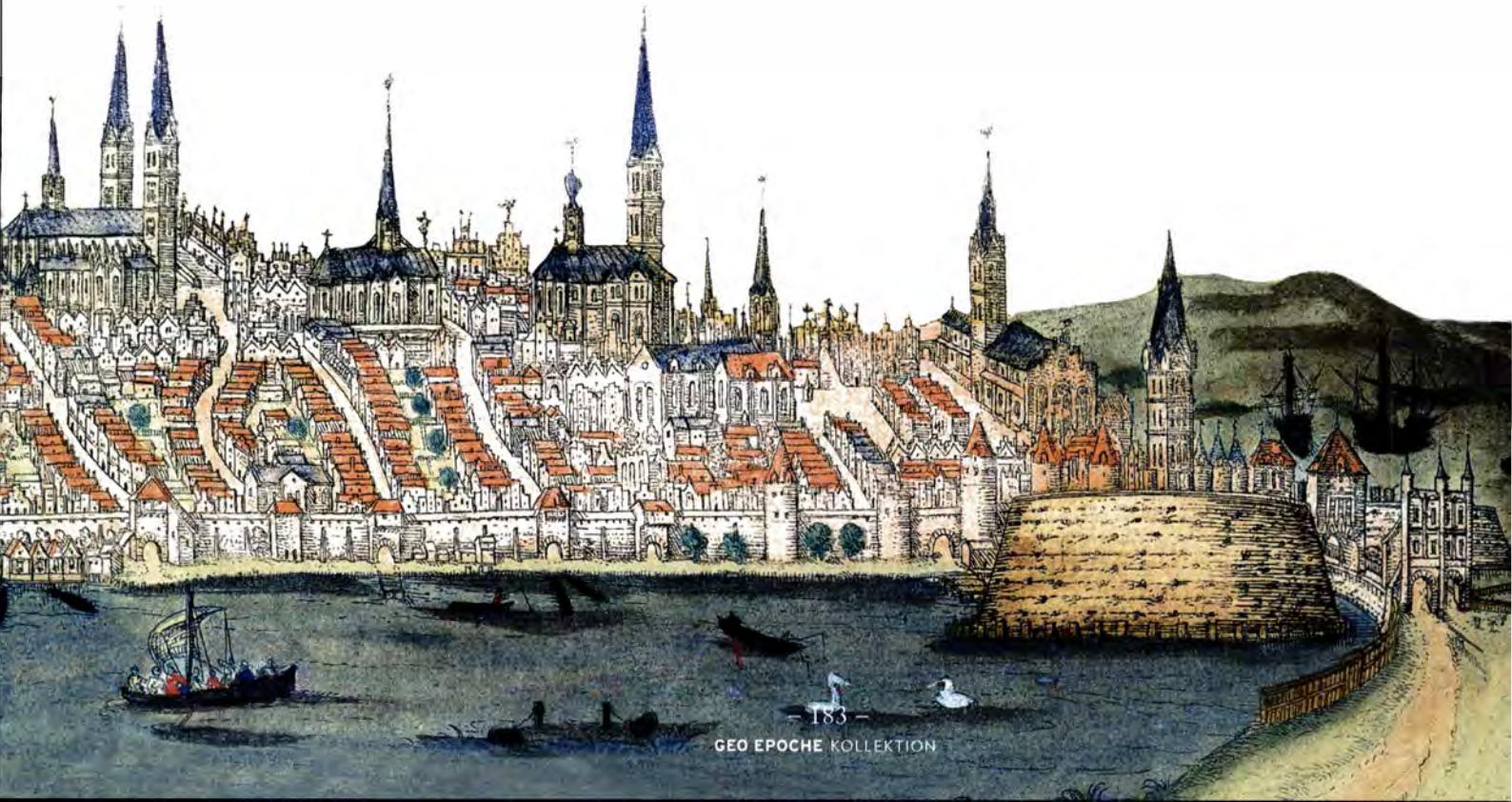
Als es aber 1356 wieder einmal zu einem Konflikt der deutschen Kaufleute mit

dem Handelspartner Brügge kommt, lädt der von Kaufleuten dominierte Rat der Stadt Lübeck zu einer Versammlung: Auf diesem ersten „Hansetag“, zu dem andere Städte Abgesandte schicken, soll ein Boykott gegen die flämische Metropole koordiniert werden.

Der Hansetag – der fortan unregelmäßig einberufen wird – entscheidet über Kriege (etwa gegen den König von Dänemark, der immer wieder versucht, die Herrschaft über die Ostsee zu erringen), über Sanktionen oder Friedensschlüsse, über wirtschaftliche Vorschriften (wie Gewichte, Maße oder Stapelrechte), und er löst Konflikte zwischen den Hansestädten.

Die Hanse, lange Zeit nur eine lockere Organisation deutscher Kaufleute, ist auf diese Weise zu einer Vereinigung deutscher Städte geworden.

Doch sie ist kein formales Bündnis. Manche ihrer Mitglieder unterstehen als Reichsstädte de jure dem Kaiser, andere hingegen Landesherren wie etwa dem Grafen von Holstein. Sie hat keine einheitliche Verwaltung, keine gemeinsame Armee oder Flotte (im Kriegsfall muss jede Stadt sehen, wie sie Bewaffnete stellt), keine Grenzen, kein Siegel. Es ist nicht einmal fest-



gelegt, welche Kommunen denn eigentlich zur Hanse gehören. Rund 70 Städte werden schließlich zur Gemeinschaft gerechnet, gut 100 weitere sind assoziiert.

Doch auch wenn sich ihre Ursprünge im Dunkeln verlieren und ihre Kompetenzen oft im Ungefahrene verlaufen – eines ist um das

Jahr 1400 deutlich: Die Hanse ist eine Wirtschaftsmacht, wie es sie in Europa noch nicht gegeben hat.

Denn wer braucht noch Herrscher oder Landesgrenzen, wenn das Geld regiert? So scheinbar gleichgültig gegenüber vielen Insignien und Institutionen die Hanse auch wirkt, in einem ist sie gnadenlos präzise: in Wirtschaftsfragen.

Nur Kaufleute einer allseits anerkannten Hansestadt können in den Genuss der hansischen Privilegien kommen. Sie zahlen nur wenige oder gar keine Abgaben an lokale Herren, weil sie oft die einzigen Kaufleute sind, die in großen Mengen wichtige Waren wie etwa Getreide ins Land bringen können. Sie dürfen in der Fremde Häuser und Land erwerben – und werden doch nach ihrem eigenen Recht beurteilt. Streitigkeiten regeln sie untereinander.

Sie haben das Recht, Maße und Gewichte anhand von amtlichen Mustern zu prüfen. Werden sie in der Fremde ausgeraubt, sind ihnen die ausländischen Fürsten oder Stadträte häufig zu Schadenersatz verpflichtet.

All die Rechte und Privilegien, die sich deutsche Kaufleute irgendwann zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert an verschiedenen Standorten gesichert haben, gelten spätestens ab 1356 für alle Mitglieder der Hanse. So entsteht in gewisser Weise ein gigantischer einheitlicher Markt von England und Flandern im Westen über Mittel- und Norddeutschland, Skandinavien bis hin nach Polen, Litauen und russischen Fürstentümern im Osten.

Und das Haupt der Hanse ist Lübeck. Meist sind es die Ratsherren der Travestadt, die zu Hansetagen einladen. Oft gilt das Lübecker Recht auch anderswo. Viele Warenströme laufen hier zusammen.

Östlich entlang der Küste reihen sich weitere Hansestädte: Rostock, Stralsund, Danzig, Riga, Reval. Im preußisch-polnischen Binnenland liegen Thorn, Breslau und Krakau. An der Nordsee gehört Bremen dem Bund an, an der Elbe Hamburg und sogar Kampen am IJsselmeer. In West- und Mitteldeutschland Lüneburg, Osnabrück, Dortmund, Köln, Magdeburg, Erfurt.

An den ausländischen Zielorten ihrer Handelsreisen unterhält die Hanse meist Niederlassungen, ihre „Faktoreien“: etwa in Smolensk am Dnjepr, in Viborg und Abo im heutigen Finnland, in Oslo, im südschwe-

## Wer braucht noch eine Regierung – wenn doch nun das Geld regiert?

dischen Skanör, in Ipswich und einem halben Dutzend weiterer englischer Städte.

In den vier wichtigsten Standorten stehen besonders große Faktoreien, die Hansekontore: im norwegischen Bergen, in London, in Nowgorod und im flämischen Brügge, dem bedeutendsten Handelsplatz Westeuropas.

Zu den großen Kontoren der Hanse gehören in der Regel Wohn- und Lagerhäuser, Stapel- und Umschlagplätze; dazu meist eine Kirche für das Seelenheil der Kaufleute in der Fremde. Und ein Friedhof für all jene, die über ihren Geschäften verschieden sind.

**G**egen Ende des 14. Jahrhunderts finden sich Mitglieder der Familie Veckinchusen an vielen Orten der Hanse. Ein Bruder Hildebrands wird Kaufmann in Reval, ein anderer macht Geschäfte in Riga und bringt es dort zum Rats herrn und Bürgermeister. Ein weiterer ist Geistlicher, wahrscheinlich in Dorpat, eine Schwester „Klosterjungfrau“ im mecklenburgischen Zarrentin.

Hildebrands Bruder Sivert schließlich, vielleicht der begabteste Kaufmann der Familie, geht zunächst nach Brügge und lässt sich später in Lübeck nieder, der wichtigsten Hansestadt.

Wie es die Veckinchusens angestellt haben, welche Verbindungen sie nutzten, womit sie ihr erstes Geld verdient haben – darüber ist nichts bekannt. Vielleicht haben sie, wie so viele Auswanderer, Verwandte gehabt, die bereits in der Fremde ihr Glück gemacht haben und den Neuan kömmlingen Starthilfe geben. Heimat ist der Familie jedenfalls, so scheint es, vor allem der Ort, an dem sich Geld verdienen und Karriere machen lässt. Loyalitäten sind, falls überhaupt, den Verwandten und Geschäftspartnern vorbehalten, keinem Land und keiner Stadt.

Hildebrand ist vermutlich etwa 13 Jahre alt, als er das Gewerbe des Kaufmanns lernt – wahrscheinlich in Dorpat. Spätestens 1393 lässt er sich im flämischen Brügge nieder, dem westlichen Außenposten im entstehenden Handelsimperium der Veckinchusens.

Fortan senden sich die Brüder, vor allem Hildebrand und der ab etwa 1400 in Lübeck residierende

**Das Porträt des Kölner Kaufmanns Hermann Hillebrandt Wedigh malt Hans Holbein d. J. 1533.**

**Auch die Rheinmetropole gehört zur Hanse. Sie exportiert unter anderem Wein**

ANNO 1533

ATATIS SVA 39



Sivert, Briefe zu. Sie setzen Schreiben auf, die sie reitenden Boten mitgeben oder Kapitänen. Über mehr als drei Jahrzehnte verabreden sie in ihren Briefen Geschäfte, tauschen Preise aus, schätzen die Kreditwürdigkeit möglicher Handelspartner ab – und diskutieren auch so manche Privatangelegenheit.

Doch das erlauben sie sich nur dann, wenn noch Platz ist auf dem Briefbogen und wenn sie Zeit haben. Denn Zeit ist Geld, und häufig enden die Botschaften abrupt mit der alles erklärenden Formulierung: „gescreven met hast“.

Etwa 550 Schreiben haben die Zeiten überdauert: weit mehr und weitaus persönlichere Zeugnisse als die irgendeines anderen deutschen Kaufmanns des Mittelalters – vermutlich, weil sich Jahre nach dem Tod aller Protagonisten deren Erben einen Rechtsstreit liefern, für den die Briefe als Beweismittel dem Gericht von Reval vorgelegt und von diesem später dem Archiv übergeben werden.

Hildebrand jedenfalls geht nach Brügge. 1402 mietet er ein Haus für vier Pfund Groten, halbjährlich zahlbar. Das ist ihm Kontor, also Büro, Warenkeller und Wohnstube in einem.

Zunächst laufen die Geschäfte blendend. Denn die Welt der Kontore und Marktplätze ist längst grenzenlos geworden. Sie ist ein Universum des Duftes und der exotischen Gerüche; aus ihren Lagern strömt eine sinnverwirrende Mixtur, die sich über den fauligen Gestank legt, wie ihn eine gewöhnliche Stadt verbreitet.

**B**ürgge: Hier riecht es nach Wolle und Färbestoffen, denn es werden Tuche feilgeboten, vom kostbaren Scharlach – gewirkt in der Stadt selbst, in Gent, Ypern oder Mechelen – bis zu einfacheren Wollstoffen. Dazu Samt und Brokat, die italienische Händler nach Flandern liefern, und pastellfarbene Tuche aus dem Languedoc. In der Stadt nahe der Nordsee können die Hansekäufleute alle Stoffe erwerben, um sie gen Osten zu bringen. Tuche stellen zeitweilig ein Drittel aller Einfuhren nach Lübeck.

Zudem verbeiten sich in der Stadt die Ausdüngungen von Pelzen und Tierhäuten. Zobel, Marder, Biber, Hermelin, Luchs, Otter, Wiesel, Eichhörnchen und Kaninchen erlegen Jäger in Karelien, an der Wolga, an den Küsten des Weißen Meeres. Vom Hansekontor in Nowgorod aus werden sie via Lübeck nach Brügge und ins gesamte Abendland transportiert.

Auch nach Kerzenwachs aus den russischen Wältern duftet es; nach Holz; nach Asche, mit der Stoffe

gebleicht werden; nach Pech, mit dem man Schiffe kalfatert; nach Baumharz, das als Bindemittel für Farben dient – alles Waren, die vor allem aus Danzig oder Riga angeliefert werden.

Aus Danzig kommen auch Roggen, Gerste und Weizen, geerntet in Polen und Preußen. Aus Bergen wird Stockfisch angeliefert, aus Schonen Salzhering.

Überhaupt Salz: Ein Fass Salz braucht man, um vier bis fünf Fässer Hering zu konservieren oder zehn Fass Butter. Nur durch Salz lassen sich viele Vorräte haltbar machen. Doch die Ostsee ist so salzarm, dass nirgendwo Salinen betrieben werden können.

Steinsalz wird bei Lüneburg gewonnen und von Lübeck aus verschifft, was beide Städte reich macht.

Doch jährlich fahren auch Dutzende Schiffe bis nach Bourgneuf an der französischen Atlantikküste, ja bis nach Lissabon, wo sie jeweils tonnenweise Meersalz eingeschlagen für den langen Weg zurück.

Bremen, Hamburg, Wismar, Rostock und Danzig liefern Biere, die berühmt sind; in Hamburg allein füllen rund 500 Brauereien jährlich etwa 400 000 Hek-

toliter in Fässer. Kölner Kaufleute verschiffen Wein von Rhein und Mosel nach Brügge, England und Norwegen. Danziger Segler bringen französische Rebensaft aus La Rochelle, Weine aus Portugal und Spanien.

Und so zirkulieren Waren quer über Nord- und Ostsee, über Fernstraßen und Flüsse: Kupfer aus Schweden, Preußen und Ungarn. Westfälisches Leinen, das Hamburger Schiffe nach England transportieren, wo es zu Segeln vernäht wird; das Tauwerk für die Segler wiederum wird aus preußischem und livländischem Flachs und Hanf gedreht. Öl aus Spanien bringen die Segler nach Norden, Butter aus Schweden nach Süden.

Seidendecken aus China und Bagdad, die russische Händler über das Schwarze Meer und die Flüsse ihrer Heimat bis Nowgorod transportieren, werden von dort ins Abendland verschifft – eingetauscht wohl unter anderem gegen Honig aus Pommern, Niedersachsen und Mecklenburg, der nun in den Orient gelangt.

Venezianische Händler liefern Safran, Pfeffer, Ingwer und andere orientalische Gewürze sowie Südfrüchte, etwa Feigen, nach Brügge – wo Lübecker die Spezereien aufkaufen. Dafür bringen lübische Händler von der preußischen Küste Bernstein für Rosenkränze, die in Venedig begehrt sind.

Für den Transport der Schätze sind große Segler nötig: die Koggen. Diese einmastigen, zwischen 20 und 30 Meter langen Schiffe mit geradem Bug und plumpen





Hamburg wird von Elbe und Alster durchflossen. Auch viele andere Häfen der Hanse liegen etliche Kilometer hinter der Küste – nicht zuletzt zum Schutz gegen Piratenangriffe

nur mit vier, fünf Knoten durch die See und sind damit so ganz anders als die schlanken, wendigen Drachenboote der Wikinger, die zuvor die nördlichen Meere beherrscht haben. Doch eine Kogge fasst bis zu 200 Tonnen Fracht, mehr als das Dreifache der Drachenboote. Auf manchen dieser Segler stapeln sich, wasserdicht verpackt in Fässern, über 200 000 Pelze. Und die Holk, ein modernerer, noch wuchtigerer Schiffstyp, der gerade in den Jahren aufkommt, da Hildebrand Veckinchusen seine Geschäfte macht, fasst sogar die doppelte Frachtmenge.

Manches Schiff wird nie wieder gesehen. Vor allem bei Sturm oder Nebel laufen die Segler auf Riffe und Sandbänke entlang der Küsten – oder sie verschwinden auf hoher See. Andere reich beladene Koggen werden von Piraten ausgeplündert.

In den Jahren, da die Veckinchusen-Brüder die ersten Geschäfte abschließen, suchen Freibeuter, die

Aufbauten auf Vor- und Achterdeck sind wohl schon um das Jahr 1000 von friesischen Seefahrern genutzt worden.

Denn die Koggen mögen gedrungen wirken (die Rumpfbreite entspricht ungefähr einem Drittel der Länge). Sie schleichen auch

von einer Flotte des Deutschen Ordens aus der Ostsee vertrieben wurden, die Nordsee heim. Im Jahr 1400 lassen viele von ihnen, darunter der Legende nach der berühmte Klaus Störtebeker, in Hamburg ihr Leben auf dem Richtblock des Henkers.

Seenot und Piraterie: welche Risiken! Aber auch: was für Möglichkeiten, Geschäfte zu machen!

Wenn man die richtigen Verbindungen hat.

**H**ildebrand Veckinchusen heiratet, nachdem seine erste Frau früh verstorben ist, ein Mädchen aus Riga. Die 15-Jährige hat ihm der dort lebende Bruder in einem Brief angepriesen. Hübsch sei sie, diese Margarete, vor allem aber bringe sie eine gute Mitgift und exzellente Kontakte zu den in Livland aktiven Handelsfamilien mit. Also nimmt Hildebrand sie zur Gattin.

Eine kurze Zeit lang lebt er bei der Schwiegerfamilie in Riga, dann lässt sich Margarete Veckinchusen in Lübeck nieder. Hildebrand ersteht dort ein Haus für seine Gattin und die Kinder, die sie ihm bald gebiert, drei Töchter und vier Söhne. Er selbst ist nur selten in Lübeck, obwohl er das Bürgerrecht der Stadt erwirbt. In manchen Jahren sieht er seine Familie überhaupt nicht. Denn die Geschäfte halten ihn in Brügge fest.

So kauft Hildebrand dort Tuche auf und sendet sie gen Osten. In umgekehrter Richtung transportiert er Wachs und Butter, Speck, Bier und Pelze. Rund 200 000 Felle führt er jährlich ein. In der Regel bringen die Fahrten mit Pelzen zwischen zwei und 16 Prozent Gewinn.

Erfolgreich ist Hildebrand, angesehen bei seinen Geschäftspartnern, ein Mann mit *ere und geloven*, „Ehre und Glauben“. Einer, dem Partner bereitwillig Kredit gewähren – und der glaubt, alle Tricks seines Metiers zu beherrschen.

Denn Veckinchusen, der wie fast alle Kaufleute wahrscheinlich nur wenige Gehilfen angestellt hat, muss ständig rechnen und kontrollieren.

Wenn er etwa in fernen Städten Handel treibt, muss er darauf achten, bei der Umrechnung der Währungen nicht betrogen zu werden: 100 Mark Silbergeld in Lübeck entsprechen 53 Mark in Preußen, 64 Mark in Riga, 15 Pfund Groten in Brügge, 16 Rubel in Nowgorod und 13 Pfund Sterling in London.

Eine Elle Tuch ist in Brügge 67 Zentimeter lang, in Lübeck 57 Zentimeter, in Riga 53 und in Nowgorod 44. Kauft er also in Brügge 100 Ellen Tuch ein, verkauft er sie in Nowgorod als 150 Ellen – allerdings bekommt er dafür Rubel und muss sehen, dass er nicht zu schlecht wegkommt, wenn er sie zurücktauscht.

Hildebrand muss wissen, dass ein Hundert französischen Salzes aus Bourgneuf – ungefähr 14 Tonnen – 7,5 hansischen Last entspricht; ein Hundert portugiesischen Salzes hingegen acht Last und somit knapp 15 Tonnen. Er muss wissen, dass die Fischhändler aus Schonen oft

gute Heringe oben und unten in die Fässer abfüllen und dazwischen minderwertige Ware stecken.

Ihm muss bewusst sein, dass Weinhandler aus Frankreich oder Köln mit Wasser panschen. Dass russische Verkäufer oft Fett, Eicheln oder Erbsen in ihre Wachsfässer stecken, um die Ware zu strecken. Und dass in manchen Häfen Waren hin und wieder in nassen Säcken verpackt werden, denn die sind schwerer und erhöhen so das Verkaufsgewicht der Ladung.

**S**o muss Hildebrand beständig beobachten, prüfen, kalkulieren. Muss über seine Briefpartner herausfinden, wo welche Waren gerade wie im Kurs stehen, wo Mangel herrscht und wo Überfluss. Bei welchen Münzen hat sich der Silbergehalt verschlechtert? Auf welchen Straßen lauern Räuber?

Welcher Fürst plant einen Krieg? Und ist dies gut, weil er Waren sucht? Oder schlecht, weil ein Konflikt die Handelswege unpassierbar macht?

Wie erfolgreich sind die Jäger vergangenen Winter in Karelien gewesen? Wie viel Salz werden die Meerwassersalinen von Bourgneuf hergeben dieses Jahr?

Sind Rosenkränze aus Bernstein gerade Mode in Venedig? Genießt der König von England lieber Rheinwein oder den aus Frankreich? Mögen die ehrbaren Kaufmannsfrauen von Lübeck wohl Korallenschmuck? Werden Weber, die höhere Löhne fordern, die flämische Tuchproduktion einschränken?

Man muss sich Hildebrand Veckinchusen als einen Mann vorstellen, der niemals Ruhe hat. Der eilig jedes Schreiben liest, das ihm ein Bote aus einer fernen Stadt bringt. Der sich am Hafen bei den Kapitänen umhört, sie nach guten und schlechten Überfahrten befragt, nach dem Wetter, nach Neuigkeiten von allen Küsten. Der in den Kontoren und Markthallen Preise vergleicht und mit einem Griffel auf einer leicht wieder glatt zu strei-

chenden Wachstafel hastige Notizen macht. Der in seinem Kopf in venezianischen Dukaten und Ore aus Riga und rheinischen Gulden kalkuliert.

Anno Domini 1407 ist Hildebrand Veckinchusen ein wohlhabender Mann. Bis zu 25 000 Mark Vermögen werden die reichsten Handelsherren Lübecks zu jener Zeit besitzen; sein Wohlstand ist vermutlich etwas bescheidener. Er ist jetzt fast 40.

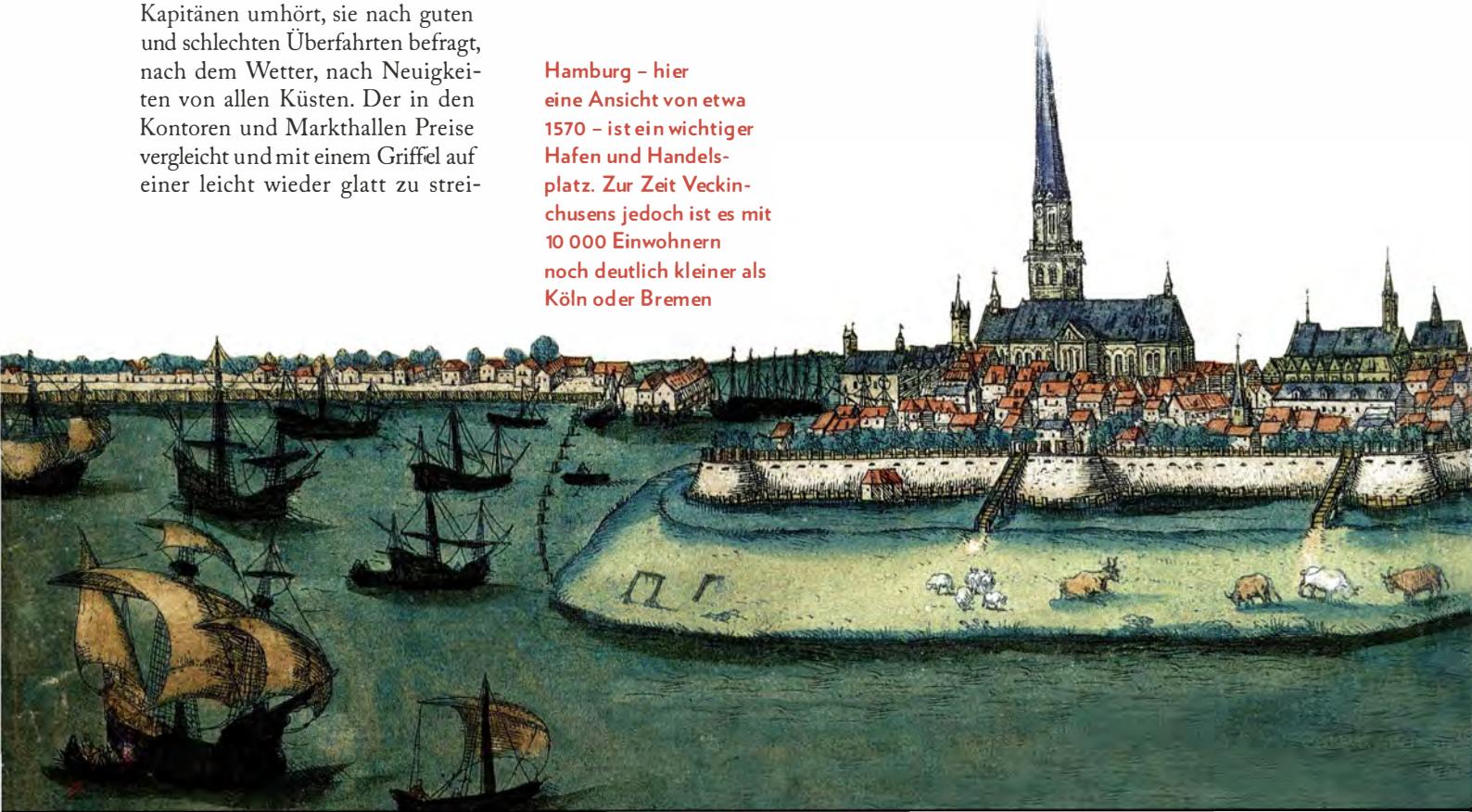
Doch statt sich mit seinem Erfolg zufrieden zu geben, stürzt er sich in ein Wagnis, so kühn und weit gespannt wie keines seiner Unternehmen zuvor.

In Brügge hat er gesehen, dass die italienischen Händler kostbare Waren des Orients feilbieten, Gewürze vor allem. Weshalb den Konkurrenten dieses Geschäft überlassen? Es ist wohl, das deuten die Briefe an, Hildebrand, der seinen Bruder Sivert und einige mit ihm befreundete Lübecker und Kölner Kaufleute zu einer Expansion überredet, wie sie so vermutlich noch kaum ein Hansekaufmann gewagt hat: Handeln wir doch direkt mit Venedig!

Hildebrands Plan: Er will gemeinsam mit seinen in Lübeck residierenden Kompagnons Pelze und Bernstein aus dem Osten heranschaffen und die Waren auf eigene Rechnung den Rhein hinauf und über die Alpen transportieren, um sie schließlich direkt in Venedig den Händlern anzubieten.

Das ist ein Wagnis – unter anderem deshalb, weil die Straßen kaum mehr sind als einfache Pfade, seit Generationen begangen, durch Wälder und Gebirge führend, aber meistens unbefestigt. Nur gelegentlich sind die Wege durch Steine, Bohlen oder wenigstens

Hamburg – hier  
eine Ansicht von etwa  
1570 – ist ein wichtiger  
Hafen und Handels-  
platz. Zur Zeit Veckin-  
chusens jedoch ist es mit  
10 000 Einwohnern  
noch deutlich kleiner als  
Köln oder Bremen



Reisigbündel verstärkt. Ansonsten: blanke Erde. Bei Regen verwandeln sich die Straßen in Morast, in dem Karren und Wanderer vielleicht ein, zwei Kilometer in der Stunde vorankommen, wenn überhaupt.

Die meisten Waren werden auf zweiachsige Wagen verladen, gezogen von Ochsen oder Pferden. Diese Karren sind kaum mehr als einen Meter breit, mehr lassen die armseligen Wege nicht zu.

In den Wäldern lauern Räuberbanden. Viele Ritter, ständig in finanziellen Nöten, überfallen die Züge der Händler und nehmen den Kaufleuten unter fadenscheinigen Vorwänden Münzen und Fracht ab. Oft verschleppen diese Raubritter ihre Geiseln in finstere Burgverliese, wo sie erst wieder freikommen, wenn Verwandte oder Geschäftspartner das geforderte Lösegeld bezahlt haben.

An jedem Stadttor, an jeder Furt stehen Wachen, die im Auftrag ihres Herrn Zölle erheben. Und damit die Karawanen schneller passieren können, plant ein weitsichtiger Kaufmann gleich „Ehrungen“ mit ein – die Bestechungsgelder, die den Wachen ausgezahlt werden, damit diese die Wagen nicht allzu genau kontrollieren.

Nach Veckinchusens Plan soll ein Partner in Köln den schwierigen Transport auf dem Weg gen Venedig organisieren. Der Lübecker Peter Karbow vertritt das Unternehmen bereits in der Lagunenstadt, im Fondaco dei Tedeschi, der Faktorei der Deutschen. Dort soll er die Hansewaren verkaufen und Gewürze erstehen, die dann wiederum gen Norden geschickt werden.

Wahrscheinlich am 1. Mai 1407 gründen die Brüder Sivert und Hildebrand Veckinchusen mit neun Partnern

aus Lübeck, Lüneburg und Köln sowie Peter Karbow und dessen Sohn die „Venedische Gesellschaft“ zu Lübeck. 5200 lübische Mark zahlen die Partner in die gemeinsame Kasse. Mit diesem Geld erstehen sie Pelze und Bernstein im Baltikum – und senden die ersten Waren nach Venedig.

**E**in Triumph. Denn Peter Karbow gelingt es auf Antrieb, Tausende Pelze zu verkaufen. Dafür ersteht er Gewürze – offenbar, so scheint es, fast wahllos und zu jedem Preis. Was kann schon geschehen? Ohne Zwischenhändler sind die Profite immens. 1409 verfügt die Venedische Gesellschaft bereits über mehr als 11 000 Mark Kapital: Das sind gut 100 Prozent Zuwachs in nur zwei Jahren.

Die Partner erhöhen ihre Anteile, pumpen Tausende Mark in die Gesellschaft. Ein grenzenloses Geschäft scheint sich da aufzutun.

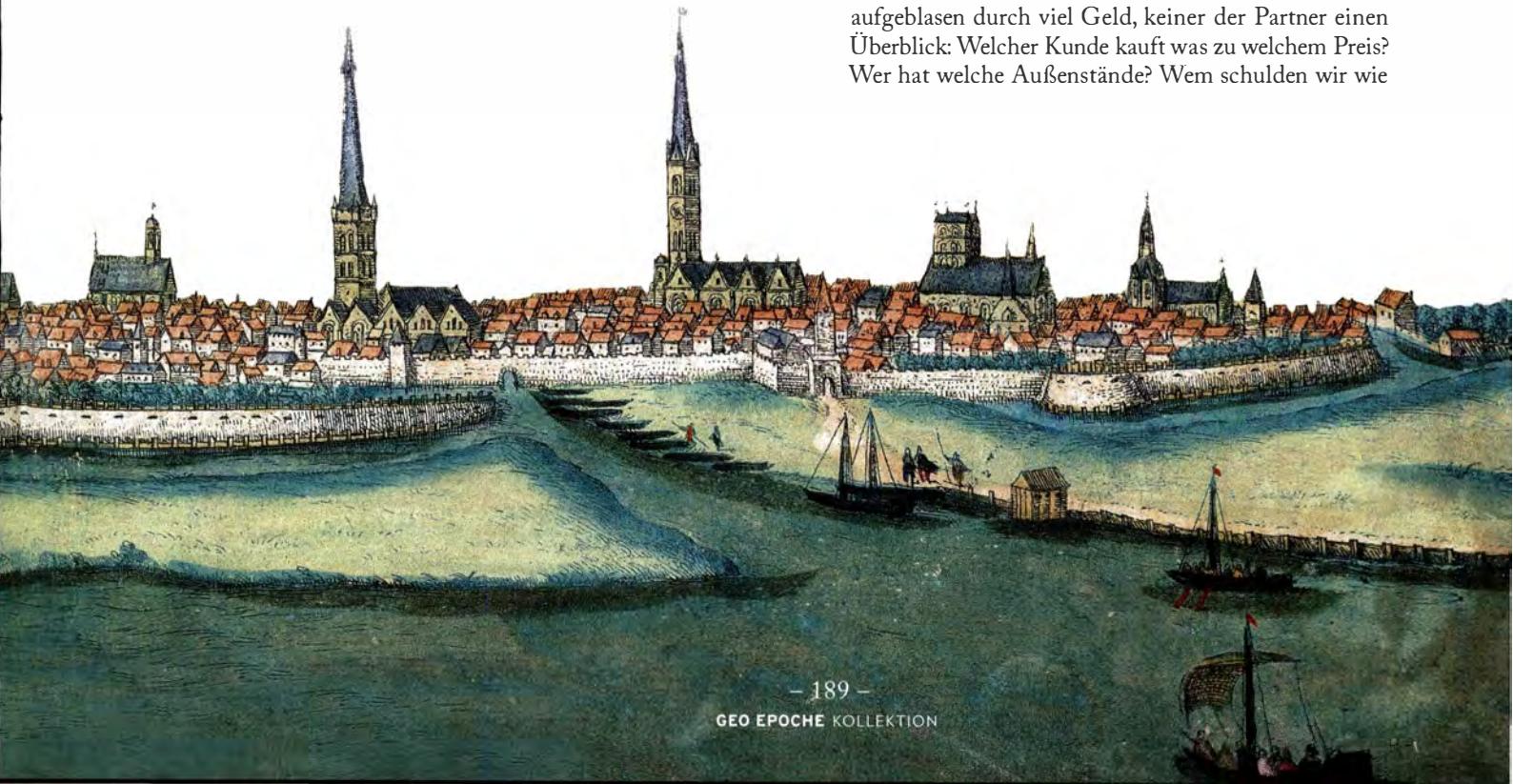
Und der einzige Fehler, so sieht es aus, ist der, nicht rasch genug zu investieren. Ein Rausch.

Wen stört da schon, dass die Venedische Gesellschaft kein gemeinsames Rechnungsbuch führt?

Jeder Kompagnon verzeichnetet, so ist es in der Hanse Brauch, nur seine eigenen Transaktionen schriftlich. Ein einheitliches System existiert in der Hanse nicht, jeder Kaufmann trägt Schulden und Außenstände so ein, wie es ihm beliebt.

Geschäfte, die sofort bar beglichen werden, tauchen oft gar nicht in den Rechnungsbüchern auf. Für die moderne doppelte Buchführung, wie sie die italienischen Konkurrenten beherrschen, kann sich in der gesamten Hanse nicht ein einziger der überaus konservativen Händler entscheiden.

Und so hat auch in der Venezianischen Gesellschaft, aufgeblasen durch viel Geld, keiner der Partner einen Überblick: Welcher Kunde kauft was zu welchem Preis? Wer hat welche Außenstände? Wem schulden wir wie



ANNO · DNI · 1541 ·

· ETATIS · SVÆ · 28 ·



viel? Hildebrand Veckinchusen hat, so steht zu vermuten, bereits 1409 die Kontrolle über das Unternehmen mehr oder weniger verloren.

Bis zum Frühjahr jenes Jahres liefert er 273 000 Pelze nach Venedig, das entspricht einer Menge von mehr als zwei Pelzen für jeden einzelnen Einwohner der Stadt. Der Pelzmarkt ist nun übersättigt – und die Preise beginnen zu fallen. Zugleich kauft Karbow weiterhin wie manisch ein: Zwischen 1409 und 1411 erwirbt er Gewürze für rund 70 000 Dukaten – das ist weitaus mehr Geld, als er im gleichen Zeitraum für die importierten Hanse-Waren erzielen kann.

Da ihm die Barmittel nicht ausreichen, kauft Karbow nun auf Pump: Er zieht Wechsel auf seine Partner – das sind Scheine, die deren Inhaber ermächtigen, bei den Kompagnons das ausstehende Geld einzutreiben. Und so tauchen plötzlich in Brügge, Köln und Lübeck Venezianer auf, die von Hildebrand Veckinchusen und seinen Teilhabern Hunderte, Tausende Mark verlangen. Die Männer müssen wohl oder übel zahlen.

Denn sollte ein Wechsel platzen, würde sich das rasch herumsprechen, und niemand würde mehr Geschäfte mit ihnen machen.

Hildebrand ermahnt Karbow. Doch der sitzt in Venedig, und keiner vermag ihn zu kontrollieren. Wie viele Wechsel er schon ausgestellt hat? Er weigert sich, gegenüber seinen Partnern genau abzurechnen.

Schlimmer noch: Von einem venezianischen Lieferanten lässt er sich um 1500 Dukaten betrügen. Und als er eine Ladung Ingwer zu Hildebrand nach Brügge schickt, rechnet er eine Menge von 23 220 Pfund Gewicht ab. Hildebrand lässt nachwiegen – und stellt fest,

dass nur 20 856 Pfund angekommen sind. Versucht Karbow ihn zu betrügen? Oder ist er bloß fahrlässig?

Zu allem Unglück wird nun der Kölner Partner der Gesellschaft von Raubrittern überfallen, die ihm 1700 Gulden stehlen.

Da gerät Sivert Veckinchusen, der bereits zuvor unruhig geworden ist, in Panik. Karbows Wechsel haben ihn bereits an den Rand des Bankrotts getrieben:

„Von den 800 Gulden, kan ic nicht betalen“, gesteht er seinem Bruder in einem Brief und fleht Hildebrand an, das Geld statt seiner vorzuschießen, denn sonst müsse er „grote noet leyden“.

Der Angesprochene ist großzügig und regelt von Brügge aus die Verbindlichkeit.

Sivert, knapp dem Bankrott entronnen, hat nun genug vom Risiko und vom Spiel um das ganz große

Geld. Er will zurück zu seinem traditionellen Geschäft. Wenn man dafür die bereits aus Venedig herangeschafften Waren mit Verlust verkaufen müsse, dann sei's drum.

Hauptsache, das Abenteuer Venedische Gesellschaft wird beendet!



Doch Hildebrand klammert sich an den Traum vom Handel quer durchs Abendland. Er will weitermachen, will in Italien neue, risikoreiche Geschäfte einfädeln. Zudem verdächtigt er Sivert, dass der gute Geschäfte für sich allein verbucht, risikoreiche hingegen auf die Gesellschaft abwälzt.

Nun wechseln die Brüder bittere Worte. Sivert schreibt düster von „grote unvruntscap (Feindschaft) und schaden“ zwischen den beiden Veckinchusens. Schließlich wird die Gesellschaft mit hohen Verlusten für alle Beteiligten liquidiert.

Und zwischen den Brüdern entsteht etwas, das nicht in Zahlen und Bilanzen sichtbar ist: Misstrauen, Verärgerung, Rachsucht, vielleicht gar Hass.

Doch selbst jetzt gibt Hildebrand nicht auf: Dann will er es eben allein in Italien wagen! Für mehrere Tausend Dukaten kauft er in Brügge auf Kredit einen kostbaren Stoff auf, aus dem Banner und Fahnen genäht werden sollen. Sein Bruder Sivert weigert sich, auch nur einen Pfennig in das Geschäft zu investieren: „Doe segede ic neyn“, teilt er dem Bruder lakonisch mit.

Der Vorsichtigere der beiden wird recht behalten: Der Banner-Stoff lässt sich in Venedig nur mit Verlust verkaufen. Plötzlich ist Hildebrand, der Aufsteiger mit dem großen Vermögen und dem noch größeren Ehrgeiz, ein Getriebener. Denn nun geht ihm das Kapital aus.

Im Mai 1418 platzen zwei Wechsel, die auf Hildebrands Namen gezogen worden sind. Der Händler in Brügge kann nicht zahlen. Er bittet seinen Bruder, den er selbst erst wenige Jahre zuvor finanziell gerettet hat, um Beistand. Doch Sivert lehnt ab – und erhöht zudem noch den moralischen und finanziellen Druck. Denn

**Selbstbewusst blickt dieser kostbar gewandte Händler auf einem Gemälde Hans Holbeins aus dem Jahr 1541. Die Hansekaufleute sind einflussreich und werden etwa von der englischen Krone mit umfassenden Privilegien ausgestattet**

auch er bekomme ja noch Geld vom Bruder – so behauptet er zumindest –, und der solle gefälligst zahlen, „wat gy my schuldych syn“.

Was nun?

Da hört Hildebrand irgendwann im Winter 1419/20, dass im kommenden Jahr keine hansische Salzflotte aus Frankreich gen

Ostsee abgehen werde. Weshalb das so sein soll, lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren. Der Kaufmann jedenfalls reagiert sofort: Wenn das französische Salz nicht nach Riga und Dorpat gelangt, werden dort die Preise dieser lebensnotwendigen Ware gen Himmel steigen. Was für eine verlockende Spekulation.

**A**m 14. Januar 1420 schickt Hildebrand Veckinchusen einen Läufer zum reitenden Boten Philipp Spormaker in Brügge. Der soll einen Brief überbringen, in dem Hildebrand seine Geschäftspartner in Riga und Dorpat auffordert, sofort alles verfügbare Salz aufzukaufen.

Der mörderische Ritt ist perfekt organisiert: Hildebrand hat Spormaker Empfehlungsschreiben mitgegeben, die diesem überall bei befreundeten Kaufleuten Quartier und frische Pferde garantieren. Dazu, für die Kosten der ersten Etappe, zwei rheinische und einen Deventerer Gulden.

Spormaker galoppiert los über die unbefestigten, im Winter oftmals vereisten, vom Schnee zugewehnten, düsteren Straßen. Er hat Glück: Kein Raubritter lauert ihm auf. Bald ist er in Köln, dann in Dortmund, am 8. Februar zur elften Stunde schon in Danzig, wo er sich ein frisches Pferd nimmt.

Weiter geht es über Königsberg und Riga, bis er endlich in Dorpat ist. 19 rheinische Gulden haben Hil-

## Am Ende landet der Kaufmann als Bankrotteur im *Schuldgefängnis*

debrands Geschäftspartner dem Reiter für Kost, Logis und neue Kleidung vorgesetzt – der Hansekaufmann aus Brügge muss sie ihnen später zurückzahlen, ebenso wie die siebzehnthalb Gulden, die der Rückritt kosten wird.

Spormakers genauer Ankunftstag ist unbekannt,

doch ist er wohl in weniger als zwei Monaten durch halb Europa geritten. Und wichtiger noch: Er hat vier Tage Vorsprung auf einen Reiter, den konkurrierende Hansekäufleute aus Brügge abgeschickt haben. Vier Tage! Das sollte reichen, um schnell und doch unverdächtig eine so alltägliche Ware wie Salz zu erstehen.

Veckinchusens Kompagnons, überrascht von der Spekulation, kaufen auch tatsächlich auf, was sie erreichen können, doch offensichtlich fehlt es ihnen an Bargeld, um kurzfristig Salz in großen Mengen zu erwerben.

Zudem ist bald auch der andere Bote da, informiert die Konkurrenz – und die grandiose Salzspekulation des Hildebrand Veckinchusen scheitert kläglich, weil es ihm nicht gelingt, ein lokales Monopol auf alle Salzvorräte zu erkämpfen und damit die Preise zu diktieren.

Eine Folge allerdings hat der gewagte Handel: Hildebrands Partner im Osten sind wütend auf ihn, weil er sie in ein letztlich erfolgloses Unternehmen getrieben hat. Erneut hat er Geld und Vertrauen verloren.

Schon lange sieht es so aus, als klebe das Pech an seiner Fracht. Denn sobald er sie gekauft und mit dem Zeichen seiner Handelsfirma markiert hat, bringen Briefe eine schier endlose Kette schlechter Nachrichten.

Feigen, die er nach Hamburg verschickt hat, sind feucht geworden und müssen billigst verkauft werden. In Tuchen, die er nach Livland geliefert hat, ist der Wurm, sie sind zerfressen. Zwei Fässer Reis, die von



Brügge gen Danzig abgehen, haben Wasser gezogen, und die Fracht ist verdorben.

Seide, die Veckinchusen nach Lübeck schickt, Feigen und Öl nach Danzig, Korallen nach Bergen op Zoom: alles mindere Qualität und unverkäuflich.

**D**a geht Hildebrand in seiner Not zu den „Lombarden“, professionellen Geldverleihern aus Norditalien. Bankiers wie etwa die Spinolas aus Genua dürfen seit 1281 Niederlassungen in Brügge unterhalten. Sie vergeben Geld gegen Zinsen – und die sind so hoch, dass die Italiener im Volksmund *woukeraers* geschimpft werden, „Wucherer“.

Mindestens zweimal leiht sich Veckinchusen von einem Bankier je 400 Gulden, einmal 300 venezianische Dukaten. (Und hier ist auch der Zins verzeichnet: 20 Prozent auf drei Monate Laufzeit.)

Doch welche gewagten Geschäfte auch immer Hildebrand mit diesem teuer geliehenen Kapital abschließen will – sie scheitern offensichtlich.

Was er auch anfasst, es zerrinnt ihm zwischen den Fingern. Seine langjährigen Partner in Lübeck, zu denen er persönlich reist: Sie geben nichts.

Sein Bruder Sivert, der wissen muss, dass Hildebrand in höchster finanzieller Not ist, leihst ihm keine einzige Mark. Vielleicht, aber das verraten die Briefe nicht, aus Rache für die bitteren Worte der Jahre zuvor.

Möglich auch, dass sich hier der vorsichtigere, wohl auch fantasielosere Mann in selbstgerechter Zufriedenheit über den wagemutigeren Bruder erhebt, der einmal zu oft spekuliert hat.

Hildebrand verhandelt mit Gläubigern um Stundung oder Umschul-

dung. Bereitet gar heimlich seine Flucht aus Brügge vor, doch lässt er es bleiben, denn wohin sollte er als gescheiterter Kaufmann ohne *ere und geloven* noch gehen?

Schließlich muss Hildebrand einen seiner Gläubiger, den Genuesen Rafael Spinola, unterwürfig um Großzügigkeit anflehen: „Syr Raffehey Spinghel, gude vrend“, schreibt er und bittet um Auszahlung einer Kreditrate, um mit dieser andere Schulden zu begleichen: „So bydde ick ju umme Godes wyllen, dat gy my welt myn ysterment (Geldanteil) welt gheven.“

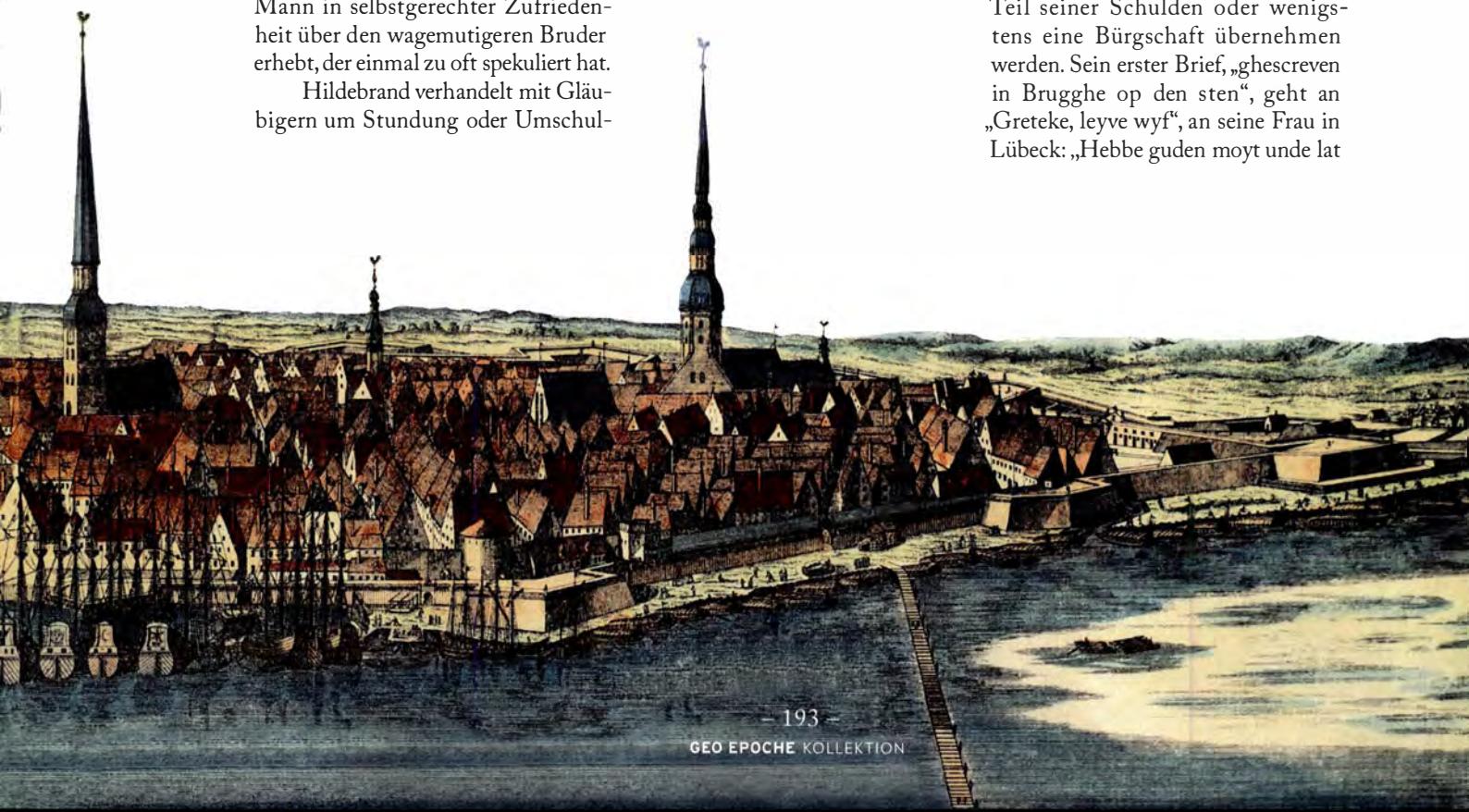
Vergebens. Im Februar 1422 erlebt Hildebrand Veckinchusen das schandbare Ende seiner Kunst, mit Geld zu zaubern.

Er, der einst geehrte Kaufmann, der Schiffs-ladungen mit Pelzen und Spezereien durch das halbe Abendland verschickte, landet als Bankrotteur im Schuldgefangnis von Brügge. Joris Spinola aus der Familie der Genueser Bankiers hat einen Haftbefehl erwirkt, denn Hildebrand kann Außenstände von 120 flämischen Pfund nicht zahlen.

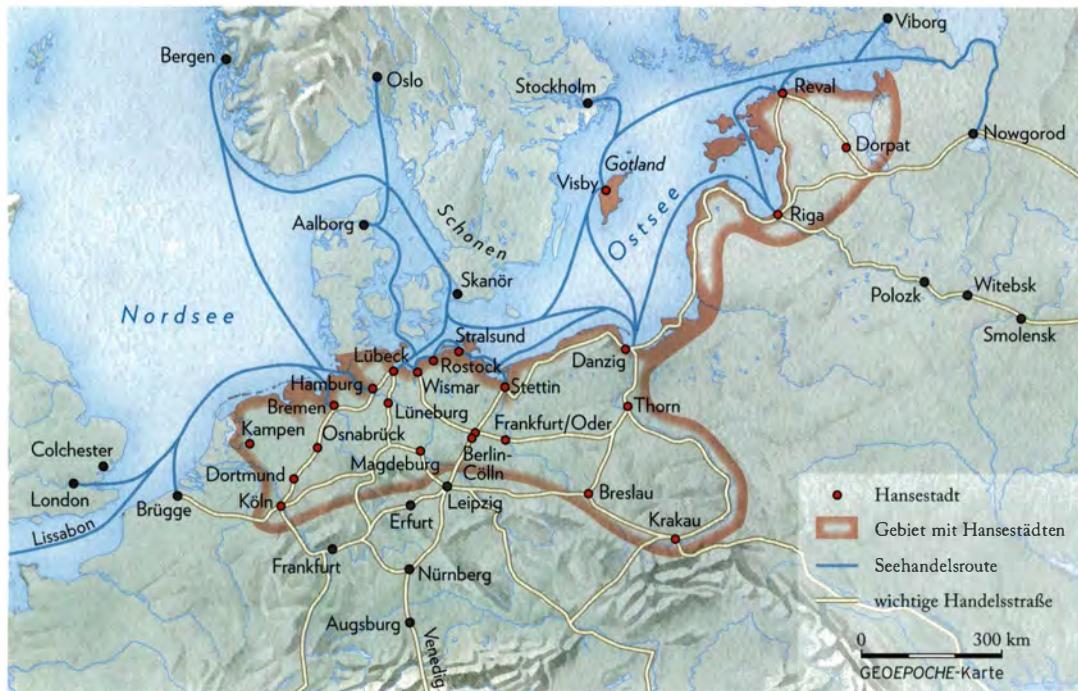
Das Gefängnis, der „Stein“, ist zweigeschossig: ein paar Kammern, mit Vorhängen abtrennbar, ein Schlaf- und Aufenthaltsraum, eine Kapelle, annehmbare Verpflegung (Brot, Bier, Suppe, Gemüse je nach Jahreszeit) und die Erlaubnis, Briefe zu schreiben und zu empfangen. Kein finsterner Kerker also.

Hildebrand ist zunächst optimistisch und voller Hoffnung, dass Freunde und Verwandte nun einen Teil seiner Schulden oder wenigstens eine Bürgschaft übernehmen werden. Sein erster Brief, „ghescreven in Brugghe op den sten“, geht an „Greteke, leyve wyf“, an seine Frau in Lübeck: „Hebbe guden moyt unde lat

Auch über den Hafen von Riga importiert der Kaufmann Veckinchusen Wachs und russische Pelze. Mit 8000 Einwohnern ist die 1201 gegründete Metropole die größte Hansestadt in Livland, dem heutigen Lettland und Estland



# Imperium der Händler



Um 1450 liegen Hansestädte in einem Gebiet, das vom Rheinland und der Zuidersee im Westen bis nach Livland im Nordosten reicht. Sie sind über See- und Landrouten untereinander sowie mit Niederlassungen im In- und Ausland verbunden – und bilden so ein mächtiges, allein dem Profit der Kaufleute dienendes Netzwerk, das bis ins 17. Jahrhundert besteht

uns Gode dancken van al.“ (Hab guten Mut und lass uns Gott danken für alles.)

Seitenlang führt er all jene Geschäftspartner auf, die ihm noch Geld schulden. An die soll sich Margarete wenden, sie müssen zahlen. Und der Bruder? „Hedde myn broder Syvert na mynem rade dan, wer uns gheyn noyt.“ (Hätte mein Bruder Sivert nach meinem Rate gehandelt, wäre uns keine Not erwachsen.)

Dann muss Hildebrand warten. Tage. Wochen. Monate. Nur die Briefe geben Zeugnis von dem, was in ihm vorgehen mag, und selbst die werden uns wohl nur ein geschöntes Bild zeigen. Er schreibt sie ja vor allem an seine Frau, und die will er nicht zusätzlich mit Sorgen belasten.

Denn Margarete muss bereits genug ertragen. Die Ratsherren zu Lübeck bequemen sich, schriftliche Eingaben zu Hildebrands Gunsten an verschiedene Stellen in Brügge zu schicken; Geld jedoch senden sie nicht.

Ein alter Geschäftsfreund hilft Margarete und den Kindern, doch wird er selbst bald wegen ausstehender Schulden inhaftiert. Die anderen früheren Kompagnons

halten ihre Börsen fest verschlossen – und raten der verzweifelt um ihr Vermögen kämpfenden Frau nur immer drängender, die Kinder zu Verwandten nach Livland zu verschicken. Das aber will sie auf keinen Fall.

Ohnmächtig liest Hildebrand im Gefängnis vom rasanten Verfall des Familienvermögens. Schon im März 1422 hat Margarete fast allen Schmuck versetzt, ein Vierteljahr darauf hat sie ihren Brautschmuck verkauft und dazu einige Harnische, die Hildebrand gehört haben. Nun gibt es nichts, das sie noch veräußern könnte.

Das mit einer Art Hypothek belastete Haus muss sie Ostern 1423 räumen und später verkaufen. Doch da gerade viele Immobilien in Lübeck angeboten werden, macht sie 400 Mark Verlust. Sie zieht in eine Mietwohnung in der Glockengießerstraße, doch droht ihr da die Zwangsräumung zum Michaelistag (29. September).

Einige Kinder gehen nun doch weg: Zwei Töchter werden zeitweilig zur Schwägerin nach Zarrentin entsandt, doch die Nonne erweist sich schnell als überaus strenge Erzieherin.

Ein halbwüchsiger Sohn hält das Elend der Familie nicht mehr aus – und wohl auch nicht die Schande,

denn bei aller Größe bleibt Lübeck ja doch eine überschaubare Welt, in der jeder jeden kennt. Er segelt 1424 mit dem ersten Schiff des Jahres gen Reval; vermutlich, um dort sein Glück als Geschäftsmann zu versuchen.

Und Sivert? Der gibt seiner Schwägerin und deren Kindern gerade genug zum Essen und für ein wenig Kleidung, denn eine Verwandte als Bettlerin auf den Straßen zu sehen, würde Schande über seine Familie bringen – und es wäre schädlich für seine eigenen, inzwischen wieder gut laufenden Geschäfte.

Er denkt nicht daran, den Bruder in Brügge auszulösen, im Gegenteil: Hatte er in früheren Briefen behauptet, Hildebrand schulde ihm 80 Gulden und 22 lübische Mark (was dieser bestreit), so verkündet er der in Not geratenen Margarete nun, Hildebrand stehe bei ihm mit einem veritablen Vermögen von 1200 lübischen Mark im Soll.

Wer soll dem Bankrotteur nun noch Geld leihen?

Und so sitzt Hildebrand Veckinchusen weiterhin im Kerker von Brügge und muss in den Briefen seiner Frau nicht nur lesen, wie sein Vermögen zerrinnt, sondern auch, dass seine Familie auseinanderbricht.

„Ick hebbe dar in Lubeke broder unde andere vrende“, schreibt er Margarete in einem bitteren Brief, „wat hebbun sey uns to vrentschapen dan in unsen noden, alsolde ick van hungher sterven unde du dar myt unsern.“ (Ich habe da in Lübeck Bruder und andere Freunde, was haben sie uns in unserer Not Freundschaftsdienste geleistet? Also dass ich hier Hungers sterben muss und du dort mit den Unseren.“)

Aber schließlich gelingt es ihm doch, sich aus der Haft zu befreien. Gemeinsam mit einigen ihm in Brügge verbliebenen Freunden schafft er es – es ist nicht ganz klar, wie genau –, dass im Herbst 1424 auch Joris Spinola wegen angeblich nicht gezahlter Schulden im „Stein“ inhaftiert wird.

Vielelleicht wirkt der Kerker beim bislang so unbarmherzigen Bankier Wunder, möglicherweise einigen sich Spinola und Hildebrand Veckinchusen dort auf einen Vergleich. Jedenfalls wird der Hansekaufmann, wohl am 14. April 1425, nach über drei Jahren Haft wieder auf freien Fuß gesetzt.

Hildebrand nimmt nun nicht etwa das erste Schiff, das ihn nach Lübeck zu Frau und Kindern zurückbringen könnte. Er bleibt vielmehr in Brügge und will sich sofort wieder in Geschäfte stürzen.

Macht da ein unverbesserlicher Optimist und Spekulant neue Pläne, den auch mehr als drei Jahre Haft

nicht belehrt haben? Oder ist er, im Gegenteil, ein Verzweifelter, der um keinen Preis wieder hinter Kerkermauern schmachten will?

Denn in Brügge hat er noch immer Schulden, jederzeit könnte ihn ein anderer Gläubiger wieder in den „Stein“ werfen lassen.

Seine Briefe lassen beides möglich erscheinen – und vielleicht trifft dies auch seinen Charakter am besten, die Lust am Risiko ebenso wie das Getriebene.

Eindeutig hingegen sind die Schreiben seiner Frau. Sie lebt in Not – und der Gatte schert sich, so scheint es, nicht darum. „Bin en armel elent wyf“, klagt sie ihm, „wes scal yk bogynnen myt mynen klenen kinderen?“ (Ich bin eine arme, elende Frau. Was soll ich anfangen mit meinen kleinen Kindern?)

Erst diese Klagen und wohl auch die durch die Haft zerrüttete Gesundheit zwingen ihn schließlich zur Rückkehr.

Am 1. Mai 1426 schifft sich Hildebrand in Richtung Lübeck ein. Brügge, wo er mehr als 30 Jahre lang wirkte, verlässt er als armer, entehrter und gescheiterter Mann. Die Kosten für die Schiffspassage – sieben flämische Pfund und fünf Schillinge – übernimmt einer seiner Neffen, der es als Kaufmann inzwischen zu Wohlstand gebracht hat.

Es sind vielleicht die letzten Schulden, die Hildebrand Veckinchusen in seinem Leben macht.

Wie mag das Wiedersehen mit seiner Frau und den noch nicht fortgezogenen Kindern in Lübeck gewesen sein? Ob er wohl seinem Bruder Sivert Auge in Auge gegenübergetreten ist? Wird er noch einmal neue, womöglich fantastische Geschäftspläne gemacht haben?

Keiner kann es sagen. Denn nun, da er in Lübeck lebt, versiegst der Strom der Briefe. Und so ist nichts über die letzten Tage des Hildebrand Veckinchusen bekannt – und fast nichts über das weitere Schicksal seiner Frau und seiner Kinder.

Nur so viel: Irgendwann zwischen den Jahren 1426 und 1428 stirbt der Hansekaufmann Hildebrand Veckinchusen zu Lübeck, und es ist durchaus zu vermuten, dass der „Stein“ ihn letztlich ins Grab gebracht hat.

Seiner Familie wird er kaum mehr hinterlassen haben als Schulden – und seinen Briefwechsel. Und so ist es vielleicht eine späte Genugtuung der Geschichte, dass sich gerade diese Briefe als sein dauerhaftestes Erbe erwiesen haben.

Dauerhafter vielleicht als das größte Vermögen, das er als Hansekaufmann jemals hätte zusammenraffen können.

## Schon bald nach dem Tod Veckinchusens beginnt der Niedergang des Städtebundes

# Der Graf von MON TE FEL TRO

Italien ist im 15. Jahrhundert zersplittert, fast überall konkurrieren Kleinstaaten um Macht und Territorien. Zur Steigerung ihres Prestiges nutzen die streitenden Fürsten auch die Kunst, so wie Federico da Montefeltro in Urbino, der als Mäzen selbst den Päpsten ebenbürtig ist. Der Graf ist ein typischer Herrscher der Renaissance, der Übergangszeit vom Mittelalter zur Moderne



Kein anderer italienischer Fürst lässt sich so häufig porträtieren wie Federico da Montefeltro. 33 Bildnisse des Grafen sind heute noch erhalten, das bekannteste – das ihn gemeinsam mit seiner Ehefrau zeigt – vollendet Piero della Francesca im Jahr 1472

# E

Er ist einer der reichsten Männer seiner Zeit und verdient sein Geld mit Mord und Totschlag: Federico da Montefeltro, Graf von Urbino, 1422 geboren, ist ein *condottiere*, ein Söldnerführer, der sich mit seinen Kämpfern von jedem anheuern lässt, der dafür genügend Dukaten aufbringt.

Kaum einer der italienischen Staaten, die zu jener Zeit fast ständig im Krieg miteinander liegen, kann sich ein stehendes Heer leisten. Und so rufen die streitenden Parteien bei Bedarf Männer wie den Grafen von Urbino, die sich mit ihren Gefolgsleuten auf diese Dienstleistung spezialisiert haben, lassen sie ihr tödliches Handwerk ausüben – und bezahlen sie fürstlich: Auf dem Höhepunkt seines Erfolgs kassiert der Haudegen für einen einzigen Feldzug 119 000 Dukaten.

Eine Summe, für die er nach Abzug aller Kosten immer noch mehrere kleinere Städte kaufen könnte.

Was macht man mit so viel Geld?

Federico da Montefeltro gibt es vor allem für die Kunst aus. Allein 33 Porträts sind heute noch von ihm erhalten, kein anderer Fürst jener Jahre hat sich so häufig malen lassen.

Das bekannteste Bildnis, geschaffen von Piero della Francesca, zu jener Zeit ein Topstar unter Italiens Künstlern, zeigt den Condottiere mit der roten Kappe des Feldherrn – und in

strengem Profil. Diese Perspektive ist eine Verneigung vor antiken Vorbildern, aber auch der Versuch des Malers, seinen Auftraggeber möglichst vorteilhaft darzustellen: Denn dem Söldnerführer fehlt ein Auge.

Bei einem Turnier hat eine Lanze dem Grafen das Nasenbein zertrümmt und ist ins rechte Auge eingedrungen. Montefeltro zeigte eine bemerkenswerte Haltung: Mit dem verbliebenen Auge, so soll er nach dem Unfall gesagt haben, werde er besser sehen als mit 100 anderen.

Doch der Mann aus Urbino investierte nicht nur in Porträts aller Art, sondern auch in Heiligenbilder, Bronze- und Steinreliefs, Skulpturen, Büsten, aufwendige Intarsienarbeiten, kostbare Handschriften, wissenschaftliche Forschung sowie in eine der bedeutendsten Bibliotheken Italiens.

Allein für seine Bücher gibt der Adelige angeblich 30 000 Dukaten aus – dafür hätte er sich sechs Palazzi kaufen können. Etliche Maler arbeiten regelmäßig für ihn, mehr als 30 Schreiber müssen in seinem Auftrag Codices kopieren und mit prächtigen Miniaturen versehen. Und so wird Federico da Montefeltro zum wohl bedeutendsten Mäzen seines Jahrhunderts.

Natürlich geschieht das nicht aus reiner Freude an der Kunst. Vielmehr will der Graf Punkte machen bei seinem Volk und den anderen Herrscherhäusern. Die Porträts (wie sein übriges Mäzenatentum) sollen ihn als ideale Verkörperung eines Fürsten herausstellen, der nicht nur stark ist, mächtig und durchsetzungsfähig, sondern auch umfassend gebildet und kunstinteres-

siert. Denn Montefeltro weiß um die Bedeutung der Bilder und Symbole.

Diese Selbstdramatisierung hat einen politischen Hintergrund: Schließlich gilt es, den Makel einer minderen Abkunft zu tilgen. Federico, der am 7. Juni 1422 im umbrischen Gubbio geboren wird, ist vermutlich der Sohn einer unehelichen Tochter des Grafen



**Ein Vermögen gibt der Graf von Urbino für Bücher aus, 40 Schreiber kopieren für ihn Handschriften. Und immer wieder lässt Federico sich mit kostbaren Bänden malen – um so als ein weiser Herrscher zu erscheinen**

von Urbino. Da ein direkter männlicher Nachkomme fehlt, lässt der Graf seinen illegitimen Enkel 1424 zum Sohn erklären. Als wenig später doch noch ein leiblicher Erbe zur Welt kommt, rückt Federico in der Thronfolge an die zweite Stelle.

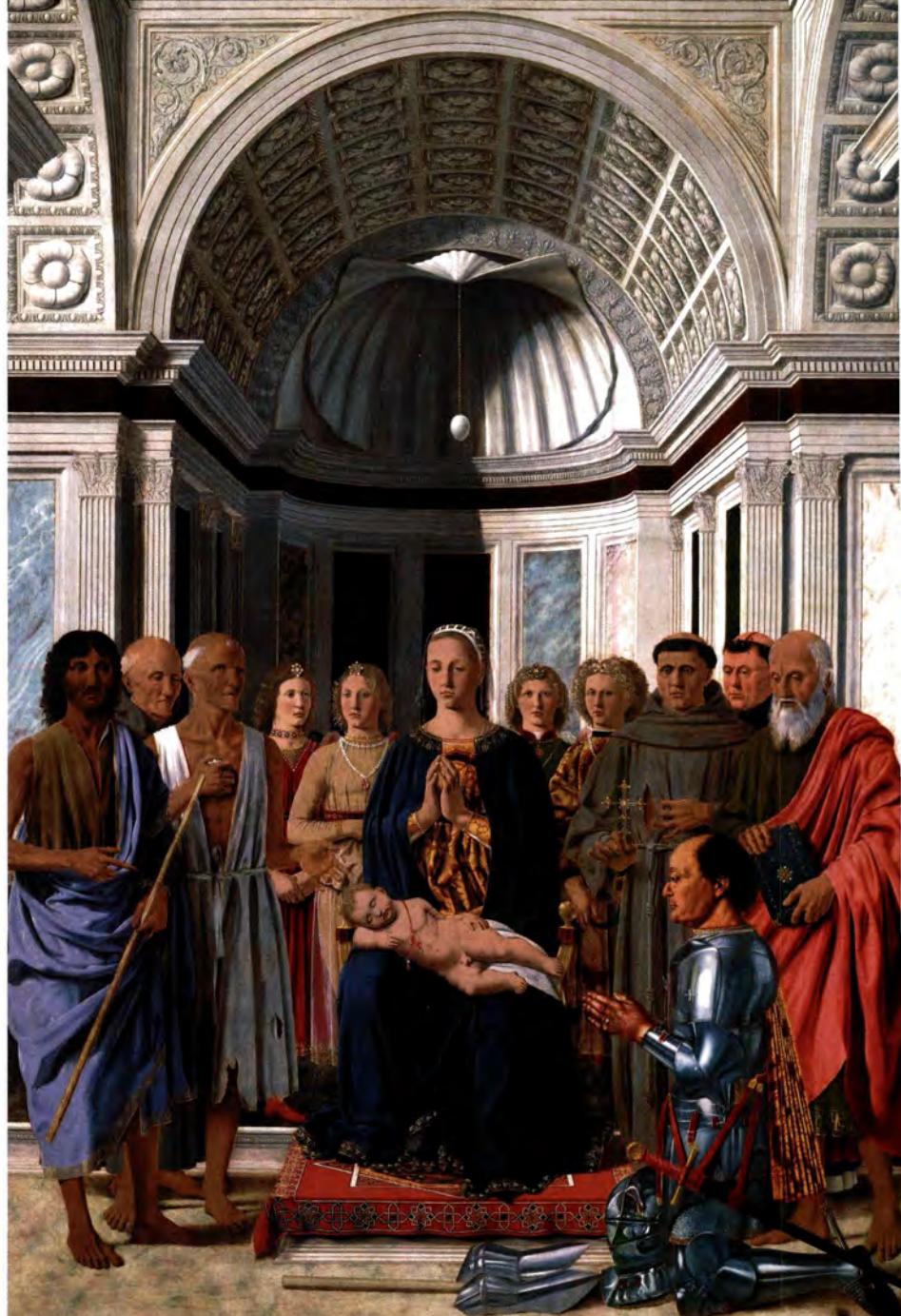
Schon früh steht seine Laufbahn im Zeichen des Militärs, denn so gehört es sich für einen Montefeltro. Seit Mitte des 13. Jahrhunderts ziehen die Grafen des Kleinstaats Urbino, die formell dem Papst unterstehen, als Söldnerführer für andere italienische Mächte in den Krieg.

Für Urbino sind die ewigen Rivalitäten der Großen, etwa von Mailand und Florenz, eine wichtige Einnahmequelle. Mit Söldnertruppen von zu meist einigen Tausend Mann kämpfen die Grafen des Kleinstaats an der Seite ihrer wechselnden Vertragspartner.

Auch Federico erlernt das Handwerk des Condottiere. Schon als 16-Jähriger befehligt er eine Schar von 800 Reitern. Mit 19 erringt er erstmals Ruhm, als es ihm gelingt, die als uneinnehmbar geltende Festung San Leo südwestlich von Rimini zu erobern. Durch eine List lockt er die Besatzung aus ihren Mauern und überrumpelt sie.

Im selben Jahr stirbt sein Großvater, der Graf von Urbino. Sein Nachfolger wird Oddantonio, der Stiefbruder Federicos. Doch am 23. Juli 1444 erreicht Federico in Pesaro eine alarmierende Nachricht: Verschwörer sind nachts in den Herzogspalast eingedrungen und haben Oddantonio ermordet. Sofort eilt Federico nach Urbino und reißt dort die Macht an sich – angeblich auf Wunsch des Volkes.

Nur: Merkwürdig ist es schon, wie rasch er zur Stelle ist. Sonderbar auch, dass die Mörder des Bruders am-



**Seine Frömmigkeit demonstriert der Graf, hier kniend zu Füßen der Muttergottes, durch solche frommen Gemälde. Wie auch auf diesem Bild lässt sich der Söldnerführer stets im Profil malen, weil er in einem Ritterturnier ein Auge verloren hat**

nestiert werden. Ist Federico der Drahtzieher der Ermordung Oddantonios?

Davon sind nicht wenige überzeugt – und auf der Herrschaft des neuen Grafen von Urbino lastet fortan der Verdacht des Brudermordes. Wie sehr sich Federico auf kalte Machtpolitik versteht, zeigt auch die Härte,

mit der er 1446 ein Komplott ehemaliger Anhänger Oddantonios niederschlägt: Drei der Anführer lässt er öffentlich enthaupten.

Danach herrscht Montefeltro unangefochten über seine Grafschaft zwischen Apennin und Adriaküste. Er ist ein gesuchter Bündnispartner. Es



**Im Auftrag Montefeltros entsteht dieses Bild einer Idealstadt, die in Eleganz und Weite an Metropolen der Antike erinnert – jener Ära, deren Glanz Künstler und Fürsten der Renaissance erneuern wollen**

erfordert viel taktisches Geschick, in den häufig wechselnden politischen Konstellationen stets auf der richtigen Seite zu stehen – und Federico ist darin ein Meister. So steigt er auf zum angesehensten Condottiere Italiens.

Doch der Graf von Urbino ist nicht nur ein begabter Heerführer. Geschickter als viele Mächtige seiner Zeit versteht er es, sich durch Künstler in Szene setzen zu lassen. Biografen etwa, die in seinem Auftrag schreiben, beschönigen manche Niederlagen und streichen dafür seine unbedingte Vertragstreue heraus.

So wird Federico da Montefeltro der am besten bezahlte Söldnerführer Italiens – und der Krieg ist ein äußerst einträgliches Geschäft. Gewöhnlich werden die Soldverträge der Condottieri im Frühjahr abgeschlossen und gelten für ein Jahr. Während Montefeltros erste überlieferte *condotta* noch mit 21 000 Dukaten dotiert war, erhält er auf dem Höhepunkt seines Ansehens mehr als 100 000 Dukaten.

Bald ist der Graf einer der reichsten Männer seiner Zeit. Die Einnahmen festigen auch seine Herrschaft in Urbino, denn sie erlauben es, Steuern und Abgaben niedrig zu halten – und das, obwohl Montefeltro sehr viel Geld für Bauten und Kunstwerke ausgibt.

Der Feldherr und Feingeist verwandelt seinen Fürstensitz nach und nach in eine Metropole der Gelehr-

samkeit und macht Urbino ab 1464 für ein Jahrzehnt zur größten Baustelle Italiens. Im Mittelpunkt der Arbeiten steht der Umbau der alten Montefeltro-Residenz zu einem prächtigen Herrscherpalast. Er soll dem Grafen als Bühne zur Selbstdarstellung dienen.

Bei Federico greifen Kunstmutter und Imagepflege ineinander. Kaminverzierungen und Intarsienbilder deuten an, wie er gefeiert werden soll: als neuer Herkules – als mythischer Kraftprotz aus der griechischen Antike.

**D**enn so wollen die Mächtigen dieser Zeit gesehen werden – nun, da sich in Italien, später fast überall in Europa, ein Blick auf die Welt durchsetzt, der sich auf antike Vorbilder stützt. Als *rinascita*, Wiedergeburt, der klassischen Ideale empfinden die wichtigsten Vertreter dieser neuen Schule ihre Sichtweise und propagieren als Vorbild den vielseitigen *uomo universale*, der sich für die Kunst ebenso begeistert wie für die Wissenschaft, für Texte römischer Autoren ebenso wie für Technik und Städtebau.

Nicht mehr allein der Glaube beherrscht nun die Köpfe der Denker und Forscher, sondern die Neugier, die alles erkunden will und alles in Frage stellt.

Und so ist Federico eine echte Figur des Übergangs in diesen Jahren, in denen das Mittelalter einer neuen

Zeit weicht, der Renaissance. Kein Zweifel auch, dass der Söldnerführer wirklich echten Kunstverständ besitzt.

Ganz dem Ideal des Uomo universale verpflichtet, sucht er mit sicherem Blick Maler – wie etwa Piero della Francesca – sowie Architekten aus und achtet überall auf die Qualität der Ausführung.

Der neue Palast soll ein Abbild seiner Herrschaft sein: Federico will keine Trutzburg, sondern ein liches Gebäude mit zivilem Charakter.

Viele Teile sind öffentlich zugänglich, wie auch der Graf für jedermann ansprechbar ist – das berichten jedenfalls die ihm ergebenen Biografen. Angeblich ist er so beliebt, dass er sich ohne bewaffnete Begleitung unter das Volk mischen kann.

Offen für Besucher ist auch die berühmte Bibliothek, die in besonders feuersicheren Räumen untergebracht ist. Mehr als 1000 Handschriften besitzt Federico – eine der bedeutendsten Sammlungen Italiens. Die Bibliomanie ist keineswegs nur Fassade: Selbst in den Ruhepausen der Schlachten lässt sich der Condottiere vorlesen – vorgezugsweise aus Werken antiker Geschichtsschreiber und Philosophen.

In seinen letzten Lebensjahren korrespondiert Federico mit Gelehrten und Königen und erhält die höchsten Auszeichnungen. Nur die Verleihung der Herzogswürde lässt lange auf sich warten.

Erst 1474, drei Jahrzehnte nach der Thronbesteigung in Urbino, kann Federico den ersehnten Titel aus den Händen des Papstes entgegennehmen: Da ist die nach römischem Recht geltende Verjährungsfrist für Mord abgelaufen. So erinnert die späte Ehrung trotz aller propagandistischen Bemühungen noch einmal daran, auf welch dubiosem Weg der große Kunstmäzen und Bücherfreund einst an die Macht gelangt ist.

Acht Jahre später erliegt er auf einem Feldzug der Malaria. Sein Name aber wird unsterblich. Dank seiner Vorliebe für die Kunst – und der Genies einer Epoche, die ideal war für Mäzene wie ihn. □

# GEO EPOCHE KOLLEKTION

Das Beste aus GEO EPOCHE

## IMPRESSIONUM

Gruner + Jahr GmbH & Co KG.  
Sitz von Verlag und Redaktion:  
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.  
Postanschrift der Redaktion:  
Brieffach 24, 20444 Hamburg.  
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48.  
Internet: [www.geo-epoche.de](http://www.geo-epoche.de)

### CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

### GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Dr. Frank Otto

### ART DIRECTION

Eva Mitschke; Tatjana Lorenz

Freie Mitarbeit Layout: Inés Allica, Andreas Blum,  
Uwe Fischer, Dorothee Holthofer, Uwe Müller,

Michaela Stevens

### TEXTREDAKTION

Dr. Anja Fries, Jörk-Uwe Albig.

Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Gesa Gottschalk,  
Cay Rademacher, Joachim Telgenbücher

### BILDREDAKTION

Christian Gargerle:

Roman Rahmacher, Katrin Trautner

Freie Mitarbeit: Andi Kunze, Edith Wagner

### VERIFIKATION

Andreas Sedlmair; Lenka Brandt,

Olaf Mischer, Alice Passfeld

### KARTOGRAPHIE

Stefanie Peters

### SCHLUSSREDAKTION

Dirk Krömer

Freie Mitarbeit: Antje Poeschmann

### CHEF VOM DIENST TECHNIK

Rainer Drost

### HONORARE

Petra Schmidt

### REDAKTIONSSISTIZENZ

Angelika Fuchs, Helen Oqueka

### VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT

Michael Schaper

### VERLAGSGESELLSCHAFTSFÜHRER

Dr. Frank Stähmer

### PUBLISHER

Alexander Schwerin

### PUBLISHING MANAGER

Anne Gülc

### DIGITAL BUSINESS DIRECTOR

Daniela von Heyl

### EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES

Heiko Hager, G+J Media Sales

### DIRECTOR BRAND SOLUTIONS

Daniela Krebs (verantwortlich für den Inhalt der Beilagen),

Tel. 040 / 37 03 5517

### DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES

Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb

### MARKETING

Kristin Nigg

### HERSTELLUNG

G+J Herstellung,

Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste.  
Infos hierzu unter [www.gujmedia.de](http://www.gujmedia.de)

Heftpreis: 12,50 Euro

ISBN: 978-3-652-00581-4;

ISSN-Nr. 2366-2212

© 2015 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00

BIC: DEUTDEHH

Litho: Peter Becker GmbH, Würzburg

Druck: Neef + Stumm premium printing, Wittingen  
Printed in Germany

## AUTOREN DIESER AUSGABE

### JENS-RAINER BERG

Jg. 1973, ist Textredakteur im Team von GEO EPOCHE. Schon im Geschichtsstudium hat sich der gebürtige Bremer mit dem Mittelalter befasst. Thema seiner Abschlussprüfung: die Identität der Franken.

### DR. RALF BERHORST

Jg. 1967, freier Journalist in Berlin, schreibt regelmäßig für GEO EPOCHE, zuletzt über den Beginn der Pestpandemie in Caffa auf der Krim 1346.

### INSA BETHKE

Jg. 1977, ist Textredakteurin im Team von GEO EPOCHE. Die Historikerin hat gerade die Ausgabe über die Völkerwanderung betreut – die Übergangszeit von der Antike zum Mittelalter.

### GEA GOTTSCHALK

Jg. 1980, Textredakteurin im Team von GEO EPOCHE, beschäftigt sich täglich mit dem Mittelalter: Denn ihr fünfjähriger Sohn hat den Berufswunsch Ritter.

### REYMER KLÜVER

Jg. 1960. Der langjährige USA-Korrespondent ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“ und schreibt häufig für GEO EPOCHE.

### DR. CHRISTOPH KUCKLICK

Jg. 1963, war viele Jahre Autor für GEO EPOCHE. Seit 2014 ist der Politologe Chefredakteur von GEO.

### CAROLINE LAHUSEN

Jg. 1966. Die Historikerin arbeitet als freie Journalistin und Buchautorin in Hamburg.

### KLAUS MEYER

Jg. 1954, ist Journalist in München.

### DR. FRANK OTTO

Jg. 1967, hat sich in Neuerer Geschichte habilitiert, fand bei GEO EPOCHE als wissenschaftlicher Berater an und ist dort ab 1. Januar 2016 Stellvertretender Chefredakteur.

### CAY RADEMACHER

Jg. 1965, hat Alte Geschichte in Köln studiert. Er gehörte zum Gründungssteam von GEO EPOCHE, hat zahlreiche Sachbücher und historische Romane verfasst und lebt mittlerweile in der Provence.

### WALTER SALLER

Jg. 1956, ist Autor in Berlin. Immer wieder hat der studierte Religionswissenschaftler für GEO EPOCHE Themen der mittelalterlichen Geschichte behandelt.

## FOTOGRAFEN

### HEINER MÜLLER-ELSNER

Jg. 1958, ist einer der renommiertesten Wissenschaftsfotografen Deutschlands und arbeitet seit mehr als zwei Jahrzehnten für die Magazine der GEO-Gruppe.

### BERTHOLD STEINHILBER

Jg. 1968, hat für GEO EPOCHE unter anderem die spärlichen Hinterlassenschaften der Germanen und Kelten spektakulär inszeniert.

## GEO-LESERSERVICE

### FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 01805 / 37 0320 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: [briefe@geo-epoche.de](mailto:briefe@geo-epoche.de)

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf [www.geo-epoche.de](http://www.geo-epoche.de) vor.

### ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg  
persönlich erreichbar: Mo. bis Fr. 7.30 bis 20.00 Uhr,  
Sa. 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: [geopoche-service@guj.de](mailto:geopoche-service@guj.de)

Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90

Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90

Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02\*

### GEO-KUNDENSERVICE: [www.GEO.de/Kundenservice](http://www.GEO.de/Kundenservice)

Preis Jahresabo: 50,00 € (D), 58,00 € (A), 79,20 sfr (CH)

Studentenabo: 30,00 € (D), 34,80 € (A), 47,50 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich.

Preise für GEO EPOCHE Digital unter

[www.geo-epoche.de/digital](http://www.geo-epoche.de/digital)

### BESTELLADRESSE FÜR

### GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO Versand-Service, 74569 Blaufen

Telefon: +49/40/42236427 Telefax: +49/40/42236427

E-Mail: [guj@sigloch.de](mailto:guj@sigloch.de)

\*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

## FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

### TITEL: Musée Condé/akg-images

INHALT: Bridgeman Art Library: 1 l.; Rue des Archives/SZ Photo: 1 r.; Berthold Steinhilber/laif: 1/2 o.; White Images/ScalaArchives: 2 o.; ScalaArchives: 2 l.; Angelo Hornak/Corbis: 2 r.

BURGENLAND: Berthold Steinhilber/laif: 6-21

EINE NEUE ELITE: Bridgeman Art Library: 23, 28, 29 u.; Scala Archives: 25, 26 (2), 27 (2); Istituto Francesco Datini di Prato: 29 o., 32; Intefoto: 30/31

DER WEIS VOM BODENSEE: Münster St. Markus, Reichenau-Mittelzell: 33

ZUM RUHM DER RITTER: Heiner Müller-Elser/Agenzia Focus, mit freundlicher Genehmigung der Staatslichen Kunstsammlungen Dresden: 35, 36, 38, 41, 43, 45, 47; Alinari Archives: 37; Bibliothèque Nationale, Paris: 39; Lambeth Palace Library/Bridgeman Art Library: 42; Bridgeman Art Library: 44, 46

Die HEILIGE INQUISITION: Rue des Archives/SZ Photo: 48, 53; Bridgeman Art Library: 51, 57; Stefano Bianchetti/Corbis: 52; ÖNB/Interfoto: 54; Granger/Interfoto: 55; adoc-photos/bpk-images: 58

UM MÄCHT UND EHRE: British Library/Bridgeman Art Library: 60/61; Bibliothèque Nationale, Paris: 63, 64, 67; ARJ/Photo12.com: 65; Bibliothèque Nationale, Paris: 68, 72 u.; Kgl. Bibliothek Den Haag: 69; British Library/Art Archive: 72 o.

MEISTER DER MINNE: akg-images: 73

ZUM LOB DES HERRN: Angelo Hornak/Corbis: 74/75; Privatsammlung: 76/77, 83, 84/85; Archivio Brogi/Archivio Alinari: 78/79; Werner Richner: 80/81; imago stock images: 82; Iberfoto/Alinari Archives: 86/87; Alinari Archives: 88

KÄMPFER FÜR DIE EINTRACHT DER CHRISTEN-HEIT: dpa Picture-Alliance/akg-images: 133

SOMMER DER REBELLION: Bibliothèque Nationale, Paris: 134/135, 142; British Library/akg-images: 136, 137, 138, 144; British Library/akg-images: 139, 144; Bibliothèque Nationale, Paris: 140; Bibliothèque Nationale, Paris: 141; Bridgeman Art Library: 141

SAMMLER DES RECHTS: Landesbibliothek Oldenburg: 145

### SIENA - KAPITALE EINER NEUEN KUNST: Scala Archives: 146/147, 150/151, 154/155, 158/159; National Gallery, London/Scala Archives: 149; mauritius images: 150; Privatsammlung: 152, 153; Electa/Lemage/images: 156/157

### STIFTER DES WISSENS: Zeitschrift für Christliche Kunst: 161

### DER BILD DER WELT: bpk-images: 163, 166/170, 171; Bibliothèque Nationale, Paris/Interfoto: 164/165; mauritius images: 168; Lemage/akg-images: 169

### DAS GEHEIMNIS DES MEISTERS: National Gallery, London/Bridgeman Art Library: 173, 175; RMN/bpk-images: 176

### VOX KOGGEN UND KONTOREN: Jörg P. Anders/Gemäldegalerie, SMB/bpk-images: 178/179; Bayerische Staatsbibliothek: 181; Stapleton Collection/Bridgeman Art Library: 182/183, 188/189; bpk-images: 184; akg-images: 187, 190, 192/193; Stefanie Peters and Thomas Wachter für GEO EPOCHE: 194

### DER GRAF AUS MONTEFELTRO: Galleria degli Uffizi/Scala Archives: 196/197; Scala Archives: 198 o., 199; Gemäldegalerie, SMB, Kaiser-Friedrich-Museums-Verein/Staatsbibliothek: 199; Knut Petersen/Kunstsammlung, SMB/bpk-images: 205, 212, 213; Knut Petersen/Kunstsammlung, SMB/bpk-images: 208/209; Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen/epd/dpa Picture-Alliance: 210; Kharbine Tabar: 215

### VORSCHAU: bpk-images: 218, 219 r. o.; Lucien Levy/akg-images: 219 o.; George Koppmann/Alinari Archives/Getty Images: 219 r. o.; Paul Wutcke/ullstein bild: 219 r. u.

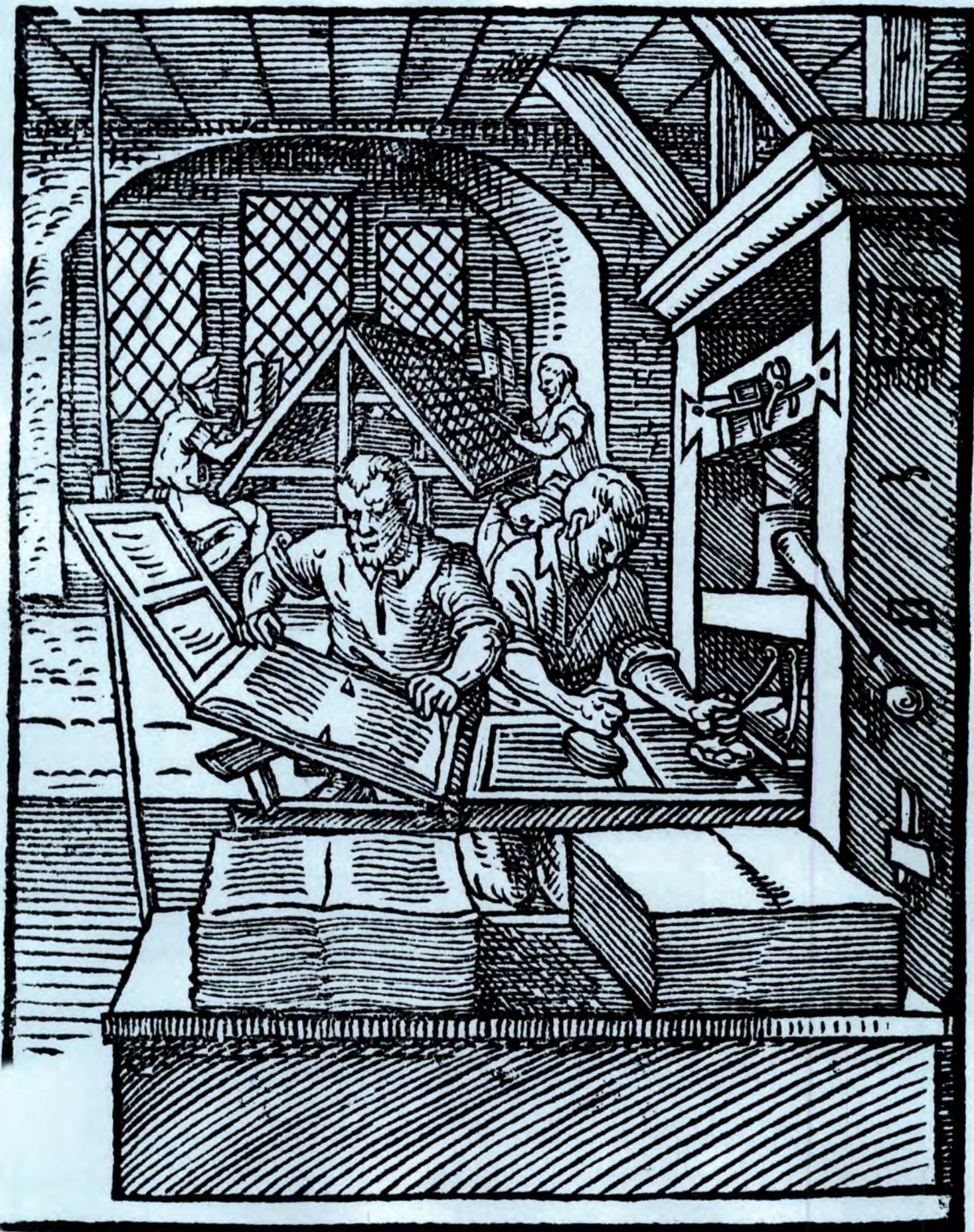
Millionen Bücher werden binnen weniger Jahre nach Gutenbergs Erfindung mithilfe von Setzkästen, Einfärbeballen und Pressen gedruckt. Doch ein zeitgenössisches Bild des Erfinders gibt es nicht. Das (nicht authentische) Porträt stammt aus dem 16. Jahrhundert



# Die Zeichen einer neuen Zeit

— Von JENS-RAINER BERG

*Um 1450 macht der Mainzer Johannes Gutenberg eine Erfindung, die Europa verändert. Sein neuartiger Buchdruck mit beweglichen Metall-Lettern revolutioniert die abendländische Kultur. Und leitet das Ende des Mittelalters ein*





Da liegt sie. Eine Revolution aus 1282 Seiten. Schlichte hölzerne Deckel umfassen die beiden mächtigen Folianten. Auf den 30 mal 45 Zentimeter messenden, seidig schimmernden Pergamentblättern im Inneren sind je zwei Textspalten gesetzt, 42 Zeilen lang, in gotischer Buchschrift ausgeführt – so klar, gestochen und ebenmäßig, wie es sie nie zuvor gegeben hat.

Die Worte sind uralt: Sie stammen aus der „Vulgata“, der lateinischen Bibel des Kirchenlehrers Hieronymus aus dem 4. Jahrhundert. Seit Langem schon haben Kleriker nach ihr Gottes Wort verkündet. Und doch ist diese Version der Heiligen Schrift, die jetzt im Jahr 1454, gerade vollendet, auf einem Tisch in Mainz liegt, so radikal anders, dass mit ihr ein neues Zeitalter anbricht: Sie ist das erste Großwerk, das Meisterstück, der Geniestreich des Johannes Gutenberg, Erfinder des Buchdrucks mit beweglichen Metall-Lettern. Die Gutenberg-Bibel.

Binnen weniger Jahrzehnte wird die neue Technik, die es erlaubt, Texte exakt, günstig und in nie bekannter Geschwindigkeit zu vervielfältigen, das Wissen Europas dramatisch zunehmen lassen. Mit ihrer Hilfe verbreiten sich bahnbrechende Ideen, welche die nächsten Jahrhunderte nachhaltig prägen. Immer mehr Menschen außerhalb der Klostermauern und Lehrstuben beginnen zu lesen, sich zu bilden und zu informieren, gedruckte Nachrichten und Pamphlete werden zu Tausenden unter Volk gebracht. So treibt nicht zuletzt der Buchdruck die Kultur des Abendlandes nach und nach über die Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit.

Der Auslöser dieser gewaltigen Umbrüche, der Drucker und Geschäftsmann Johannes Gutenberg, ist nicht zufällig ein Stadtbürger. Denn es sind die Städte, nicht das geschwächte Königtum oder die zerstrittene Kirche, die dem Deutschland des späten Mittelalters seinen Lebenspuls vorgeben. Wie Inseln der Freiheit und Innovation erheben sie sich in einer überkommenen, feudal und agrarisch geprägten Welt.

Die Vertreter des aufstrebenden Bürgertums, die Handwerker, Kaufleute und Unternehmer, sind in den urbanen Mikrokosmen längst zum Motor des Fortschritts geworden. Weitgehend unabhängig von adeligen Herren organisieren sie ihr Leben selbstbestimmter als irgendwo sonst. In ihren Städten ballen sich Wirtschaftskraft und Kapital, Bildung und Ideenreichtum. Hier entwickeln sich neue Formen des Vergnügens, des Bauens, der Kultur.

Und es sind diese betriebsamen, dicht besiedelten Flecken in den Weiten des Heiligen Römischen Reiches, die wagemutige Individuen hervorbringen: Menschen, die Zukunft zu gestalten vermögen. Menschen wie Johannes Gutenberg.

Dabei reicht die Geschichte der mittelalterlichen Stadt bereits weit zurück, bis vor die Jahrtausendwende. In Mainz etwa ließ ein Bischof Mitte des 6. Jahrhunderts auf den Trümmern einer ehemaligen Römerstadt eine Kirche und Häuser am Rheinufer errichten.

Auch an anderen Orten, wo die römische Großmacht ihre Siedlungen errichtet hatte, etwa in Köln oder Straßburg, entstand um diese Zeit wieder städtisches Leben. Später gründeten Adelige weitere Städte, etwa Freiburg im Breisgau, um in ihnen Handel zu treiben und so vom lukrativen Warenumschlag in ihren Territorien zu profitieren.

Vom 12. Jahrhundert an trotzten immer mehr dieser Gemeinden den Fürsten das Recht auf Selbstverwaltung ab – ein Recht, das die Städte nun juristisch vom flachen Land unterschied. Zur Zeit Gutenbergs zählt das Reich bereits 4000 solcher Orte mit Stadtrecht. Einige von ihnen beherbergen weniger als 200 Seelen, andere wie Wien sind Metropolen von mehr als 20000 Einwohnern. Mainz gehört mit etwa 6000 Menschen in diesen Jahren zwar nicht zu den größten Städten, doch es ist eine der bedeutendsten.

Prächtig erstreckt sich die Mainzer Rheinfront auf rund zwei Kilometer Länge am linken Ufer des Flusses.

Dahinter zieht sich das Stadtgebiet gut anderthalb Kilometer durch die Rheinebene. Eine zinnenbewehrte Mauer, alle 100 Meter überragt von einem Wachturm, umfasst das Areal. Sie soll die Bewohner vor marodierenden Räuberbanden schützen, aber auch vor den Attacken fremder Fürsten. An einigen Stellen verstärkt ein vorgelagerter Graben die lückenlose Wehranlage.

Wer die Stadt durch eines der zahlreichen Tore betritt, stößt sogleich auf ein Gewirr schmaler Straßen und Gassen. Tagsüber ist Platz hier äußerst rar. Frauen hasten zum Markt, Handwerker schleppen Material in ihre Werkstätten, Tagelöhner streifen auf der Suche nach Arbeit umher, Träger beliefern Kunden, Fuhrleute treiben ihre Pferdewagen voran. Vor kleinen Trauben Staunender zeigen Gaukler ihre Taschenspielerkünste. Bettler begehrn murmelnd Almosen.

Wohlhabende Frauen gehen in Leibröcken aus farbigem Stoff; ihr Haar ist meist von einem Tuch oder einer Haube bedeckt. Männer kleiden sich mit einem eng taillierten Obergewand und einer Art Strumpfhose.

Die Straßen, zum Teil mit Flusskieseln oder behauenen Steinen gepflastert, gleichen vielfach Kloaken,

denn die Anwohner schütten ihre Abwässer und Fäkalien meist einfach vor die Häuser. Oft müssen die Bürger Trippen tragen, Unterschuhe mit hohen Holzstüzen, um unbeschadet durch die stinkenden Pfützen waten zu können.

Neben den Straßen mit prächtigen Bürgerhäusern aus Stein liegen Gassen, die von schmalen Wohngebäuden gesäumt sind. Deren Fassaden, meist aus Fachwerk, erheben sich höchstens drei Stockwerke über die Erde, oft weniger. Erker und Vorbauten ragen in Gassen hinein und verdecken die Sonne.

Den größten Schatten wirft der Dom im Zentrum der Stadt – ein Monumentalbau, von sechs Türmen gekrönt. Umgeben ist die Bischofskirche von Stiften, Klöstern und Pfarreien.

Der Mainzer Erzbischof ist einer der einflussreichsten Männer des Reiches. Der Geistliche gebietet über die größte Kirchenprovinz Europas. Etliche Bistümer gehören ihr an, darunter die nahen Rheinorte Speyer und Worms.

Zugleich ist der Erzbischof als Landesherr des Territoriums Kurmainz ein mächtiger Fürst. Er sitzt

**Bewohner eines Dorfes feiern ein Kirchenfest. Aus solchen Siedlungen am Fuße herrschaftlicher Burgen wachsen im Mittelalter vielfach Städte heran – mit eigenen Befestigungen, eigenem Recht und einer selbst gewählten Obrigkeit**



dem Kollegium der sieben Kurfürsten vor, die als Einzige den König wählen dürfen. Häufig empfängt der Kleriker Herzöge und Grafen zu politischen Treffen.

**A**ber ausgerechnet über die eigene Stadt haben die Mainzer Kirchenfürsten schon seit geraumer Zeit die Macht verloren: Vor mehr als 200 Jahren hat der damalige Erzbischof Siegfried III. der Stadt weitgehende politische Freiheiten gewährt – nachdem die in einer Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst Partei für die Kirche ergriffen hatte. Seither regiert die Stadt ein von den „Geschlechtern“, 28 reichen Großfamilien, dominierter Rat.

Diese Ratsherren oder die ihnen vorstehenden Bürgermeister vertreten Mainz nach außen, schließen Verträge mit anderen Städten und Fürsten und führen das militärische Oberkommando über die städtische Miliz. Sie befehligen auch die Wachen an den Toren, beaufsichtigen Baustellen und kämpfen gegen den Schmutz auf den Straßen an.

Und sie erheben die Gelder für die Stadtkasse, darunter die Vermögensteuer (Bürger müssen in unregelmäßigen Abständen gut 0,1 bis 0,5 Prozent vom Wert ihrer Habe zahlen) sowie die Abgaben auf Mehl, Wein und andere Waren.

Der Rat ist zudem verpflichtet, den öffentlichen Frieden innerhalb der Mauern zu wahren: Eine Art Stadtverfassung – das „Friedebuch“ – verbietet unter anderem das Tragen von Dolchen, Schwertern und anderen Waffen, das Zusammenrotten in den Straßen sowie allgemeine „Aufässigkeiten“. Streitereien zwischen Bürgern, ebenso blutige Raufereien und Totschlag, kommen vor das Bürgermeistergericht, das im Rathaus abgehalten wird, dem Sitz der Stadtregierung.

Einmal im Jahr versammeln sich die Bürger auf dem Hof des Bischofssitzes, um den neuen Bürgermeistern zu huldigen. Es ist ein elitärer Kreis, der sich hier trifft: Denn in Mainz, wie in den meisten Städten, kann Bürger nur werden, wer über Grundbesitz im Ort verfügt. Für Knechte und Tagelöhner, Mägde und Handwerksgesellen ist das eine fast ebenso unüberwindliche Hürde wie für Adelige und Geistliche, denen in vielen Städten der Erwerb von Immobilien untersagt ist. Frauen genießen grundsätzlich kein volles Bürgerrecht.

So kommen von den knapp 6000 Mainzer Einwohnern nur rund 1000 alljährlich auf dem Hof des Erzbischofs zusammen. Feierlich wird dabei das Stadtrecht verlesen. Und schließlich schwören die Anwesenden einen Eid auf ihre Gemeinschaft: das Ritual der städtischen Freiheit

Dieses urbane Freiheitsprinzip ist so machtvoll, dass theoretisch jeder – auch der Besitzlose –, der in eine Stadt kommt und sich dort niederlässt, nach Jahr und Tag nicht mehr wie die große Mehrheit der Landbewohner von einem adeligen Herrn abhängig ist (Historiker

werden dieses Recht später mit dem Satz „Stadtluft macht frei“ umschreiben). In der Praxis aber haben viele Städte Abmachungen mit den Grundherren der Umgebung getroffen, damit dieses Privileg bei Weitem nicht allen Landbewohnern zugutekommt.

**UM DAS JAHR 1400** wächst die enge Schwurgemeinde der Mainzer Bürger. Dem Kaufmann Friele Gensfleisch und seiner Frau Else Wierich wird ein Sohn geboren: Johannes. (Seinen Zunamen Gutenberg wird sich „Henchen“ erst später selbst geben, nach dem „Hof zum Gutenberg“, dem Anwesen der Eltern.) Der Junge wächst in besten Verhältnissen auf. Gutenbergs Vater stammt aus einer begüterten Patrizierfamilie, einem jener Geschlechter, die seit Generationen die Geschicke von Mainz dominieren und so zu einer Art Stadtadel geworden sind. Wahrscheinlich hat der Tuchgroßhandel der Familie zu Reichtum verholfen.

Der Handel hat auch die Stadt wohlhabend gemacht. Hier, nahe der Mündung des Mains in den Rhein, werden Weine aus dem Elsass umgeschlagen, gesalzener Dörrfisch von der Nordseeküste, feine Stoffe



Der Handel mit Stoffen ist ein besonders einträgliches Geschäft. Viele Tuchkaufleute gehören zur Oberschicht der Patrizier, so auch Gutenbergs Vater

aus Brabant, Weizen und Nüsse, Mandeln, Feigen und Zwetschgen aus dem fruchtbaren Mainzer Umland. Flößer treiben große Mengen Holz gen Mainz, wo der überall begehrte Bau- und Brennstoff für den Weitertransport zu provisorischen Schiffen gezimmert wird.

Gewöhnliche Lastkähne, die Mainz täglich erreichen, müssen an den Kaianlagen festmachen, selbst wenn der Schiffer die Stadt eigentlich nur passieren will. Denn alle Frachtkapitäne haben Flusszoll zu entrichten. Zudem müssen sie ihre Waren nach geltendem Stapelrecht für drei Tage den Mainzern zum Kauf anbieten.

Und so arbeiten die zwei großen hölzernen Kräne am Hafen auf Hochtouren, stampfen die Knechte in den Tretradern der Seilwinden, damit die schweren Weinfässer oder Tuchballen möglichst zügig aus den Bäuchen der Schiffe schwaben.

Träger bringen die gelöschten Güter zu den Lagerplätzen am Ufer oder schleppen sie, an jeweils zu zweit geschulterten Holzstangen, zum städtischen Kaufhaus kurz hinter der Stadtmauer.

Das Haus, mit etwa 20 Meter Höhe das eindrucksvollste weltliche Bauwerk von Mainz, hat eine Grundfläche von rund 1200 Quadratmetern. Ein mächtiger Block, dessen Mauern nach oben in Zinnen auslaufen, verziert mit großflächigen Reliefs des Königs und der sieben Kurfürsten.

Der Bau ist einer der ältesten seiner Art in Deutschland; bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts sind die stabilen Gewölbe eingeweiht worden.

Das Erdgeschoss bietet weiträumigen Platz für Eisen, Zinn, Öle, Wein und andere schwere Güter, im Obergeschoss stapeln Knechte leichtere Waren wie Kräuter, Seide oder Garne. Doch das Gebäude ist weit mehr als ein sicherer Aufbewahrungsort. An mehreren Waagen bestimmen Wieger Zentner für Zentner das genaue Gewicht der Güter. Kaufhausbeamte begutachten die Qualität, über die Schreiber in einer abgeteilten Stube akribisch Buch führen. Sie leisten die Vorarbeit für die Kaufleute, die hier en gros Geschäfte machen.

**D**enn das ist der eigentliche Zweck des Kaufhauses: Großhandel. Rotholz aus Indien ist hier zu bekommen, Schwefel, Kreide und glitzernder Weinstein für die Herstellung von Farben. Für Notfälle lagert auf dem Dachboden die städtische Kornreserve.

Mainz ist zudem ein Zentrum des Ochsenhandels. Mehr als 200 Tiere pro Treck treiben Reiter von Ungarn aus zum Rhein. Wohl auf dem Dietmarkt, dem größten

Platz der Stadt, werden die Herden weiterverkauft; dort holen sich die Mainzer Metzger frischen Nachschub.

Die Fleischer, die für ihre Schinkenspezialitäten weit bekannt sind, gehören zu den besonders angesehenen Handwerkern. Sie sind wie alle Handwerksmeister in Zünften organisiert: Genossenschaften, die unter anderem kontrollieren, was und wie viel produziert wird, und die ihre Mitglieder und deren Angehörige unterstützen, wenn diese erkranken oder sterben.

Fast 60 Zünfte sind in Mainz vertreten, darunter die Leineweber und Schneider, die Färber und Schmiede, die Glockengießer und Steinmetzen, die Schuh- und Handschuhmacher, die Gerber und Glaser.

Kannengießer fertigen Zinngefäße an, Plattner imposante Harnische. Sporenmacher präsentieren ihren Kunden Reitutensilien, Spengler kunstvoll verzierte Beschläge. Die Fassbinder verkaufen ihre Fässer in allen Größen, die Wagner einzelne Räder oder ganze Fuhrwerke.

Auf den Märkten der Stadt kann der junge Johannes Gutenberg neben den Gütern des täglichen Gebrauchs, neben Obst, Butter, Gemüse, Lampenöl wohl auch Steigbügel, Messer und Fangseile für die Jagd auf wilde Tiere bewundern. Adelige erstehen kunstvoll gefertigte Hüte, Knielederhosen, Stulpenstiefel oder luxuriöse Seidengewänder. Könige geben bei Goldschmieden ihr Majestätssiegel in Auftrag.

In vielen Städten hat die große Zahl wohlhabender Kunden über Generationen ein leistungsfähiges, stark spezialisiertes Handwerk entstehen lassen. Technische Neuerungen – so die durch Pferdekraft angetriebenen Spinnräder und Zwirnmühlen oder halb automatische Drehbänke, die mit Wasserkraft arbeiten – ermöglichen es, größere Warenmengen zu produzieren. Mancherorts investieren frühe Unternehmer eigenes oder geliehenes Geld, lassen gleich mehrere Handwerker für sich arbeiten und machen damit häufig gute Gewinne.

Gutenbergs Familie hat mit diesen dynamischen Unternehmern wahrscheinlich nichts zu tun. Der Vater, ein Mann von konservativer Gesinnung, ist fest in der Elite von Mainz etabliert. Für den Sohn ist dennoch kein Platz in der Hautevoie reserviert: Da seine Mutter die Tochter eines Krämers ist, bleibt Johannes die Mitgliedschaft bei den Münzerhausgenossen verwehrt – und nur diese Patrizier besitzen das Recht auf das einträgliche Geschäft mit Geld und Edelmetallen.

Auch das Privileg, wie der Vater mit Tuchen handeln zu können, steht Johannes als zweitgeborenem

## Als Zweitgeborenem bleibt Gutenberg eine Tuchhändlerkarriere verwehrt

&lt;/



Mainz zählt zu den bedeutendsten Handelszentren am Rhein. Vor allem in dem riesigen Kaufhaus der Stadt werden Güter en gros umgeschlagen, ähnlich wie auf diesem Schaubild aus dem 16. Jahrhundert. Bedienstete wiegen die Waren (oben links) und verschnüren sie für den weiteren Transport (unten rechts)

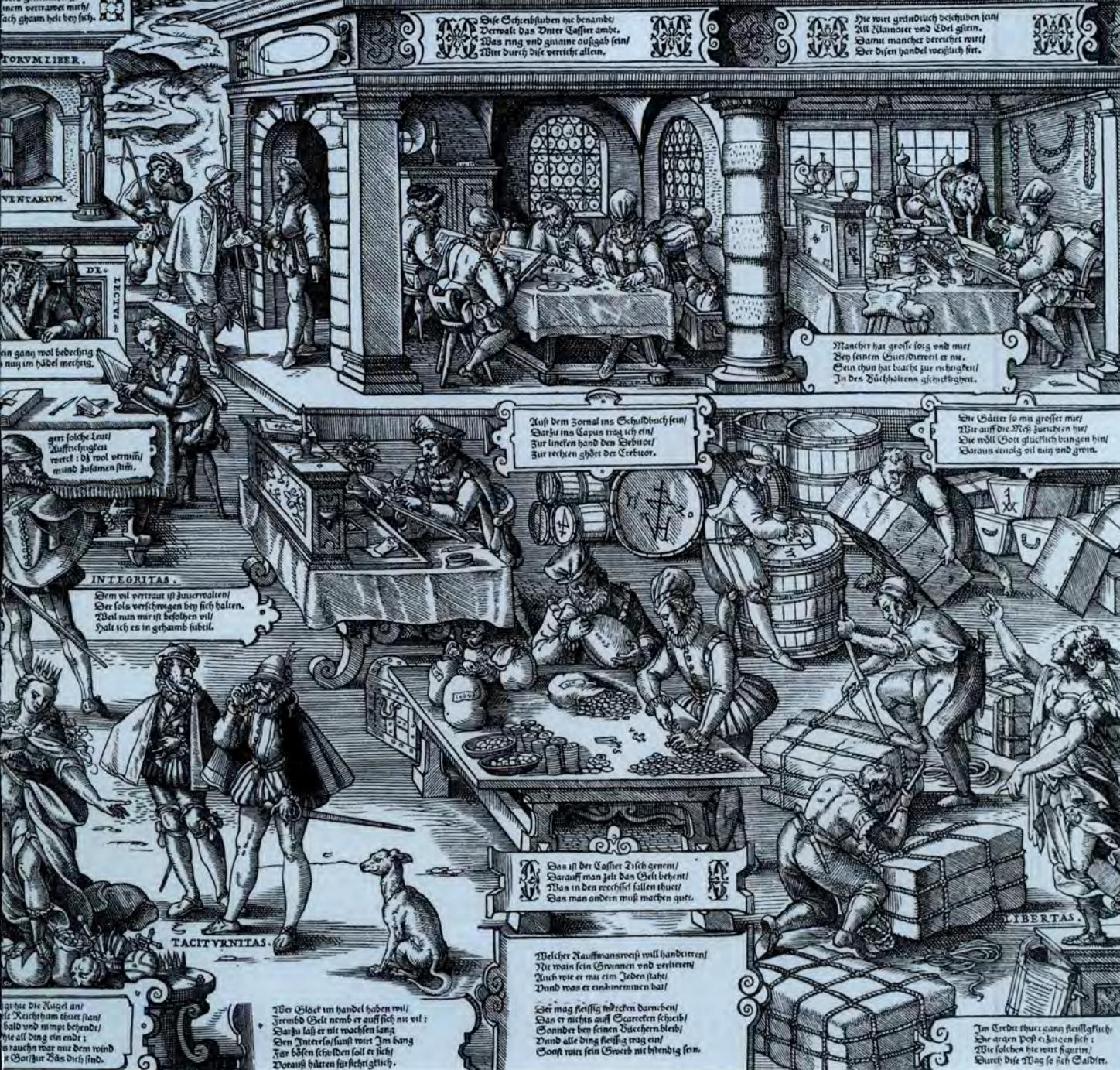
Sohn nicht zu. Und die zunftstolzen Handwerksmeister werden den Sohn eines Patriziers wohl kaum in die Lehre nehmen.

So ist Johannes eines schon bald klar: Will er Erfolg haben, muss er den auf eigene Faust suchen.

Immerhin erhalten Bürgersöhne wie er in Mainz eine gute Bildung. An zahlreichen Pfarrschulen lernen die Kinder Latein. Auf kleinen, mit einer dunklen

Wachsschicht überzogenen Holztafeln üben sie schreiben. Die hölzernen Griffel sind am oberen Ende zu einem Spatel abgeflacht, mit dem jeder Fehler leicht ausgestrichen oder die Tafeln wieder für die nächste Aufgabe geglättet werden können.

Einige Eltern leisten sich Privatlehrer für ihren Nachwuchs. Als besonders gut gilt jedoch der Unterricht in einem der zahlreichen Klöster, etwa dem St.-Viktor-



Stift im Süden der Stadt, wo Verwandte Gutenbergs geistliche Ämter innehaben. Hier lesen die Schüler auch komplizierte Texte lateinischer Schriftsteller.

Manche Mainzer schicken ihre Kinder anschließend auf eine Hochschule in der Ferne. Im Sommersemester 1418 etwa führt das Matrikelbuch der zum Erzbistum Mainz gehörenden Universität Erfurt einen „Johannes aus Eltville“. Einiges spricht dafür, dass sich hinter jenem kurzen Eintrag der Student Johannes Gutenberg verbirgt – in Eltville, nur wenige Kilometer rheinabwärts, besitzen Verwandte ein Anwesen, das seine Eltern mit den Kindern gelegentlich bewohnen.

Gut möglich auch, dass sich Gutenberg, neben seinen regulären Studien in Rhetorik und Philosophie, Musik und Geometrie, Astronomie, Arithmetik und Grammatik, in der Bibliothek an mathematischen und physikalischen Werken griechischer Autoren schult.

Zudem erkennt der Student in Erfurt wohl noch etwas anderes: den Mangel an preiswerten Lehrbüchern. Denn bislang werden selbst die dicksten Wälzer in langwieriger Handarbeit Seite für Seite, Buchstabe für Buchstabe mit Federkiel und Tinte abgeschrieben, meist von Mönchen oder Nonnen, seit einiger Zeit auch von kommerziellen weltlichen Schreibern.

## Stetis.

**I**ncepit huius lectionis quae nos genesi dicimus.  
A principio creauit deus celum. **T**unc pater  
et terram. Terra autem erat inanis et  
vacua: et tenebre erant super faciem abyssi:  
et spiritus dei feriebatur super aquas.  
**D**ixit deus. **F**iat lux. **E**t facta est lux.  
**E**t videt deus lucem quae esset bona: et  
dividit lucem a tenebris. appellauitque  
lucem diem et tenebras noctem. **F**actum  
est igitur vespere et mane dies unus. **D**ixit  
quocumque deus. **F**iat firmamentum in me-  
dio aquarum: et dividat aquas ab a-  
quis. **E**t fecit deus firmamentum: diui-  
sioque aquas que erant sub firmamen-  
to ab his que erant super firmamen-  
tum: et factum est ita. **V**ocauitque deus  
firmamentum celum: et factum est vespere  
et mane dies secundus. **D**ixit vero de-  
us. Longegetur aquae que sub celo  
sum in locum unum: et appareat arida.  
**E**t factum est ita. **E**t vocauit deus ari-  
dam terram: cōgregationesque aquarum  
appellauit maria. **E**t videt deus quod es-  
set bonum: et ait. **H**ec minet terra herbā  
virentem et facientem semen: et lignū  
pomiferū faciens fructum iuxta genū  
suum: et rūns semen in semināto sit super  
terram. **E**t factum est ita. **E**t procul  
terra herbam virentem et lassiteritz se-  
men iuxta genū suū: lignūque faciens  
fructū et habens unūq[ue] semen factum  
specie suā. **E**t videt deus quod esset bonum:  
et factum est vespere et mane dies tertius. **D**ixit  
autem deus. **F**iant lumina  
in firmamento celum: et dividat diem ac  
nōctū: et sine in signa: et tempora: et dies: et  
annos: ut lucet in firmamento celum et  
illuminet terrā. **E**t factum est ita. **F**ecitque  
deus duo lumina magna: luminares  
maius ut peller nodū: et bellas: et posuere as in  
firmamento celum ut lucerent super terrā: et

pellere diri ac nodū: et dividat lucem  
ac tenebras. **E**t videt deus quod esset bonus:  
et factum est vespere et mane dies quartus. **D**ixit etiam deus. Producant aque  
repole animae viventes et volante fugi-  
tatem: sub firmamento celum. **C**reavitque  
deus cere grandia: et omnē animā vi-  
uentem atque notabilem quam produxe-  
rant aque in species suas: et omne vo-  
latile secundū genū suū. **E**t videt de-  
us quod esset bonus: benedixitque ei deus.  
**C**elestia et multiplicamini: et replete a-  
quas maris: auctaque multiplicetur  
super terram. **E**t factum est vespere et mane  
dies quintus. **D**ixit quocumque deus. Pro-  
ducat terra animā viventem in gene-  
re suo: iumenta et reptilia: et bestias cer-  
te. secundū species suas. **F**actum est ita. **E**t  
fecit deus bestias cere iuxta species su-  
as: iumenta et omne repole terre in ge-  
nere suo. **E**t videt deus quod esset bonus:  
et ait. **S**faciam hominem ad ymaginē et  
similitudinē nostrā: et plū pisibus maris:  
et volantibus celo: et bestiis unūq[ue] terrae:  
omnīq[ue] repoli q[ue] mouet in terra. **E**t crea-  
uit deus hominem ad ymaginē et simili-  
tudinē suam: ad ymaginem dei crea-  
uit illū: masculū et feminā creavit eos.  
**B**enedixitque illis deus: et ait. **C**eleste u[erba]  
et multiplicamini et replete terram: et  
subicieam: et dominamini pisibus  
maris: et volantibus celo: et unūq[ue]  
animatibus que mouentur super terrā.  
**D**ixitque deus. **I**lli dedi uobis omnē  
herbam afferentem semen super terram:  
et unūq[ue] ligna que habet in semināto  
semen generis sui: ut sine nobis iſcā-  
et cūcūs animatibus terrae: omnīq[ue] volanti-  
bus celo: et unūq[ue] q[ue] mouetur in terra: et iſ  
quibus ē anima uiuēs: ut habeat ad  
vestindū. **E**t factum est ita. **V**idetque deus  
rūndā que fecerat: et erat valde bona.

Zwar ist ein paar Jahrzehnte zuvor der Holzschnitt von Asien aus nach Europa gelangt. Doch die Holzdrucker produzieren in der Regel nur Spielkarten, Heiligenbildchen und Flugblätter. Zu aufwendig ist das Schnitzen jeweils ganzer Seitenstempel, die dann – weil sie nicht mehr zu verändern sind – nur für Exemplare eines einzigen Titels verwendet werden können.

So bleiben fixierte Texte rar und teuer. Viele Studenten schreiben ihre Lehrwerke daher lieber eigenhändig ab. Und vielleicht ist genau dies der Moment, in dem sich Gutenberg vornimmt, daran etwas zu ändern.

**U**m 1420 kehrt er nach Mainz zurück. Noch immer bewohnt die Familie den Hof zum Gutenberg, in dem Johannes wohl den Großteil seiner Kindheit verlebt hat.

Patriziergüter wie diese bestehen meist aus einem vornehmen Steinbau – nicht selten einem Wohnturm mit vier oder mehr Geschossen und einem Festsaal. Dahinter schließt sich ein Hof an, den die Bewohner über einen Torgang von der Straße aus erreichen. Hier stehen Schuppen für Pferdewagen, Vorratsspeicher, Ställe für Pferde und Kleinvieh, Behausungen für das Gesinde.

Ein Ziehbrunnen spendet Grundwasser, das auch die Wäscherinnen im angrenzenden Waschhaus nutzen. Einige Patrizier haben sich für ihre Gebete gar Privatkapellen eingerichtet.

In den schmäleren Häusern, die von Handwerkern und Krämer bewohnt werden, spielt sich das Familienleben vor allem im Obergeschoss ab, über der Werkstatt oder dem Laden zu ebener Erde. Zur Straße hin liegt die mit einem Ofen beheizte Stube, hinten die Schlafkammer mit den Betten. Dazwischen, oft lichtlos in der Mitte eingewängt, die Küche.

Die Fensteröffnungen zu Straße und Hof – klein und mit geöltem Pergament, hauchdünn geschabtem Horn oder feiner Leinwand verschlossen – lassen nur wenig Tageslicht herein.

Noch finster sind die winzigen Wohnungen der Armen, die sich meist ein Hinterhaus mit mehreren

Familien teilen müssen. Dabei gilt: je höher das Stockwerk, desto mittellosen die Mieter.

Als Friele Gensfleisch 1419 mit 70 Jahren stirbt, gerät Johannes über das beträchtliche väterliche Erbe mit seinem Bruder und dem Schwager aneinander. Erst vor Gericht kann der Streit geschlichtet werden. Gutenberg ist nun ein gebildeter Mann mit einem Vermögen. Was soll er mit seinem Leben anfangen? Wie soll er seine Pläne verwirklichen? Die Chancen in der Stadt sind groß – aber auch die Ablenkungen.

Am Flachsmarkt, nur 100 Meter vom Gutenberg-Hof entfernt, treffen sich Vergnügungssüchtige im „Heißen Stein“, der Spielbank, wo aus Knochen gefertigte Würfel auf derben Tischen rollen. Viele Mainzer lieben das Spiel, vor allem wenn es um Geld geht. Mitte der 1420er Jahre verleiht der Stadtrat die Konzession für den „Heißen Stein“ an fünf private Gesellschafter. Die Pächter sind verpflichtet, „gut redliche Würfel“ zu stellen, von denen allein in der Spielbank der Nachbarstadt Frankfurt in manchen Jahren 7000 Stück verschlissen werden.

Außerhalb dieses Etablissements aber verbieten die Mainzer Ratsherren das Glücksspiel. Zu häufig haben betrunken, vom Erfolg verlassene Bürger randaliert. Nur Brettspiele wie Schach sind noch erlaubt. Und das Würfeln um Wein und Speisen mit Freunden daheim.

**WEITAUS SCHLECHTER ANGESEHEN** als der „Heiße Stein“, aber von höchster Stelle geduldet ist das Frauenhaus, in dem „gemeine Töchter“ ihre Dienste anbieten. Anfangs war das Bordell sogar direkt dem bischöflichen Domkapitel unterstellt.

Denn die Kleriker denken pragmatisch: Viele Junggesellen können erst dann eine Familie gründen, wenn die oft lange Ausbildung zum Handwerker oder Kaufmann abgeschlossen und die Zukunft gesichert ist. Das Bordell soll unverheiratete Gesellen und Reisende davon abhalten, Bürgersfrauen und Mainzer Töchter zu belästigen. Dass von Zeit zu Zeit auch Ehemänner und Mönche dort aufgegriffen werden, ändert daran nichts.



Gutenbergs Mitarbeiter fügen die Texte gemäß seiner neuen Methode aus einzelnen Lettern zusammen, die sie einem Setzkasten entnehmen



Alltag in Mainz: In den städtischen Badestuben können sich die Bürger waschen und dabei speisen, doch werden auch Intimitäten geduldet

Die Prostituierten, meist Frauen, die Menschenhändler aus anderen Teilen des Reiches hierher verschleppt haben, empfangen ihre Freier wohl in einer großen Stube. Hier wird geplaudert, und der Wirt schenkt überteuerten Wein aus. Im oberen Stockwerk oder um die Stube herum liegen die Kammern, unbeheizt und nur mit einem Bett eingerichtet. Zwei bis fünf Pfennige kostet der Bordellbesuch, etwa so viel wie ein Pfund Rindfleisch. Selbst Tagelöhner müssen dafür kaum mehr als einen Vormittag arbeiten.

Manchmal lassen sich gleich mehrere Vergnügen miteinander verbinden. In einigen Mainzer Badestuben wie dem Haus „Zur ewigen Mauer“ schwitzen die Gäste im Dampf und lauschen Lautenspielern, essen vom Personal gereichte Speisen oder singen selbst. Bader spülen die Leiber in großen Holzbottichen mit kaltem und heißem Wasser ab, massieren sie, schlagen sie zur besseren Durchblutung mit dem Badequast, reiben die Haut mit Bürsten aus Kardendistel.

Alle zwei Wochen kommen die Mainzer im Schnitt hierher, einige patrizische Haushalte verfügen sogar über eigene kleine Bäder. Handwerksgesellen erhalten regelmäßig früher frei und ein paar Heller extra, um die Badestuben besuchen zu können. Klagt ein Be-

sucher über Unwohlsein, wird er zur Ader gelassen oder mit Schröpfköpfen und Blutegeln therapiert. Männer und Frauen baden meist gemeinsam – und nicht selten bieten auch hier gemeine Töchter ihre Dienste an.

Ein anderer beliebter Ort ist das Wirtshaus. Wein ist ohnehin Grundnahrungsmittel, jeder Bürger trinkt im Durchschnitt fast anderthalb Liter täglich. Zu den Saufgelagen im „Goldenem Schwan“ schenken die Wirte freilich noch weit größere Mengen aus. Der gesellschaftliche Mittelpunkt jedoch sind die Trinkstuben. Stadtadel, Handwerksknechte, Krämer – fast jede soziale Gruppe besitzt ein solches Lokal. Hier preisen Patrizier die Vorzüge neuer Gespanne, tauschen Kaufleute Informationen über ferne Märkte aus, organisieren sich Gesellen gegen ihre Meister, während diese den Aufstand gegen die mächtigen Geschlechter planen.

Denn in Mainz ist ein Machtkampf in vollem Gange. Die Zeiten werden unruhiger.

**B**ereits 1333 mussten die alten Patriziergeschlechter – wie in immer mehr deutschen Städten – einen Teil ihrer Macht an die selbstbewussten Handwerker und Kleinhändler abtreten: Das war der Preis für eine dringend nötige Steuererhöhung, die die Stadtregierung nur mit Unterstützung der Zünfte durchsetzen konnte. Fortan stellten die Handwerker- und Krämervereinigungen die Hälfte aller Vertreter im Rat.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts verschlechterte sich die Finanzsituation der Stadt zusehends. Der Ton zwischen Zünften und dem glücklos wirtschaftenden Rat, dem die Meister zudem Cliquenwirtschaft vorwarfen, wurde schärfer. Als 1411 ein oppositionelles Zunftbündnis forderte, den Stadtadel höher als bislang zu besteuern, verließen 117 Angehörige der Geschlechter unter Protest die Stadt, zogen auf ihre Landgüter oder zu Verwandten in anderen Städten – und zahlten erst einmal überhaupt keine Abgaben. Auch Johannes Gutenberg ging in dieser Zeit mit seinen Eltern nach Eltville.

Zwar konnten sich die politischen Lager wieder einigen, die Exilanten kehrten zurück. Doch die Schulden der Stadt nahmen weiterhin zu. Der Konflikt schwelte – bis er jetzt, im Jahr 1428, umso heftiger wieder ausbricht: Eine Gegenregierung aus einflussreichen Zunftvertretern und abtrünnigen Ratsmitgliedern stürzt den alten, tief zerstrittenen Rat und fordert erneut höhere Steuern für die Geschlechter.

Abermals reagieren die Patrizier mit einem Exodus. Auch dieses Mal ist Gutenberg unter den Auswandern. Und offenbar fasst der Mainzer in jenen turbulenten Jahren den Entschluss, seiner Geburtsstadt für längere Zeit den Rücken zu kehren.

Andere Städte bieten bessere Bedingungen. Zum Beispiel Straßburg, die aufstrebende Metropole am Oberrhein. Dreimal größer als Mainz. Und dennoch um einiges ruhiger: Zünfte und Patrizier haben, nach eben-

falls heftigen Kämpfen, Frieden geschlossen. Zudem ist die Stadt reich, der Handel mit Südfrankreich und Oberitalien floriert. Hier gibt es mehr als genug Geld, um Neues zu wagen.

Gutenberg zieht um das Jahr 1434 jedoch nicht ins Zentrum der Stadt, sondern richtet sich in einer kleinen Vorortsiedlung ein, 2,5 Kilometer außerhalb der Mauern.

Der Standort ist ideal: Die Ill fließt direkt am Grundstück vorbei. Die Strömung kann schweres Gerät antreiben – Mühlräder, Hammerwerke oder Ähnliches. Anders als in der eng bebauten Stadt, wo die Brandgefahr groß ist, kann Johannes eine eigene Esse betreiben und mit flüssigem Metall hantieren.

Vor allem aber ist er dort unbehelligt. Denn er will neue technische Verfahren erproben. In einer Zeit, in der es keinerlei Schutz für Patente gibt, ist es ratsam, dabei möglichst wenige Neugierige zusehen zu lassen.

Und sein Projekt ist ehrgeizig. Alle sieben Jahre wandern große Mengen von Pilgern in das 400 Kilo-

meter entfernte Aachen, um die dortigen Reliquien zu verehren, darunter ein Gewand Mariens und die Windele Jesu.

Überaus begehrte sind handtellergroße Abzeichen aus einer Blei-Zinn-Legierung, die an die Pilgerreise erinnern sollen. In ihrer Mitte tragen die Embleme kleine Spiegel, mit denen die Gläubigen etwas vom Segensschein der Reliquien einzufangen hoffen. Doch immer wieder kommt es vor, dass Pilger ohne Abzeichen heimgehen müssen, weil die Aachener Handwerker nicht genügend Devotionalien fertigen konnten.

Das ist eine Marktlücke, wie Johannes erkennt. Die nächste Pilgerfahrt wird 1439 stattfinden – möglichst mit Abzeichen aus dem Hause Gutenberg. Jetzt braucht der Mainzer nur noch Kapital.

Anfang 1438 gründet er gemeinsam mit Hans Riffe, einem wohlhabenden Patrizier aus Straßburg, sowie zwei weiteren Partnern ein Unternehmen. Riffe ist der Hauptinvestor, die beiden anderen sollen neben etwas Geld vor allem ihre Arbeitskraft beisteuern. Gutenberg verpflichtet sich, sie in jedes Detail seines technischen Verfahrens einzuweihen, ihnen „Lehrherr“ zu sein. Alle sind am erwarteten Gewinn beteiligt.

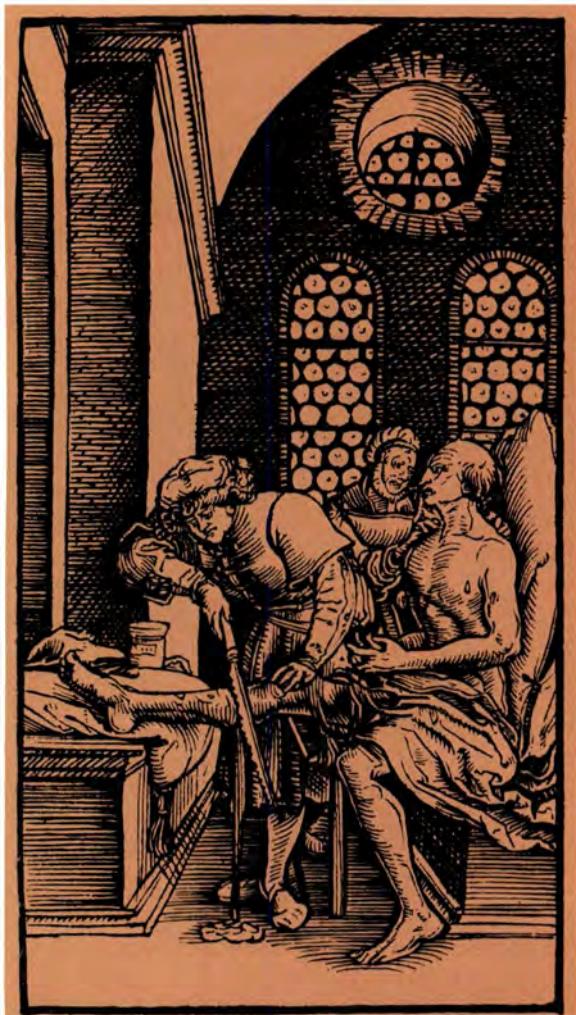
**WIE GENAU DAS UNTERNEHMEN** die Pilgerabzeichen herstellt, ist nicht überliefert. Sicher scheint, dass Johannes eine völlig neuartige, sehr viel rationellere Methode als den bislang üblichen, mühsamen Guss in Sandformen erdacht hat. Möglicherweise eine Stanztechnik mithilfe einer großen Presse.

Doch dann, die fertigen Abzeichen stapeln sich bereits im Lager, droht das Unternehmen zu scheitern: Die Aachener Geistlichkeit sagt die Wallfahrt ab, offenbar aus Angst vor einer neuen Pestwelle. Erst ein Jahr später sollen die Pilger in die Wallfahrtstadt kommen. Bis dahin wird es für die Gesellschafter keine Einnahmen geben. Bedeutet das den Bankrott?

Gutenberg ist ein gelassener Mann. Zu Beginn seiner Straßburger Zeit schuldete ihm seine Heimatstadt Mainz beispielsweise mehrere Hundert Gulden – Zinsen für eine Summe, die er der klammen städtischen Kasse Jahre zuvor geliehen hatte.

Als nun ein Mainzer Stadtbediensteter zufällig in Straßburg weilte, ließ Johannes ihn kurzerhand festnehmen. Die rechtlichen Geflogenheiten erlaubten ihm, jeden Bürger von Mainz persönlich für die Schulden der Stadt haftbar zu machen.

Doch Gutenberg erzwang nichts; er ging diplomatisch vor. Nachdem der Mann versprochen hatte, für die



**Krankheit und Tod sind in den Städten allgegenwärtig: Barbiere und Bader arbeiten nebenbei als Wundärzte und nehmen sogar Amputationen vor**

Rückzahlung zu sorgen, ließ er ihn ziehen – und erhielt bald darauf auch tatsächlich sein Geld.

Jetzt, in finanzieller Bedrängnis, redet der Erfinder mit seinen Partnern. Und überzeugt sie, weiteres Kapital in das Unternehmen zu stecken. Für diese zusätzliche Investition soll er die Gesellschafter an zukünftigen Erfindungen und seinem kaufmännischen Sachverstand teilhaben lassen.

Schon die Gerätschaften für die Produktion der Aachener Abzeichen sind offenbar so geheim, dass Gutenberg, als ein Geschäftspartner plötzlich an Pest erkrankt und stirbt, sofort seinen Diener losschickt, um so schnell wie möglich Teile einer hölzernen Presse aus dem verseuchten Haus zu entfernen. Damit sie ja niemand zu Gesicht bekomme.

Vieles deutet darauf hin, dass sich Gutenberg in diesen Jahren Schritt um Schritt, Erfahrung um Erfahrung seiner großen Erfindung annähert. In Straßburg indes wird das erste gedruckte Buch nicht entstehen.

Vielleicht sind es französische Söldner, die um 1444 raubend durch das Elsass ziehen und Straßburg

bedrohen, die den Mainzer Erfinder wieder zurück in die Heimatstadt treiben. Oder es ist der Tod seines älteren Bruders, drei Jahre später, der ihn zur Rückkehr bewegt. Sicher ist nur: Ab 1448 lebt Gutenberg wieder in Mainz. Experimentiert und sucht kapitalkräftige Partner. Und wie schon zuvor, findet er – dank seiner Eloquenz und dem Vorhaben, das immer klarere Konturen annimmt – nahezu problemlos neue Geldgeber.

Im Oktober 1448 leiht ihm sein Vetter 150 Gulden, verzinst mit fünf Prozent. Ein gutes Jahr später gewährt der Investor Johannes Fust einen Kredit von 800 Gulden und schießt bald darauf noch einmal die gleiche Summe zu. Ein ordentliches Bürgerhaus kostet etwa 500 Gulden – das Unternehmen hat also beeindruckende Dimensionen angenommen.

Dann ist es so weit. Nach mehr als anderthalb Jahrzehnten Entwicklungsarbeit trocknen die ersten Drucke in der Mainzer Werkstatt.

Das Grundprinzip der Erfindung ist genial einfach: Gutenberg löst Texte in ihre kleinsten Bestandteile auf, in die 26 Buchstaben des lateinischen Alphabets sowie in häufig vorkommende Abkürzungen und Vorsilben.

Mit Einzellettern aus Metall kann er beliebige Texte zusammensetzen und die Teile zudem immer wieder verwenden. Um die Farbe von den Typensätzen auf Papier zu übertragen, nutzt er den gleichmäßigen Druck einer Spindelpresse.

Das Verfahren besteht aus einer Vielzahl neuartiger Details. Gutenberg hat ein Instrument zum Guss der Lettern ersonnen sowie eine Legierung aus Blei, Zinn, Kupfer, Eisen und dem seltenen Halbmetall Antimon, die ihm als Rohmaterial für die Buchstaben dient; er hat für die Druckerschwärze eine passende Mischung aus Öl, Lampenruß, Firnis und anderen Zutaten gefunden und gemeinsam mit Drechslnern eine Presse konstruiert, die seinen Anforderungen entspricht.

Schon bald machen sich Fust und Gutenberg an die Herausgabe einer repräsentativen Bibel. Ein gigantisches Vorhaben und Härtetest für die neue Technik. Der Paukenschlag, der den Durchbruch bringen soll.

## Sogar der Kaiser bewundert *die Erfindung des Mannes aus Mainz*

**ANFANG 1453.** Mehr als 20 Leute arbeiten nun in den kalten Werkstatträumen. Sechs Setzer hocken vor großen Kästen mit Dutzenden von Fächern. In raschem Tempo greifen sie nach den dort abgelegten Metall-Lettern und fügen Buchstabe für Buchstabe zu Zeilen zusammen, aus denen sie schließlich die Seiten auf einem Holzbrett aufbauen. Etwa 60000 Typen mussten

zuvor gegossen werden, darunter auch gleiche Buchstaben in unterschiedlichen Breiten, damit die Setzer die Zeilen zum Blocksatz austarieren können.

Hilfskräfte färben die Satzspiegel mithilfe halbkugelförmiger Ballen aus Leder ein. An sechs wuchtigen, hölzernen Pressen, die fast bis zur Decke reichen, arbeiten jeweils zwei Drucker. Sie platziieren die Sätze, fixieren das befeuchtete Papier kurz über den schwarz glänzenden Buchstabenreihen. Drehen über einen Hebel die mächtige Gewindestange – und mit einem Ruck senkt sich die schwere Druckplatte auf das Papier. Für jedes Blatt aufs Neue. Zweimal. Viermal. 230 760-mal.

Dann sind die 180 Rohexemplare der 1282 Seiten starken Bibel fertig. Gutenberg und seine Mitarbeiter brauchen dafür etwa drei Jahre. Ein professioneller Schreiber könnte in gleicher Zeit gerade ein einziges Exemplar vollenden. Gut ein Viertel der Bibeln haben die Männer auf Pergament gedruckt: getrockneter Tierhaut. Den Rest auf dem noch recht jungen, aber günstigeren Papier, das aus Textilfasern geschöpft wird.

Gutenberg hat nur den reinen Text in schwarzer Farbe abgebildet. Die roten Zeilen, die üblicherweise Anfang und Ende der Evangelien und Bücher kennzeichnen, überlässt er den geschickten Händen von professionellen Schreibern. Die Verzierungen der Seitenränder mit Blumenranken oder ausschweifende Ornamente steuern traditionelle Buchmaler bei.

Und schließlich, irgendwann im Jahr 1454, kann Johannes eines der ersten fertigen Bücher begutachten.

Die Zeitgenossen sind begeistert. Noch ehe die letzte Bibel die Pressen verlässt, sind bereits alle Exemplare verkauft. Bischof Enea Silvio Piccolomini, der Sekretär Kaiser Friedrichs III., feiert den Erfinder, nachdem er ihn 1454 auf der Frankfurter Herbstmesse getroffen hat, als „bewundernswerten Mann“.

Dessen Bibel, so Piccolomini in einem Brief, sei „in höchst sauberer und korrekter Schrift ausgeführt“. Mühelos und ganz „ohne Brille“ habe er sie lesen können. Sogar der Kaiser habe schon einige Lagen jener so erstaunlichen Druckblätter zu Gesicht bekommen.



Gutenbergs Novität verbreitet sich mit ungeheurer Geschwindigkeit und Wucht. Von Valencia bis Danzig, von London bis Neapel, selbst im fernen Konstantinopel vervielfältigen Menschen Texte bald mithilfe beweglicher Lettern. Drucker arbeiten in mehr als 40 Städten. Allein in Rom eröffnen mehr als drei Dutzend Offizine.

Bis zum Jahr 1500 werden auf dem gesamten Kontinent wahrscheinlich etwa 40 000 Buchtitel gedruckt, insgesamt vielleicht acht Millionen Exemplare. Eine nie da gewesene Zahl neuer Schriftstücke.

Immer mehr Menschen lernen lesen, denn immer mehr Menschen können es sich nun leisten, zu lesen. Innerhalb von 30 Jahren nach Gutenbergs Erfindung fallen die Preise für Bücher um 75 Prozent. Mehr und mehr werden die großformatigen Folianten durch handlichere Bücher abgelöst. Und für das breitere Publikum veröffentlichen die Verleger auch Romane, spannende Reiseberichte und satirische Erzählungen auf Deutsch, Italienisch oder Französisch.

Drucke, auf einzelnen Blättern gefertigt, informieren jetzt massenhaft über sensationelle Ereignisse, über Wundergeburten oder Kriegsausbrüche, über falsche Münzen genauso wie Überschwemmungen.

„Neue Zeytungen“ – „neue Nachrichten“ – heißen diese noch unregelmäßig erscheinenden Blätter, die Vorformen moderner Zeitungen.

Besonders die Humanisten preisen die Erfindung des Buchdrucks. Fest glauben die Anhänger dieser Geisteshaltung daran, dass durch das Studium bislang schwer zugänglicher antiker Texte die Wissenschaften nördlich der Alpen eine solche Blüte erleben werden wie in Italien. Dass die Menschen, so ihre Überzeugung, zu ethisch vollkommeneren Individuen reifen werden.

Der Buchmarkt ist bald voll von den Schriften Vergils und Ciceros, von den Fabeln Äsops, den medizinischen Traktaten des antiken Arztes Galen.

In den wachsenden privaten Bibliotheken stehen sie neben den neueren Werken von Humanisten wie Leonardo Bruni, Francesco Petrarca und Erasmus von Rotterdam – von Gelehrten, welche die Würde des Individuums feiern und das Ende des Mittelalters pro-

Fast alle Städter kochen über offenem Feuer, wie in diesem Wirtshaus, wo ein Küchenjunge den Fleischspieß dreht. Manche Häuser der Armen haben nicht einmal Kaminabzüge. Der Rauch, der die Räume erfüllt, greift Augen und Lungen an



klamieren. Wie kaum eine andere Geistesbewegung profitiert der Humanismus von der neuartigen Kommunikationstechnik Gutenbergs – und sorgt zugleich dafür, dass deren Siegeszug anhält.

Ein Triumph, der schließlich sogar die mittelalterliche Allmacht der Kirche erschüttert. Der Wittenberger Theologe Martin Luther geißelt zu Beginn des 16. Jahrhunderts deren Lehre als Menschenwerk; allein die Bibel bezeugt Gottes Offenbarung. Deshalb müsse jeder Laie selbst die Heilige Schrift in die Hand nehmen, um die göttliche Wahrheit zu erfahren.

Ein Wunsch, der dank des Buchdrucks auch zu erfüllen ist: Einfache Gebrauchsbibeln sind bald in großer Zahl erhältlich. Allein Luthers Übersetzung des Alten und Neuen Testaments ins Hochdeutsche verkauft sich bis zu dessen Tod im Jahr 1546 mehr als eine halbe Million Mal. Zusammen mit seinen kämpferischen Schriften für eine grundlegende Reform der Kirche machen Luthers Veröffentlichungen ein Drittel aller auf Deutsch erscheinenden Bücher in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus.

Auch wenn Luthers Gegner, die Vertreter der römischen Kirche, zu Tausenden Pamphlete drucken lassen, um die Einheit der Kirche zu retten: Die fast überall verbreiteten Texte des Reformators, die zahllosen Flugschriften seiner Sympathisanten, Mitstreiter und Unterstützer entzweien schließlich die abendländische Christenheit – für immer.

Unterdessen entwickeln die Drucker ihre Technik kontinuierlich weiter. Die Schriftqualität steigt dank besser geschnittener Typen, die Seiten erstrahlen im Mehrfarbdruck, selbst Verzierungen können bald mit Pressen gefertigt werden. Neu eingeführte Titelblätter werben für den Inhalt; Paginierung und Register helfen erstmals, sich zu orientieren. Doch das Grundprinzip des Buchdrucks bleibt stets das gleiche – bis die Industrialisierung im 19. Jahrhundert die dampfgetriebene Schnellpresse und den Maschinensatz hervorbringt.

Gutenberg kann davon im Jahr 1454 freilich nichts ahnen. Voller Stolz registriert er jedoch, auf was für ein Echo seine Erfindung stößt. Nach dem Bibelprojekt widmet er sich weniger repräsentativen Aufgaben: Er druckt Ablassbriefe, Schulbücher, eine päpstliche Bulle gegen die Türken, später astronomische Planetentafeln, einen medizinischen Kalender sowie eine Liste der römischen Kirchenprovinzen.

Die Geschäftspartnerschaft mit Johannes Fust löst sich schon bald wieder auf. Nach einem heftigen Streit sehen sich beide im Frühjahr 1455 vor dem Mainzer Stadtgericht wieder. Fust klagt Gutenberg an, ihm Zinsen für seine enormen Kredite vorzuenthalten. Gemäß den gängigen Prozessregeln muss Gutenberg eine Antwort formulieren. Nach der Gegenrede Fusts und einer nochmaligen Replik Gutenbergs, der Nachrede, stellt der Richter zwar im Sinne Gutenbergs fest, dass ein Teil

des Fustschen Geldes kein Kredit, sondern eine echte Beteiligung am Unternehmen war.

Dennoch ist der Erfinder bei seinem Partner so hoch verschuldet, dass er ihm einen großen Teil des Inventars – Pressen, Typen, Material – überlassen muss. Fust betreibt fortan eine eigene Druckerei. Doch der Markt für Bücher und Flugschriften ist groß genug für viele, und er wächst beständig.

**S**ein wohl letztes großes Werk, eine Art biblische Enzyklopädie, versieht der alternde Meister mit einer selbstbewussten Schlusschrift: „Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1460 in Mainz ist dieses vortreffliche Buch nicht mithilfe von Schreibrohr, Griffel und Feder, sondern mit der wunderbaren Harmonie und dem Maß der Typen und Formen gedruckt und vollendet worden.“

Und noch einmal wird sich auf dramatische Weise das Schicksal Gutenbergs mit dem seiner Stadt verbinden.

In der Nacht zum 28. Oktober 1462 übersteigen mehrere Hundert bewaffnete Söldner die Mainzer



Häufig wechselt Gutenberg den Wohnort – wohl auch in Reisewagen wie diesem. Die letzten Jahre verbringt der Erfinder jedoch wieder in seiner Heimatstadt Mainz

Stadtmauer. Ein Jahr zuvor hat Papst Pius II. den ihm feindlich gesinnten Erzbischof Diether von Isenburg abgesetzt – und zum neuen Amtsträger Adolf von Nassau erhoben, einen ehemaligen Domherrn. Als Diether von Isenburg sich weigert, dies hinzunehmen, entspinnt sich zwischen den beiden Kirchenmännern ein erbitterter Konflikt.

Der Mainzer Rat ist lange Zeit unentschlossen, welchen der Kontrahenten die Stadt unterstützen soll. Schließlich schlägt er sich auf Diethers Seite. Ein Fehler. Denn der Schlag Adolfs von Nassau ist verheerend.

Fast zehn Stunden wüten am 28. Oktober 1462 die Kämpfe in den Straßen. Dann müssen die Bürger vor den Truppen Adolfs kapitulieren. Mehr als 500 Menschen sterben, 150 Häuser und Höfe brennen nieder. Und der Sieger zeigt wenig Erbarmen: Adolf von Nassau verbannt einen Großteil der männlichen Bürger aus der Stadt, darunter wahrscheinlich auch Gutenberg.

Nach der gewaltigen Einnahme lässt sich der Erzbischof von der Bürgerschaft Gehorsam schwören. Zudem schafft er im Rausch seines Sieges sämtliche Privilegien ab, die seine Vorgänger sowie die römisch-deutschen Könige den Mainzer Bürgern seit 1244 verliehen haben. Nun regiert kein gewählter Rat mehr die Stadt. Stattdessen benennt der Bischof einen Hauptmann, der in seinem Namen willfährig die Verwaltung führt. Der Kurfürst ist unumschränkter Herrscher, die einst stolze Kommune der Bürger nurmehr eine auf ihn ausgerichtete Residenzstadt.

**D**as Schicksal von Mainz ist kein Einzelfall. Auch andere Städte in Deutschland verlieren am Ende des Mittelalters ihre Autonomie, die Zeit des politisch unabhängigen städtischen Bürgertums geht zu Ende. Nach und nach verstärken mächtige Regionalherren ihre Kontrolle über Land und Stadt, ausgerüstet mit Waffen, die im Konfliktfall so gut wie jede Befestigungsanlage überwinden können.

Die Fürsten integrieren die Städte allmählich in eine wachsende flächendeckende Verwaltung, beginnen, die städtische Wirtschaft stärker im Sinne ihres Landes zu steuern. Ihre auf diese Weise neu geordneten Territorien bilden die Frühformen moderner Staatswesen. Werden nun Städte gegründet, sind sie von vornherein auf die Bedürfnisse des fürstlichen Hofes und des Territorialstaates zugeschnitten.

Nach den Kämpfen in Mainz geht Gutenberg im Herbst 1462 wahrscheinlich nach Eltville, ins Haus des

verstorbenen Bruders. Doch macht er erstaunlich schnell seinen Frieden mit Erzbischof Adolf, der sich häufig in seiner Eltviller Burg unweit des Gutenbergschen Anwesens aufhält.

Der Fürst erkennt wohl, wie nützlich die neue Technik und ihr Erfinder für seine Politik, für Propaganda in eigener Sache sein können: Er ernennt Gutenberg 1465 zum Hofmann. Der Drucker, offensichtlich geschmeichelt, schwört dem Bischof Treue und erhält dafür die Steuerfreiheit auf Wein, Korn und andere Grundnahrungsmittel. Möglicherweise stellt ihm der Herrscher auch eine neue Bleibe in Mainz.

## Der alternde Erfinder *sorgt sich um sein Seelenheil*

**VON DEN LETZTEN JAHREN**  
des Meisters ist wenig bekannt. Lange zuvor schon, irgendwann nach seiner Rückkehr aus Straßburg 1444, hat Gutenberg erfolgreich um Aufnahme in die Bruderschaft des Mainzer St.-Viktor-Stifts gebeten – wohl aus Sorge um sein Seelenheil: Die Brüder sollen ihm, wenn es denn so weit ist, ein angemessenes Begräbnis bereiten.

Wahrscheinlich hat er der Bruderschaft auch Geld gestiftet, damit ihre Mitglieder nach seinem Tod regelmäßig für ihn beten.

Das empfehlen jedenfalls die *artes moriendi*: Schriften über die „Kunst des Sterbens“, welche die christliche Vorbereitung auf den Tod lehren.

Denn der Tod eines Menschen ist zu jenen Zeiten dicht umsäumt von Ritualen. In der Regel begibt sich ein Priester, begleitet von singenden Chorknaben und unter dem Geläut der Kirchenglocken, zum Haus des Sterbenden. Nachbarn, Freunde, Bürger schließen sich an. Am Totenbett spendet der Geistliche Sterbesakramente, so die Letzte Ölung. Später wird der Leichnam, gewickelt in ein Leinentuch, umschlossen von einem hölzernen Sarg, in feierlichem Zug zur Kirche getragen. Manche der Trauergäste sind bunt gekleidet, denn die Farbe Schwarz setzt sich erst allmählich als Symbol der Trauer durch.

Aus vielen Kehlen erklingen die Fürbitten und Gesänge in der Kirche. Schließlich betten die Träger den Leichnam des Verstorbenen in sein Grab.

Und so war es vielleicht auch in den Tagen nach jenem 3. Februar 1468, an dem der fast 70-jährige Johannes Gensfleisch starb, der sich Gutenberg genannt hatte und den die Nachwelt schon bald verehrte als Auslöser einer beispiellosen Medienrevolution.

Als einen der bedeutendsten Menschen des gesamten Mittelalters. □

# Das Deutsche Kaiserreich



Kaiser Wilhelm II. will Weltgeltung – und führt das Reich in den Untergang

Historiker haben das Deutsche Kaiserreich die „nervöse Großmacht“ genannt: ein ruheloses Land zwischen Obrigkeitshörigkeit und Großmannssucht auf der einen und liberalem gesellschaftlichen Aufbruch auf der anderen Seite, zwischen Tradition und Industrialisierung, Bürgergeist und Militarismus. Diese Zeit zwischen 1871 und 1914 präsentiert die nächste Ausgabe von GEOEPOCHE KOLLEKTION – unter anderem in ausführlichen Porträts Otto von Bismarcks, des umstrittensten Staatsmanns jener Epoche, und Kaiser Wilhelms II., einer in

jeder Hinsicht verhängnisvollen Figur. Aber auch in Geschichten über Gründerzeit und Gründerkrach, in Berichten über den Erfolg der deutschen Forschung und einen nie da gewesenen industriellen Aufschwung sowie in Reportagen aus den wuchernden Metropolen. Und schließlich erzählt das Heft vom Weg des Reiches in den Weltkrieg – der es in die Katastrophe führen wird.

GEOEPOCHE KOLLEKTION über das Kaiserreich von 1871 bis 1914 – jene gut vier Jahrzehnte, in denen das moderne Deutschland entstand.

Berlin: Die alte Residenzstadt der preußischen Könige wird zur Millionenmetropole (Brandenburger Tor, um 1900)



Hamburg ist der wichtigste Hafen der aufstrebenden Industrienation (Fleet, um 1890)



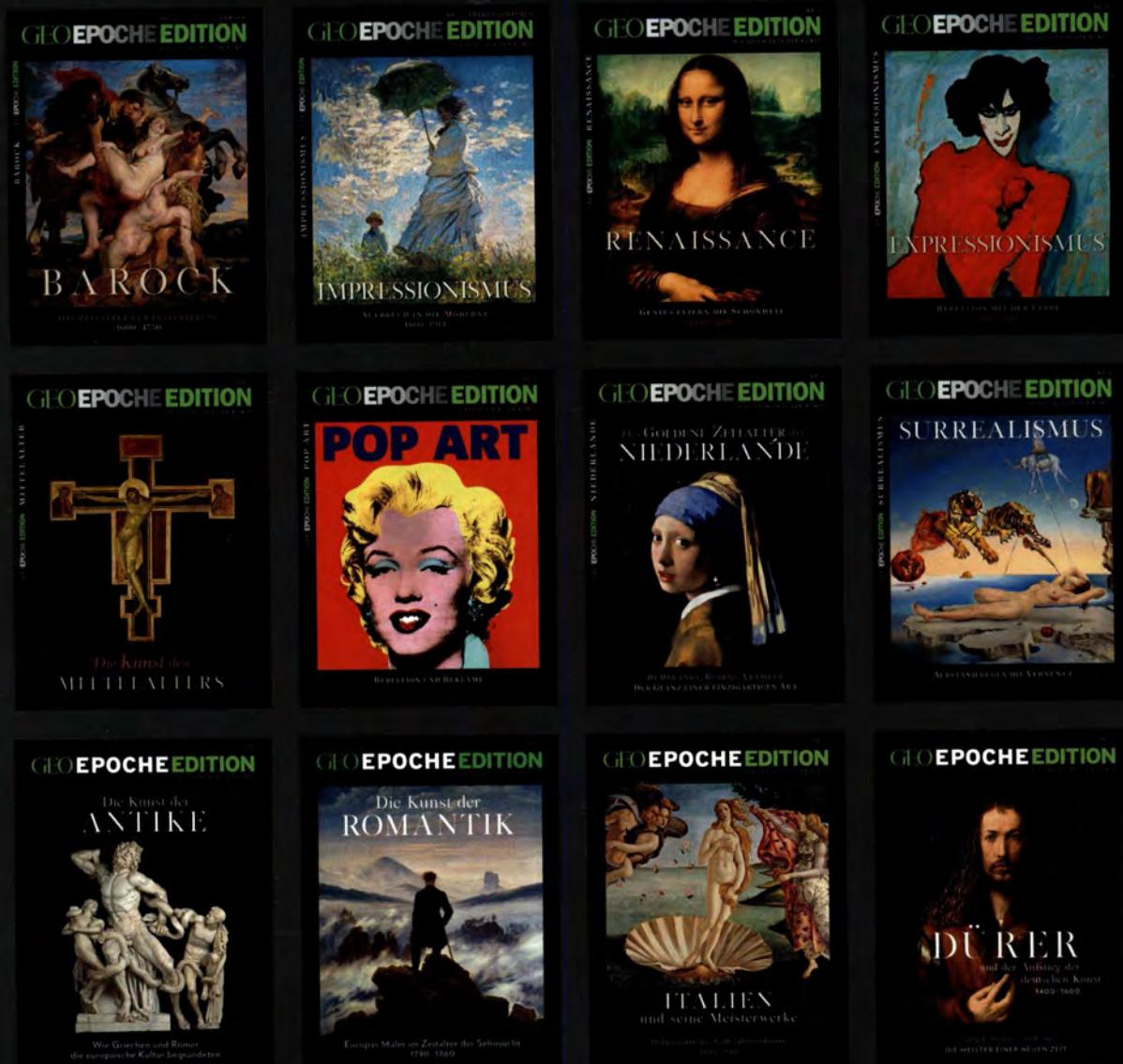
Die deutschen Unternehmen der Elektroindustrie – hier die AEG – sind weltweit führend



Diese Ausgabe von  
**GEO EPOCHE KOLLEKTION** erscheint  
am 20. April 2016

Zusammgedrängt in elenden Hinterhöfen leben die Armen der Industriestädte (Hamburg, um 1900)

# DIE GESCHICHTE DER KUNST



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90  
oder auf [www.geoshop.de](http://www.geoshop.de). Nur solange der Vorrat reicht.

**GEO EPOCHE EDITION**